

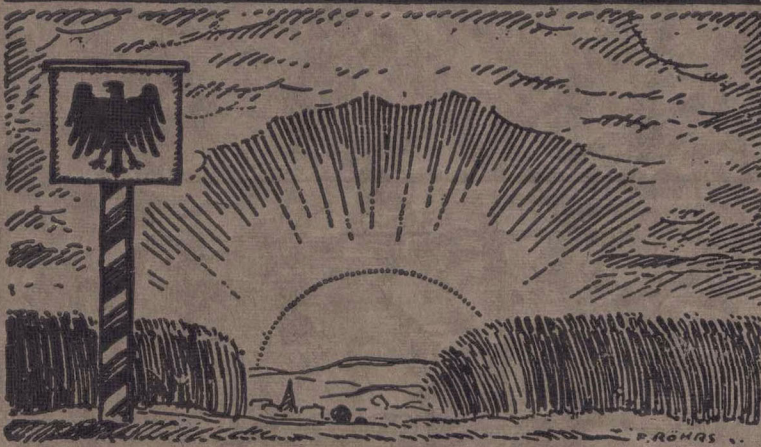
Heimattalender



Kreis Prenzlau

1 9 3 4

Helfst, daß das Werk gelinge:



Ein neues schönes
Deutschland!

Auch der kleinste Sparer ist Mitbester!
Die deutschen Sparkassen sind ein wichtiges
Mittel zum Wiederaufstieg.
Auch auf Deinen Pfennig kommt es an!

Denk daran
und spare
bei der

Sparkasse
des Prenzlauer Kreises

mit den Zweigstellen in Brüssow, Fürstenwerder, Zerrenthin

Heimatkalender für den Kreis Prenzlau

1934

9. Jahrgang

Herausgegeben vom Kreisauschuß des Kreises Prenzlau



Bearbeitet von
Kreisauschuß-Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau

Wo ist euer Glaube?

Ein erstes Wort vom Glauben pflegt alljährlich am Eingang unseres Kreis-
kalenders die Leser zu grüßen, denn wir Deutschen wissen es wohl, daß diese beiden
köstlichsten Edelsteine eines Volkes aufs engste zusammengehören:

Glaube und Heimat.

Wo ist eure Heimat? Wenn ich so frage, ist die Antwort leicht. Siehe hier: un-
sere Uckermark, das Land das uns geboren, das ist unsere Heimat, die wollen wir lieb
haben. Jetzt erst recht, wo der Schutt weggeräumt ist von starken Händen und wo
nun die Stimmen aus der heiligen Tiefe des Blutes und des Volkstums wieder heller
klingen. Und unser Kalender wird uns auch in diesem Jahre wieder zeigen, wie schön
die Heimat ist und wie reich der Baum ihrer Geschichte blüht.

Wo ist euer Glaube? Das ist eine sehr ernste Frage. Sie steht in der Bibel
(Luk. 8, 25). Der Heiland fragte seine Jünger mit diesen Worten in jener Sturm-
nacht auf dem See. Eine Frage, die mit unerhörter Sachlichkeit durch alle frommen
Stimmungen und Gefühle hindurchstößt zu den Tatsachen: Wo ist nun der Glaube?
Im wirren Wellenspiel des Lebens muß er sich zeigen als Kraft, als Tat, als Werk.

Wo ist euer Glaube? Das ist jetzt die Frage Gottes an unser Volk. Der
allmächtige Gott hat in seiner unendlichen Güte unserm Volk noch einmal eine große
Gnadenzzeit geschenkt. Er schickte in unserm Kanzler Adolf Hitler uns den Mann, der
das Steuer unserer Geschichte herumriß. Ein Abschnitt unserer Geschichte ist damit
zuende gekommen, ein neuer hebt an. Ueber ihm aber erglänzt im Morgenrot die
Frage: Wo ist euer Glaube? Das neue Deutschland muß aus dem Glauben leben.
„Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen“ — dies
alte Bibelwort hat Adolf Hitler in einer bedeutungsvollen Stunde unserm Volke
zugerufen. Auch dies Wort ist eine Frage nach dem Glauben.

Der Glaube ist ein Wagnis. Der Mensch muß es wagen, sich in Gottes Arm zu
geben und Seiner Gnade zu trauen in Christus. Aber wer es wagt, dem wird der
Glaube zur Kraft, zur Hoffnung, zum Stern und zum Steuer.

Wo ist euer Glaube? Zeig' auf das Kreuz, das vom Turm deiner Dorfkirche hernie-
derschaut. — Zeig' auf deine Bibel — zeig' auf dein Gesangbuch. Hier ist unser
Glaube, wie die Väter ihn bekant. Dieses Glaubens wollen wir leben — in diesem
Glauben froh und mutig und unverzagt sein — in diesem Glauben wollen wir
Früchte bringen. Hand ans Werk in solchem Glauben!

Superintendent Dr. Nagel.

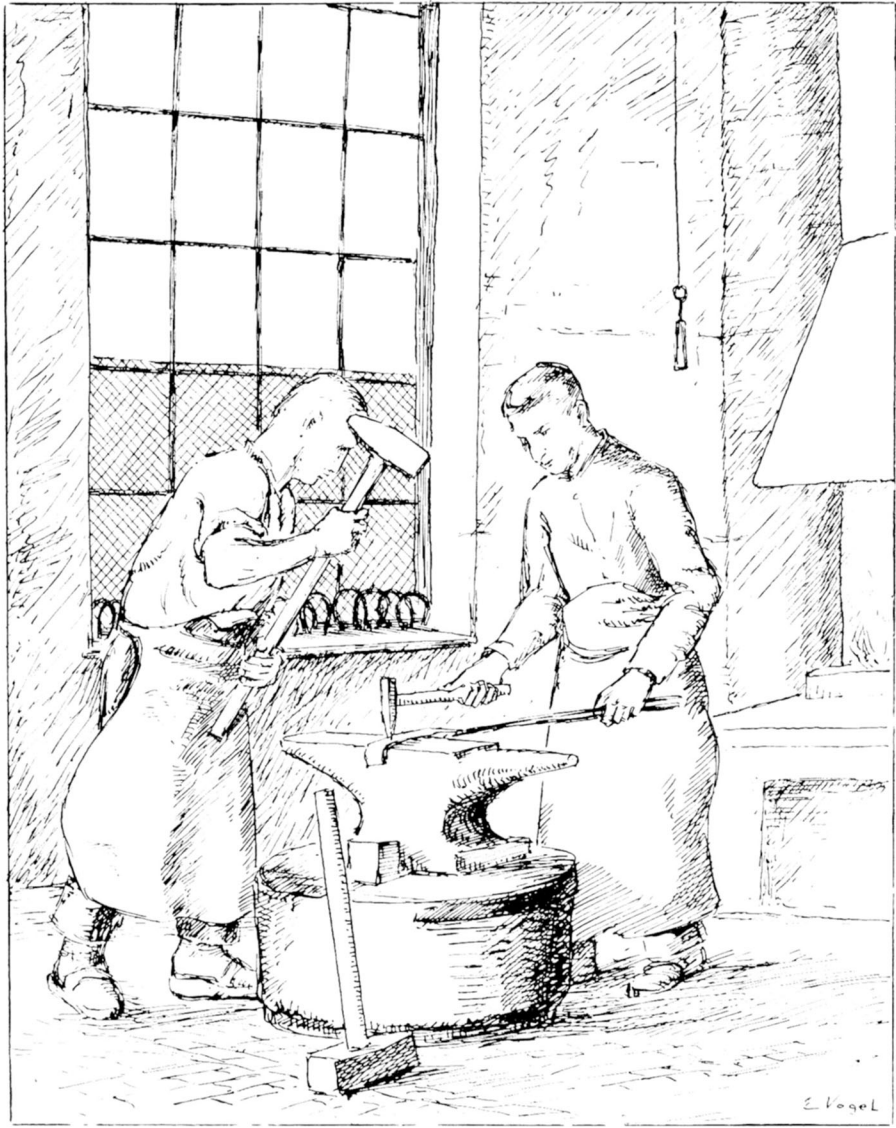


Zeichnung von Leo Wiese.

Unser Führer.

Inhalts-Übersicht.

Seite	Seite
Umschlag: Marienkirche und Mittelturn in Prenzlau. Zeichnung von Ernst Vogel.	
Wo ist euer Glaube? Ein Wort zum Geleit von Superintendent Dr. Nagel.	2
Unser Führer, Reichkanzler Adolf Hitler. Federzeichnung von Leo Wiese.	3
Kalendarium — 12 Federzeichnungen aus der Arbeit des Handwerkers von Ernst Vogel	7—29
Nationalsozialismus und Heimatgefühl. — Von Landrat Dr. Conti.	30
Von den Landräten der Uckermark. — Von Rechtsanwält Dr. Schwarz. Mit 5 Aufnahmen von R. Bertuch, Prenzlau	32
Der Galgendieb, von Maria Schaefer	43
Mundart und Fremdwort. Eine Sprachbetrachtung von W. Groß	44
'n Jagd, de nüsscht kost't und väl inbringt. Von B. Henke, Neuenfund	47
Von Mühlen, Mehl und Brot. Von M. Schulke, Herzberg (Mark), früher in Fahrenwalde. Mit 5 Abbildungen	48
De erste Mann in't Dörp. Von Max Lindow	53
Gedenkblatt für Prof. Ottomar Hoehne-Greifswald	55
Die Nordwestgrenze der Uckermark. Aufsatz und Kartenskizze von Dr. Martin Rudolph-Mannheim	56
Two Geschichten von oll Pöter Kamp ut Bannlow. Von Pastor i. N. Sydow-Lehniß (früher Schönwerder)	63
Aus der Jugenderzählung: Der Hitlerjunge Peter.*) Von Erich Sendke	64
Der Kieker. Von Pfarrer G. Peters, Berlin-Schöneberg (früher in Gollmig)	65
Wir und die nordischen Menschen der Island-Sagas. Von Dr. Friedrich Heininger	69
Die Taufe von Rittgarten. Erzählung von Pfarrer Peters	73
De Wulf un de Minsch. Märchen von Max Lindow	74
Von den Wenden im Uckerlande und ihren Ortsnamen. Von Dr. Werner Lippert, Erfurt (früher Strassburg Um.)	75
Im Rohr. Von Carl Schulke, Prenzlau, Federzeichnung von Leo Wiese	80
Zum Geleit. Erster Bürgermeister Dr. Meyer, Prenzlau	82
Wasserpforte in Prenzlau. Federzeichnung von W. Keding	83
Siebenhundert Jahr Prenzlau. Von Ernst Ziemendorf, Federzeichnung von Wilhelm Keding	84
Ein schlagender Beweis. Erzählung von R. Sendke	85
Prenzlau, die siebenhundertjährige Hauptstadt der Uckermark. Von Dr. Schwarz	86
Am Uckergraben, Tuschzeichnung von Ernst Vogel	89
Im Forstbruch. Märchen von Maria Schaefer	90
Woher all die Schlichtigkeit in de Welt künmt. Von Pastor i. N. Sydow-Lehniß	91
Johann Heinrich Neumann, ein Prenzlaue Bürgersohn. Von Arthur von Derken-Potsdam. Mit 1 Abbildung	92
Aus der Geschichte der Stadt Prenzlau. Von R. Sendke	95
Prenzlau in Not. Von Ernst Ziemendorf. Mit 1 Abbildung	97
Es ist Wanderzeit. Text und Noten von E. Reichert	117
Kinderlieder von Max Lindow	118
Steine am Wege. Bildbericht von W. Groß. 16 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und W. Köring-Dauer	119
Se drögt ehr Last wierer. Erzählung von Erich Sendke	125
Die küssenden Engel. Erzählung von Pfarrer Peters	128
Gedenkblatt für den verstorbenen Bürgermeister Carl Brunner, Prenzlau	129
Das Riesensteingraberfeld bei Wollschow als Kulturschutzgebiet. Von Univ.-Prof. Dr. Kieckbusch. Dazu 4 Bilder	130
Warum Ludwig Knurrehahn bei den 64ern nicht avancieren konnte. Erzählung von Gustav Mettcher, Lychen	135



Schmied.

Zeichnung von Ernst Vogel



Schuhmacher.

Zeichnung von Ernst Vogel

Frühlingsmonat März Lenzing

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 D	Albinus ☉	Albinus	6 48	17 37	17 59	6 39
2 F	Simplicius	Simplicius †	6 46	17 39	19 14	6 49
3 S	Kunigunde	Kunigunde	6 44	17 41	20 32	6 59
9. Woche	Ev. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luf. 11, 14–28; Ep. Eph. 5, 1–9. Luf. 9, 51–56; Luf. 22, 63–71; 1. Petri 1, 13–16; Jer. 26, 1–15. Kath. Text wie vor. Luf. 11, 14–28; Ep. Eph. 5, 1–9.					
4 S	3. Ostli Adrianus	3. Fastenf. Kasimir	6 41	17 43	21 51	7 11
5 M	Friedrich	Friedrich	6 39	17 44	23 15	7 25
6 D	Fridolin	Perpetua	6 36	17 46	—	7 44
7 M	Felicitas	Thomas v. Aquino	6 34	17 48	0 40	8 10
8 D	Philemon C	Johann de Deo	6 32	17 50	2 3	8 48
9 F	Franziska	Franziska †	6 30	17 52	3 14	9 43
10 S	Henriette	40 Märtyrer	6 27	17 54	4 9	10 59
10. Woche	Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1–15; Ep. Röm. 5, 1–11. Joh. 6, 47–57; Matth. 27, 15–31; 2. Kor. 7, 4–10; Jes. 52, 7–10. Kath. Text wie vor. Joh. 6, 1–15; Ep. Gal. 4, 22–31.					
11 S	4. Vätare Rosina	4. Fastenf. Eulogius	6 25	17 56	4 47	12 26
12 M	Gregor der Große	Gregor der Große	6 23	17 58	5 12	13 58
13 D	Ernst	Euphrasia	6 21	18 0	5 31	15 29
14 M	Zacharias	Mathilde	6 19	18 2	5 46	16 58
15 D	Christoph ☉	Longinus	6 16	18 3	5 59	18 24
16 F	Chriakus	Heribert †	6 14	18 5	6 11	19 48
17 S	Gertrud	Gertrud	6 12	18 7	6 24	21 11
11. Woche	Ev. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15. Joh. 13, 31–35; Luf. 23, 27–34 a; 1. Petri 1, 17–25; 4. Moße 21, 4–9. Kath. Text wie vor. Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15.					
18 S	5. Judica Anselmus	Passionsf. Christus	6 10	18 9	6 39	22 32
19 M	Joseph	Joseph	6 7	18 10	6 58	23 52
20 D	Hubert	Joachim	6 5	18 12	7 23	—
21 M	Benediktus	Benediktus	6 2	18 13	7 55	1 5
22 D	Kasimir	Octavian	6 0	18 15	8 41	2 7
23 F	Eberhard ☉	Titto †	5 58	18 17	9 37	2 56
24 S	Gabriel	Gabriel	5 55	18 19	10 44	3 32
12. Woche	Ev. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1–9; Joh. 12, 12–18; Ep. Phil. 2, 5–11. — Joh. 12, 1–8; Hebr. 12, 1–6; Sach. 9, 8–12. Kath. Text wie vor. Matth. 21, 1–9; Ep. Phil. 2, 5–11.					
25 S	6. Palm Mariä Verk.	Palmf. Mariä Verk.	5 53	18 20	11 56	3 59
26 M	Emanuel	Ludger	5 50	18 22	13 11	4 18
27 D	Nupert	Nupert	5 48	18 24	14 26	4 32
28 M	Walduß	Guntram	5 46	18 26	15 40	4 46
29 D	Eustafius	Gründonnerstag	5 43	18 28	16 56	4 57
30 F	Karfreitag	Karfreitag †	5 41	18 29	18 13	5 7
31* S	Amos ☉	Karlamstag † ¹⁾	5 38	18 31	19 34	5 19

¹⁾ Die Juden feiern ihr Passahfest am 31. März.

²⁾ bis Mittag.

Am 21. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.

Morgengebet.

Ich hebe meine Augen auf
Zu deiner Hilfe Höhen.
Herr, segne meinen Tageslauf,
Hilf stehen und hilf gehen.

Hilf stehen, wenn der Wogenshlag
Der Zeit mich wild umbrandet.
Hilf glauben, daß ich wissen mag,
Daß ich auf Fels gelandet.

Hilf gehen, daß ich sonder Scheu
Den Weg der Pflichten schreite
Und daß ich all mein Tun betreu
Als gingst du mir zur Seite.

Mach Augen mir und Sinnen hell
Zum Lernen und Erkennen,
Doch laß den Glauben meiner Seel
Ob allem Wissen brennen.

Und hilf mir, daß ich inniglich
Dich und den Nächsten liebe.
So sei mit mir, so segne mich
Durch dieses Tags Getriebe.



Serber.

Zeichnung von Ernst Vogel

Ostermonat April Ostermond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
13. Woche	Gv. Die Auferstehung des Herrn. <i>Mark.</i> 16, 1-8; <i>Ep.</i> 1. <i>Kor.</i> 5, 7b-8. — <i>Matth.</i> 28, 1-10; 1. <i>Kor.</i> 15, 12-20; <i>Pf.</i> 118, 14-24. Kath. Text wie vor. <i>Mark.</i> 16, 1-7; <i>Ep.</i> 1. <i>Kor.</i> 5, 7-8.					
1* ☉	Oster Sonntag	Oster Sonntag	5 36	18 33	20 57	5 33
2 ☿	Oster Montag	Oster Montag	5 34	18 35	22 24	5 50
3 ☽	Christian	Richard	5 32	18 37	23 50	6 14
4 ☿	Ambrosius	Niktorius	5 29	18 38	—	6 48
5 ☽	Maximus	Vincenzius Ferrer	5 27	18 40	1 5	7 39
6* ☿	Trenäus	Cölestinus	5 25	18 42	2 6	8 49
7* ☽	Cölestin	Hermann	5 23	18 44	2 48	10 11
14. Woche	Gv. Friede sei mit euch. <i>Joh.</i> 20, 19-31; <i>Ep.</i> 1. <i>Joh.</i> 5, 1-5. <i>Joh.</i> 21, 15-19; 1. <i>Petri</i> 1, 3-9; 1. <i>Mose</i> 32, 22-31. Kath. Text wie vor. <i>Joh.</i> 20, 19-31; <i>Ep.</i> 1. <i>Joh.</i> 5, 4-10.					
8 ☽	1. Quasimod. Libor.	Weißer S. Albert	5 20	18 45	3 16	11 40
9 ☿	Bogislaus	Maria Kleophä	5 18	18 47	3 37	13 9
10 ☽	Daniel	Ezechiel	5 15	18 48	3 52	14 35
11 ☿	Hermann	Leo der Große	5 13	18 50	4 5	16 1
12 ☽	Julius	Julius	5 11	18 52	4 18	17 23
13 ☿	Iustinus	Hermenegild	5 9	18 54	4 30	18 45
14 ☽	Tiburtius	Tiburtius	5 6	18 55	4 45	20 7
15. Woche	Gv. Vom guten Hirten. <i>Joh.</i> 10, 12-16; <i>Ep.</i> 1. <i>Petri</i> 2, 21-25. — <i>Joh.</i> 14, 1-6; <i>Ep.</i> 2, 4-10; <i>Pf.</i> 23. Kath. Text wie vor. <i>Joh.</i> 10, 11-16; <i>Ep.</i> 1. <i>Petri</i> 2, 21-25.					
15 ☽	2 Mis. Dom. Othmp.	2. n. Ost. Anastasia	5 4	18 57	5 1	21 28
16 ☿	Carillus	Drogo	5 2	18 59	5 24	22 44
17 ☽	Rudolf	Anicetus	5 0	19 1	5 53	23 52
18 ☿	Valerian	Cientherius	4 58	19 2	6 34	—
19 ☽	Hermogenes	Werner	4 55	19 4	7 27	0 48
20 ☿	Sulpitius	Victor	4 53	19 5	8 30	1 29
21 ☽	Abolarius	Anselm	4 51	19 7	9 40	2 0
16. Woche	Gv. Ueber ein Kleines. <i>Joh.</i> 16, 16-23a; <i>Ep.</i> 1. <i>Petri</i> 2, 11-20. — <i>Joh.</i> 12, 20-26; 1. <i>Joh.</i> 4, 9-14; <i>Jej.</i> 10, 26-31. Kath. Text wie vor. <i>Joh.</i> 16, 16-22; <i>Ep.</i> 1. <i>Petri</i> 2, 11-19.					
22 ☽	3. Jubilate Eoter u.	3. n. Ostern Eoter u.	4 49	19 9	10 53	2 21
23 ☿	Georg (Cajus)	Georg (Cajus)	4 47	19 11	12 7	2 38
24 ☽	Albert	Adalbert	4 44	19 12	13 20	2 51
25 ☿	Markus Ev.	Schuff. hl. Jos.	4 42	19 14	14 35	3 3
26 ☽	Kletus	Kletus	4 40	19 16	15 51	3 14
27 ☿	Anastafius	Anastafius	4 38	19 18	17 10	3 25
28 ☽	Vitalis	Vitalis	4 36	19 20	18 33	3 38
17. Woche	Gv. Es ist euch gut, daß ich hingehe. <i>Joh.</i> 16, 5-15; <i>Ep.</i> <i>Jak.</i> 1, 16-21. — <i>Joh.</i> 6, 60-69; 2. <i>Tim.</i> 2, 8-13; <i>Pf.</i> 98. Kath. Text wie vor. <i>Joh.</i> 16, 5-14; <i>Ep.</i> <i>Jak.</i> 1, 17-21.					
29 ☽	4. Cant. Sibylla	4. n. Ost. Petr. Mär.	4 34	19 21	20 0	3 54
30 ☿	Entropius	Katherma v. Siena	4 32	19 23	21 28	4 16

*) Die Juden feiern das zweite Passahfest am 1. April, das siebente Passahfest am 6. April und Passahende am 7. April.

Frühjohrsluft.

Vör unse Dör, dor singt 'n lütten Vogel,
An in mien Hart is luter Sunnenschien.
Komm'n of noch Schwarzer, dick vull
Schnee un Hugel,
Dat mößt mi wierer keene grote Dien.
Du seggst, du süßst noch nüscht van
Bloom un Bläder,
De Böm sind kohl, de Schnee is kum
vergohn?!
Nu segg mol, rüßst du nich dat
Frühjohrswerer?
Jo, leewe Fründ, du müßt dat Luern
verfohn!
In 'n Back'ob'n lößt sich dat jo doch
nich schuben,
Denn jerer Ding, dat duert mol siene
Tied.
Erst blöht de Wien, denn wassen em
de Druben.
Doch all's kümmt ran — un weer dat
noch so wiet!
Warst schonst gewohr, wenn erst de
Blomen blöghen,
Denn eenmol kümmt dat leewe
Frühjohr doch.
Gebüllig di doch man un loot dat
Schwögen:
De Vogel singt! — Nu segg, wat wußt
du noch?

Erna Faege.



Böttcher.

Zeichnung von Ernst Vogel

Blütenmonat **Mai** Wonnemond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 D	Philipp., Jak.	Philipp., Jak.	4 30	19 25	22 51	4 47
2 M	Sigismund	Athanasius	4 28	19 27	23 58	5 34
3 D	Kreuz, Erfind.	Kreuz, Erfind.	4 26	19 29	—	6 39
4 F	Florian	Monica	4 24	19 30	0 46	8 0
5 S	Gotthard	Pius V.	4 22	19 32	1 20	9 28
18. Woche	Ev. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23 b - 33; Ep. Jak. 1, 22-27. — Luk. 11, 5-13; 1. Tim. 2, 1-6; Jes. 55, 6-11.		Kath. Text wie vor. Joh. 16, 23-30; Ep. Jak. 1, 22-27.			
6 S	5. Rogate Dietrich	5. n. Oftern Joh. v. d.	4 20	19 34	1 43	10 56
7 M	Gotfried	Stanislaus Pforte	4 18	19 36	1 59	12 23
8 D	Stanislaus	Michaels Fisch.	4 17	19 37	2 13	13 47
9 M	Hiob	Gregor	4 15	19 39	2 25	15 7
10 D	Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	4 14	19 40	2 31	16 28
11 F	Mamertus	Mamertus	4 12	19 42	2 51	17 48
12 S	Pankratius	Pankratius	4 10	19 44	3 6	19 8
19. Woche	Ev. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26-16, 4; Ep. 1. Petri 4, 8-11. — Joh. 7, 33-39; Eph. 1, 15-23; Ps. 42.		Kath. Text wie vor. Joh. 15, 26-16, 4; Ep. 1. Petri 4, 7-11.			
13 S	6. Gaudi Servat. ☉	6. n. Oftern Servat.	4 9	19 45	3 27	20 25
14 M	Christian	Bonifazius	4 7	19 47	3 54	21 37
15 D	Sophia	Sophia	4 6	19 48	4 29	22 38
16 M	Peregrinus	Johann v. Nep.	4 4	19 50	5 18	23 24
17 D	Dodokus	Ubalbus	4 2	19 51	6 17	23 59
18 F	Erich	Benantius	4 1	19 53	7 26	—
19 S	Potentiana	Petr. Celestin	3 59	19 54	8 38	0 24
20. Woche	Ev. Der Tröster. Joh. 14, 23-31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1-13. — Joh. 14, 15-21; Eph. 2, 19-22; Hes. 36, 22-28.		Kath. Text wie vor. Joh. 14, 23-31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1-11.			
20* S	Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	3 58	19 56	9 50	0 42
21* M	Pfingstmontag ☉	Pfingstmontag	3 56	19 57	11 3	0 56
22 D	Helena	Zuita	3 55	19 58	12 16	1 9
23 M	Desiderius (Quat.)	Desiderius (Quat.)	3 53	20 0	13 29	1 20
24 D	Esther	Johanna	3 52	20 1	14 46	1 31
25 F	Ulban	Ulban †	3 50	20 3	16 6	1 43
26 S	Eduard	Philipp Neri	3 49	20 4	17 30	1 57
21. Woche	Ev. Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1-15; Ep. Röm. 11, 33-36. — Matth. 28, 16-20; Eph. 1, 3-14; 2. Kor. 13, 11-13; Jes. 6, 1-8; 4. Mose 6, 22-27.		Kath. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18-20; Ep. Röm. 11, 33-36.			
27 S	Trinitatis Ludolf	Dreifalt.-Zeit Beda	3 48	20 5	18 58	2 16
28 M	Wilhelm ☉	Wilhelm	3 47	20 7	20 27	2 44
29 D	Maximin	Maximus	3 46	20 8	21 42	3 23
30 M	Wigand	Petir	3 45	20 10	22 40	4 21
31 D	Betronilla	Ironleichnam	3 44	20 11	23 20	5 40

*) Die Juden feiern das Wochenfest am 20. und 21. Mai.

Mairitt.

Herrlich ist es, durch den Wald zu traben,
Wenn das Buchenlaub zum Dach sich
schließt;

Wenn die Fichten junge Triebe haben
Und das Maiglöckchen am Blühen ist.

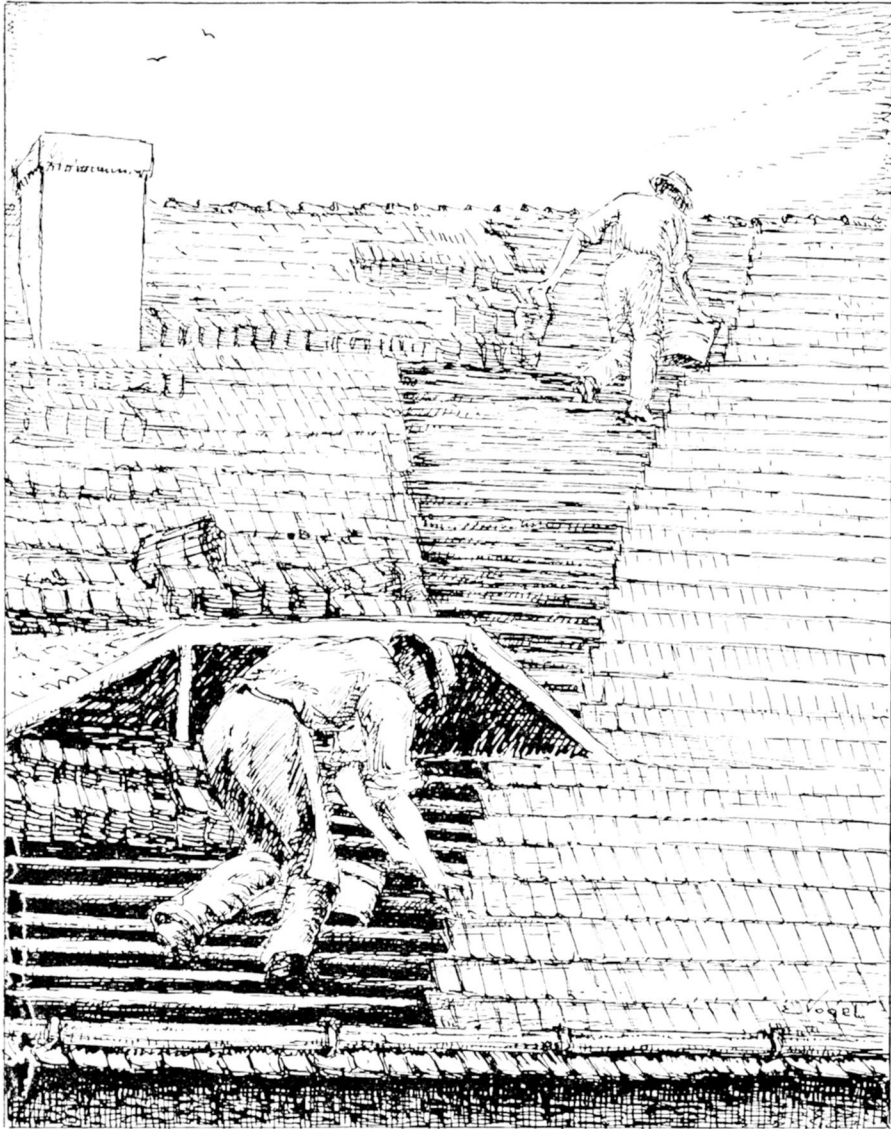
Draußen spielt der Wind in langen Wellen
Auf den grünen Saaten ohne Ruh.
Vor mir fliehet ein roter Vock in schnellen
Sprüngen nach dem dichten Holze zu.

Jäh fällt aus den blauen Himmelsweiten
Eines Duffards schriller Rakenschrei. —
Reiten möchte ich — ach, nichts als reiten
Durch die Felder und den Wald im Mai.



Malerei.

Zeichnung von Ernst Vogel



Dachdecker.

Zeichnung von Ernst Vogel



Fischer.

Zeichnung von Ernst Vogel



Tischler.

Zeichnung von Ernst Vogel



Töpfer.

Zeichnung von Ernst Vogel



Fleischer.

Zeichnung von Ernst Vogel



Schneider.

Zeichnung von Ernst Vogel

Christmonat **Dezember** Jul

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 ☾	Arnold	Etiquis	7 46	15 51	1 25	12 58
48. Woche	Ev. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1-9; Ep. Röm. 13, 11-14. — Luf. 1, 68-79; Hebr. 10, 19-25; Jerem. 31, 31-34. Kath. Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25-33; Ep. Röm. 13, 11-14.					
2 ☾	1. Advent Candidus	1. Adventsf. Bibiana	7 48	15 50	2 39	13 11
3 M	Coffian	Franz Xaver	7 49	15 49	3 56	13 26
4 D	Barbara	Barbara	7 51	15 49	5 17	13 48
5 M	Abigail	Sabbas	7 52	15 48	6 40	14 17
6 D	Nikolaus ☉	Nikolaus	7 54	15 48	8 1 15	0
7 F	Agathon	Ambrosius	7 55	15 47	9 10	16 0
8 ☾	Maria Empf.	Maria Empf.	7 56	15 47	10 3	17 20
49. Woche	Ev. Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25-36; Ep. Röm. 15, 4-13. — Luf. 17, 20-30; 2. Petri 1, 3-11; Mat. 3, 19-24. Kath. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2-10; Ep. Röm. 15, 4-13.					
9 ☾	2. Advent Joachim	2. Adventsf. Leokadia	7 57	15 47	10 41	18 47
10 M	Judith	Melchisedes	7 59	15 46	11 6	20 17
11 D	Damasus	Damasus	8 0	15 46	11 25	21 45
12 M	Epimachus	Epimachus	8 1	15 46	11 41	23 12
13 D	Lucia ☽	Lucia	8 2	15 46	11 55	—
14 F	Nikajus	Nikajus	8 3	15 46	12 9	0 34
15 ☾	Johanna	Eusebius	8 4	15 46	12 24	1 57
50. Woche	Ev. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2-10; Ep. 1. Kor. 4, 1-5. Matth. 3, 1-11; 2. Tim. 4, 5-8; Jes. 40, 1-8. Kath. Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19-28; Ep. Phil. 4, 4-7.					
16 ☾	3. Advent Ananias	3. Adventsf. Adelheid	8 5	15 46	12 41	3 18
17 M	Lazarus	Lazarus	8 6	15 46	13 3	4 39
18 D	Christoph	Maria Erwart.	8 7	15 46	13 32	5 57
19 M	Lot (Quat.)	Nenejus (Quat.)	8 7	15 47	14 11	7 8
20 D	Abraham ☉	Amnon	8 8	15 47	15 2	8 10
21 F	Thomas	Thomas †	8 8	15 48	16 4	8 55
22 ☾	Beata	Flavian	8 9	15 48	17 14	9 31
51. Woche	Ev. Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19-28; Ep. Phil. 4, 4-7. Joh. 1, 15-18; 1. Joh. 1, 1-4; 5. Moje 18, 15-19. Kath. Bereitet den Weg des Herrn. Luf. 3, 1-6; Ep. 1. Kor. 4, 1-5.					
23 ☾	4. Advent Dagobert	4. Adventsf. Viktoria	8 9	15 49	18 26	9 55
24 M	Adam, Eva	Adam, Eva	8 10	15 49	19 38	10 14
25 D	Heiliges Christfest	Heiliges Christfest	8 10	15 50	20 49	10 28
26 M	2. Christtag	Stephanus	8 11	15 50	21 59	10 41
27 D	Johannes	Johannes	8 11	15 51	23 8	10 52
28 F	Ilsech. Kindlein	Ilsech. Kindlein	8 11	15 52	—	11 4
29 ☾	Jonathan ☾	Thomas B.	8 11	15 53	0 19	11 15
52. Woche	Ev. Von Simeon und Hanna. Luf. 2, 33-40; Ep. Gal. 4, 1-7. Luf. 2, 25-32; Joh. 12, 35-41; 2. Kor. 5, 1-9; Jes. 63, 7-16. Kath. Text wie vor. Luf. 2, 33-40; Ep. Gal. 4, 1-7.					
30 ☾	S. n. Weihn. David	S. n. Weihn. David	8 11	15 53	1 33	11 30
31 M	Enlveiter	Enlveiter	8 11	15 54	2 50	11 48

Am 22. Dezember Winteranfang, kürzester Tag.

Adventsleuchten.

Am Wege strahlen nun
 Vier rote Kerzen
 Auf einem duftend grünen
 Tannenzweig — — —
 Und zögernd noch — verborgen
 Uns im Herzen
 Blüht schon ein Warten
 Auf den Christnachtsglanz.
 Advent ist wie ein Mund,
 Der Frohes kündigt,
 Ist Glockenton,
 Der langsam stärker schwingt
 Und erst in jubelnde Erfüllung mündet,
 Wenn Weihnachtsmelodie darin erklingt.
 Ein bunter Traum,
 Dem Kinderland entfliegen,
 Umsäumt nun wieder
 Winterliche Zeit . . .
 Und jener Stern,
 Den Lieder sanft umwiegen,
 Mahnt glückverheißend:
 Seele, sei bereit!

Traute Wittmann.



Bäcker.

Zeichnung von Ernst Vogel

das Abbild seiner bajuvarischen Abstammung, auf die er stolz ist. Er liebt die Berge des oberbayerischen Hochlandes, unter denen er geboren ist und die er zur Erholung auffucht, so oft ihm nur seine Arbeit überhaupt eine Erholung erlaubt. Unsere norddeutsche Heimat hat nicht die hochragenden Formen des bayerischen Hochgebirges. Das Heimatgefühl des Norddeutschen ist im allgemeinen nicht so stark nach außen betont wie das des Bayern. Die ganze Innerlichkeit unseres vorwiegend niedersächsischen Stammescharakters legen aber auch wir Norddeutschen in die Liebe zu unserer äußerlich bescheideneren Heimat, die für ihren Sohn nicht weniger anmutsvoll und lebenswert ist als für den Bayern seine Berge. Noch rauschen auch bei uns im norddeutschen Tiefland die Bäume, wo einst vor Jahrtausenden die heiligen Bannwälder unserer germanischen Vorfahren standen. Noch heute erheben sich unverändert in der norddeutschen Ebene bis weit in den slawischen Osten die gewaltigen gotischen Backsteinbauten unserer mittelalterlichen Ahnen, in denen Schönheitsförm und Gottessehnsucht in so wundervoller Form ihren Ausdruck gefunden haben. Jedenfalls pflegt der Nationalsozialismus mit vollem Bewußtsein nicht nur Familiensinn und Stammeseigenart als eine der kulturellen Wurzeln seiner Bewegung, sondern ebenso sehr auch ganz bewußt das Heimatgefühl als die andere Wurzel einer wahrhaften Erneuerung des Volkstums. Wie auf so vielen anderen Gebieten des Lebens kann der Nationalsozialismus gerade auch hier für sich in Anspruch nehmen, daß er diese Anschauung herausgehoben hat aus der Welt des reinen Geföhllebens und daß er in sie hineingelegt hat neben der Innerlichkeit des Volksempfindens die Bewußtheit des Verstandes eines endlich voll zu seinem Eigenleben erwachten Volkes. Das Heimatgefühl ist nun nicht mehr eine Stammtischangelegenheit von untergeordneter Bedeutung, sondern ein wichtiger Baustein echten Nationalstolzes genau wie Familiensinn und Stammeseigenart. Mit vollem Bewußtsein will der Nationalsozialismus deshalb Volk und Vaterland, wie es sich der Dichter erträumt hat, wenn er sagt:

„Nach außen eins und schwertgewaltig,
Im Innern reich und vielgestaltig“.

Am 5. März 1933

Von Günter Schulz.

Als ich heut' durch die Heimat ging,
Sahen die Sonne; die Luft war weich,
Und zwischen den grünen Tannen hing
Ein goldenes Erlenläßchen am Zweig.
Die Hehe standen am nahen Hang,
Wo der Schnee noch in grauen Nesten lag.
Am hellen Himmel darüber sang
Die Lerche schon ihr Lied in den Tag.
Kohlmeißen zirpten. Ein Häher flog
Aus dem Fallaub in die Buchen hinauf,
Und als ich dann in die Wiesen bog,
Stand vor mir der erste Kiebiß auf. —

Ich sann auf dem Heimweg darüber nach,
Was an diesem Tag wohl das Schönste war —
Das Lerchenlied, die Erlen am Bach . . .
Da blickte ich auf:

Und hell und klar
Traf die Abendsonne ein rotes Dach.
Am Mast, von ihren Strahlen umloht,
Wehten die Farben Schwarz-weiß-rot,
Indes auf dem Nachbarhofe das Tuch
Der Hakenkreuzfahne im Westwind schlug. —

Da wußte ich: Aus der Winternacht
War die Heimat endlich erwacht.
Und wußte: Das Schönste an diesem Tag
War der Glaube, daß nun der Frühling kam
Und daß er nicht nur in den Wäldern lag,
Sondern nach Jahren der Irrung und Schmach
Seinen Weg durch die deutschen Herzen nahm!

Von den Landräten der Uckermark¹⁾

Von Rechtsanwalt Dr. Schwarz. — Mit 5 Aufnahmen von R. Bertuch, Prenzlau.

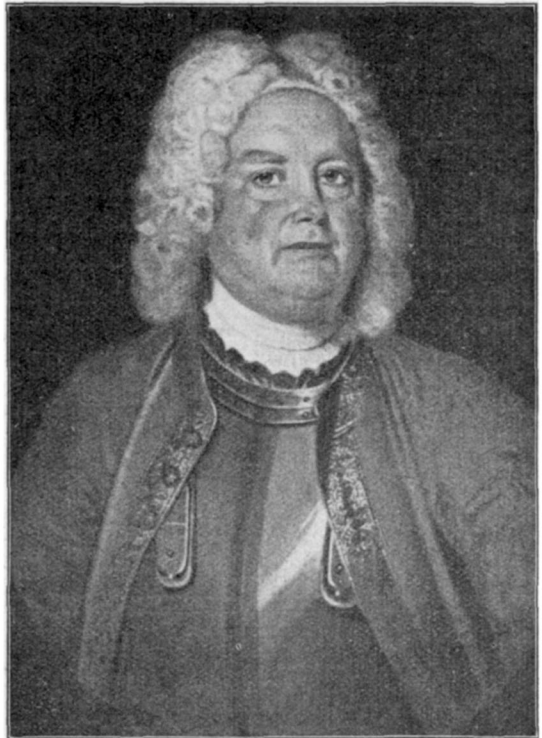
IV.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war die Entwicklung dahin gediehen, daß der uckermärktische Kreis von einem Kreisdirektor verwaltet wurde, dem zwei Kreiskommissare zur Unterstützung beigeordnet waren. Sebastian Georg von Wedel auf Malchow, Göritz, Dauer und Polzow, der schon 1680 und 1683 als Kommissar des uckermärktischen Kreises erscheint, bekleidete damals das Amt des uckermärktischen „Ritterschaftsdirektors“²⁾; diese Bezeichnung deckt sich mit dem Titel des „Kreisdirektors“, den der Kurfürst 1670 dem Stephan Bernd von Arnim beilegte, da die Verwaltung des Kreises außerhalb der Immediatstädte, wie wir früher sahen, in der Hand der Ritterschaft lag, und bezieht sich keineswegs wie der gleiche Titel heute auf den Leiter des ritterschaftlichen Kreditinstituts, das es damals noch nicht gab. Nach Wedels Tode folgte ihm als Direktor Joachim Vivigenz von Eickstedt auf Eickstedt, Damme, Wollin und Ziemkendorf. Er war am 1. März 1649 in Eickstedt geboren, wurde in Stettin vom Subrektor Georg Hübner privatim unterrichtet, bezog danach das Gymnasium in Schulpforta und die Universität in Wittenberg; 1673 wurde er uckermärktischer Kreiskommissar, in diesem Amte leistete er gute und anerkannte Dienste, als 1675 die Schweden in die Uckermark einfielen; am 1. Februar 1699 wird er schon Direktor des uckermärktischen Kreises genannt, am 24. November 1702 verstarb er.³⁾

Im Amte des Direktors folgte ihm der Ehemann seiner Tochter Marie Salome, Georg Wilhelm von Wedel auf Malchow, der 1661 geboren war und am 13. Juli 1730 starb. Gleich seinem Schwiegervater war er juristisch gebildet, denn er bekleidete auch das Amt eines uckermärktischen Quartalsgerichtsrats. In die dadurch freigewordene Stelle im Direktorium rückte Joachim Vivigenz von Eickstedts ältester Bruder ein, Christoph Valentin von Eickstedt auf Ziemkendorf und Wollin, der bald nach 1718 starb, ohne daß sein Todestag genauer festzustellen ist. Christoph Valentin von Eickstedt empfing bei seinem Dienstantritt aber nicht mehr den Titel eines Kreiskommissars, sondern den gerade neu-

geschaffenen Titel eines Landrats, als er unter dem 1. Mai 1703 seine Bestallung erhielt.⁴⁾

Der Titel Landrat war den Leitern der Steuerverwaltung in Pommern und in Magdeburg von alters her verblieben. Die Kreiskommissare der Kurmark stellten deshalb unter dem



Georg Wilhelm v. Wedel-Malchow, Direktor der Uckermark u. des Stolpirischen Kreises, geb. 1661 — gest. 13. Juli 1730

27. Juni 1701 dem König vor, ihre Funktionen seien denen jener Landräte gleich, eine Rang-erhöhung für sie läge daher im Interesse des Dienstes bei Truppendurchmärschen, und baten um die Verleihung des gleichen Titels mit dem Hinzufügen, es möge „denen Directoribus in der Alt- und Uckermark . . . das Directoris Prädikat, dem alten Herkommen nach“ gelassen werden. Der König genehmigte das Gesuch schon am 12. Juli 1701 und es wurden die Entwürfe

¹⁾ Vergl. Kreisalender 1931.

²⁾ Max von Wedel, Gesamtartikel S. 4.

³⁾ Familienbuch des dynastischen Geschlechts von Eickstedt, Ratibor 1860, Stettin 1882, Bd. II, S. 219.

⁴⁾ Geh. Staats-Arch., Geh. Kriegskanzlei, Cap. I, Tit. 2, Sect. 3, lit. 2, vol. 3.

zu den entsprechenden Erlassen an die Behörden ausgearbeitet, doch erhoben sich noch einmal Bedenken, so daß der König die Ausfertigung der Entwürfe unterlagte. Die Akten lassen die Art dieser Widerstände nicht erkennen; sie wurden schließlich überwunden durch eine neue Eingabe der Direktoren und Kommissare vom 12. September 1702, in welcher sie ausführen, der König habe sie auf der vorjährigen Versammlung des Titels Landrat versichern lassen, die Order sei aber noch nicht expediert. Darauf erging endlich am 27. September 1702 der Erlaß, laut welchem dem Gesuch entsprochen und den Landräten die Anrede „Vester“ und „Zhr“ zugestanden wurde. Bald darauf wurden die neuen Landräte zum 14. Dezember 1702 in das königliche Schloß zu Berlin gebeten, um dem König den Eid als landesherrliche Beamte zu leisten, was vorher von den Kreiskommissaren nicht gefordert war. Die Landräte schworen dem König und seinem Hause getreu, hold und gewärtig zu sein, auf den Landtagen — die allerdings nicht mehr gehalten wurden — des Königs wie des Landes Bestes im Auge zu haben, und das Kreiskontributionswesen und die militärischen Obliegenheiten sowie die polizeilichen Angelegenheiten in dem ihnen anvertrauten Kreise pflichtgemäß zu versehen. Die Entwicklung von einem ständischen zu einem staatlichen Amte findet in diesem Inhalt des Eides bedeutamen Ausdruck.²⁾

Dem entsprachen auch die Aufgaben, die den Landräten jener Zeit oblagen. Schon der Große Kurfürst hatte die Kreiskommissare dem Generalkriegskommissar unterstellt, die Verwaltung des ständischen Kontributionswesens hatte er ihnen belassen, wenn auch unter der Aufsicht des Staates. Die kurfürstliche Behörde verteilte die Kontribution auf die Kreise, die Landräte mußten das auf den Kreis entfallende Kontingent auf die ritterschaftlichen Untertanen, die kurfürstlichen Untertanen in den Aemtern und die Mediatstädte unterverteilen. Diese Unterverteilung und die Abnahme der Kreiskassenrechnung ging auf den von den Kreiskommissaren einberufenen Kreistagen vor sich. Damit die Aemter nicht zum Schaden ihrer Untertanen übervorteilt wurden, wirkte an den Kreistagen ein landesherrlicher Aemterkommissar mit, wie wir schon früher gesehen haben. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts finden wir auf diesem Posten in der Uckermark den Quartalsgerichtsrat von Berchem. Hier war sogar bis 1731 die Aemterkasse von der allgemei-

nen Kreiskasse völlig getrennt. Unter dem König Friedrich I. wurde den Landräten im Jahre 1704 auch die Erhebung des Hufen- und Siebelschosses in ihren Kreisen aufgetragen, ebenso mußten sie die 1701 und 1704 ausgeschriebenen Kopfsteuern veranlagern und einziehen.

Daneben verblieb den Landräten die Regelung der Truppendurchmärsche durch den Kreis. Sie erhielten vorher Truppenverzeichnis und Marschrouten, mußten die Truppe beim Eintritt in den Kreis empfangen, für ihre Einquartierung und Verpflegung Vorjorge treffen und sie bis zum Verlassen des Kreises begleiten. Seit 1693 war ihnen die Leitung des Rekrutenaushubungsgeeschäfts für das stehende Heer zugewiesen, nach dem Werbungspatent von 1705 mußten sie die Aufbringung der Rekruten mit dem Schulzen und den Ältesten jeden Ortes erwägen, die Rekruten an das zuständige Regiment abliefern und dem Generalkriegskommissariat ein Verzeichnis der Gestellten mit Angaben über Alter, Profession und Vaterland einschicken.

Eine besondere Ausdehnung erfuhren seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts die polizeilichen Einrichtungen der Landräte, in deren Bereich man allmählich auch das Armenwesen und das Gesundheitswesen einbezog.³⁾

In der Uckermark hatte sich die Ritterschaft der öffentlichen Gesundheitspflege freilich aus eigenem Antriebe schon seit dem 16. Jahrhundert gewidmet, indem sie einen beamteten Arzt anstellte. Wir finden als solchen zuerst den Magister Fabian Scheuner, der sich auch literarisch betätigte. Er ließ 1601 in Leipzig ein Buch von 262 Seiten Umfang „von allerley Flößen und Catharren“ drucken; in der Vorrede „Datum Prenzlau den 20. Mai Anno 94“ widmet er es dem Grafen Martin von Hohenstein in Schwedt, „auch denen von der Ritterschaft in der Uckermark und Lande Stolpen, meinen großgünstigen Junkern, So wol den Erbarh und Wolweisen Bürgermeistern und Rathsmannen der Stadt Prenzlau, meinen günstigen Herrn vnnnd lieben Freunden“; auf dem Titel nennt er sich „der Uckermärkischen vnnnd Stolp-pirischen Ritterschafft auch eines Erbarh Wolweisen Raths in Prenzlau bestaltten Medicum“. Ein anderes Buch vom Durchlauf und roter Ruhr, das er demselben Personenkreise widmete, ließ er 1599 in Frankfurt a. O. drucken.⁴⁾ Später berief die Landschaft als ihren Medico-Physicus den aus Waltershausen in Thüringen gebürtigen Dr. Justus Grifflus, der am 7. Fe-

²⁾ Geh. Staats-Arch., N. 9, J. 11, Bl. 15 ff. — Steffens S. 34 f., der irrtümlich das Datum der Order auf den 27. September 1701 angibt. — Hinke Forsch. 28, S. 366 f.

³⁾ Steffens, S. 36 bis 46.

⁴⁾ Eüring, Jahrb. 1599 und 1602.

bruar 1620 auf der Universität in Frankfurt a. O. die Doktorwürde erlangt hatte und bald danach in Prenzlau eintraf. Griefius zog 1630 wegen der in Prenzlau ausbrechenden Pest nach Berlin, starb aber dort am 5. August 1631. Seitdem scheint das Amt eines „Kreisarztes“ lange unbesetzt gewesen zu sein, doch finden wir es in dem „Salarienetat des uckermärkischen und Stolpirischen Kreises vom 1. Juni 1715 bis ultimo Mai 1716“ und dem des folgenden Jahres, die im Uckermärkischen Museum in Prenzlau erhalten sind, wieder mit Dr. Struve besetzt, der dort einfach als „Medikus“ bezeichnet wird. Er ist offenbar derselbe Dr. med. Ernst Gotthold Struve, der noch 1745 in Prenzlau unter dem Titel „königlich preußischer Landphysikus“ lebte.)

Die fortschreitende Entwicklung des Landratsamts zu einem Staatsamte änderte nichts an dem Grundsatz, daß gemäß dem im 17. Jahrhundert ausgebildeten Herkommen wie früher die Kreiskommissare so auch die Landräte von der Versammlung der uckermärkischen Ritterschaft gewählt und vom König lediglich bestätigt und in eidliche Pflicht genommen wurden. Die Landräte erscheinen also nach wie vor als die Vertrauensleute ihrer Standesgenossen und von diesen zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Kreises berufen. Das schloß in der Zeit des absoluten Staates natürlich nicht aus, daß der König hier und da doch aus eigener Machtvollkommenheit eingriff und von sich aus einen Landrat ernannte. Es geschah freilich nie ohne den Widerspruch der Ritterschaft, die sich damit in der Regierungszeit König Friedrichs I. auch durchsetzte, während zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. die landesherrliche Macht die der Stände schon so weit überflügelt hatte, daß der vom König ohne Wahl der Ritterschaft bestellte Landrat sich im Amte behauptete.

Der erste dieser beiden Fälle spielte sich im Jahre 1710 ab.⁹⁾ Neben dem Direktor Georg Wilhelm von Wedel und Christian Valentin von Cickstedt war damals Kurt Adam von Holzendorff Landrat, der zwar in der Uckermark mit Grundbesitz angezogen war, aber seinen ständigen Aufenthalt in Pinnow hatte, das in dem bis 1720 zu Schweden gehörigen Kreise Randow liegt. Als im Jahre 1709 eine seuchenartige Krankheit im Lande ausbrach und deshalb die Grenze gegen Pommern geschlossen wurde, ord-

nete der König am 19. Oktober 1709 an, daß Holzendorff zur Ausübung seiner Dienstobliegenheiten nicht einreisen dürfte und seine Stellvertretung durch das Kreisdirektorium geregelt werden sollte. Die Wahl sollte durch die Kreisstände auf einem Landtage in Prenzlau vor sich gehen. Aus dem Südosten der Uckermark wurde der Wunsch nach einem dort ansässigen Landrat laut. Der Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt machte sich zum Sprecher dieser Bewegung und wies am 25. Oktober 1709 seinen Oberamtmann Scheurer an, auf dem bevorstehenden Landtage in Prenzlau den versammelten Ständen vorzustellen, daß bei Erwählung eines Landrats vor allem jemand ausgesucht werden müsse, der seinen Wohnsitz unweit der Oder habe und deshalb bei vorfallenden Durchmärschen schnell bei der Hand sein könne, damit nicht, wie es geschehen sei, in Abwesenheit des zur Quartiereinteilung berufenen Landrats ein Dorf vor dem anderen beschwert werde. Der Markgraf hatte deshalb gleichzeitig als Landrat Hans Georg von Düringshofen auf Niederlandin vorgeschlagen, weil dieser immer zugegen sei und weil der stolpirische Kreis allein aus Dörfern bestehe, die der Herrschaft Schwedt und der Familie von Düringshofen gehörten. Die Kreisstände wünschten dagegen den Quartalsgerichtsrat Hans Ernst von Derzen auf Gollmitz zum Stellvertreter. Dabei beruhigte sich die markgräfliche Partei nicht. Vielmehr überreichte Düringshofen selbst die Anweisung des Markgrafen an Scheurer dem König und bat um seine Ernennung zum Landrat. Bei der Regierung scheint von der Bestellung Derzens nichts bekanntgeworden zu sein; unter dem 10. März 1710 erließ der König an das Direktorium des uckermärkischen Kreises den Befehl, ohne Zeitverlust zur Wahl eines anderen Landrats zu schreiten, auf Düringshofen „vor allen anderen zu reflektieren“ und ihn zu Konfirmation zu präsentieren. Das Kreisdirektorium berief darauf eine Versammlung der uckermärkischen Stände auf den 20. Juni 1710 nach Prenzlau ein. Bevor die Zusammenkunft stattfand, ging aber bei der Regierung eine Eingabe ein, die namens der Stände des Stolpirischen Kreises der Herr von Greiffenberg auf Flemisdorf, Hans Christoph von Düringshofen auf Pinnow, Daniel von St. (. . . ? . . .) auf Hohenlandin, Hans Christoph von Stegelitz auf Criewen, Hans Siegmund von Bredow auf Zützen und Wilhelm von Düringshofen auf Passow unterzeichnet hatten und in der sie den König um Ernennung des Hans Jürgen von Düringshofen „zum Landrat des Stolpirischen Kreises“ baten. Um dieselbe Zeit ging ein Bericht des Landrats von Sydow auf

⁹⁾ Hamburgische Berichte von den neuesten gelehrten Sachen, Jahrgang 1745, S. 805. Sein Sohn gleichen Vornamens starb am 21. November 1743 in Petersburg als großfürstlicher Leibmedicus.

¹⁰⁾ Das folgende nach Geh. St. A., Geheime Kriegskanzlei Cap. I, Tit. 2, Sect. 3, lit. 2, vol. 3.

Schönefeld im Kreise Königsberg ein, der beweglich vorstellte, daß er in seinen amtlichen Verrichtungen durch das Fehlen eines Landrats im Stolpirischen Kreise schwer beeinträchtigt werde. Sydow sagt, die uckermärkische Ritterschaft habe wegen der Behinderung des Landrats von Holzendorff zwar dem Landrat von Derßen die Vertretung im stolpirischen Kreise aufgetragen, dieser wohne aber 10 Meilen von Schönefeld (in Gollmitz, Kr. Prenzlau), und wenn auf königlichen Befehl Truppen aus der Neumark oder Pommern nach der Uckermark oder umgekehrt marschieren sollten und Schwedt durchschreiten müßten, so käme es vor, daß die Verständigung unter den Landräten nicht rechtzeitig erfolgen könne; so sei es bei dem Durchmarsch der Markgraf Albert-Drägoner gewesen, die auf Postierung kommandiert waren, ebenso bei den zur Uebernahme der Mecklenburg-Schweringischen Rekruten kommandierten alten Knechten; dadurch seien die Amtsdörfer des Markgrafen von Schwedt stark überbelegt und die Kommandeure wie die Dörfer seines Kreises hätten deshalb Beschwerde geführt. Der König ließ darauf unter dem 3. Mai 1710 die Bestallung für Düringshofen als Landrat „im Uckermark- und Stolpirischen Kreise“ ausfertigen, in der es heißt, „daß Uns derselbe unser radt getreu, holdt und gehorsamb sein, unser und des Kreises nutzen und bestes überall suchen und befördern, schaden aber und nachtheil verhüten und weren, bey Zusammenkünfften der Eingeseßenen des Kreises und allen andern deliberationibus mit bewohnen und zu des Kreises besten, es sey in puncto ferendorum onerum, der vorfallenden durchmarche, der Einquartierung, der Contributionsanlage, der Werbungen, und Auffbringung der Rekruten, also auch sonst bey allen andern Lasten und verrichtungen von Zeith zu Zeith vorfömbt, gehörig mitt besorgen und einrichten helffen, daß überall eine billigmäßige Gleichheit gehalten, einer vor den andern nicht beschweret, sondern die onera mitt gleichen schulden getragen werden mögen, sorgfältig beobachten, ohne einhige privat absicht dabey verfahren, die zeitlichen Kreis- wie auch die gesambte unter-Einnehmer zu führung richtiger und accurater rechnungen anhalten, auch sonst in allen stücken sich dergestalt erweisen soll, wie es einem getreuen Diener und tüchtigen Land Rhat wohl anstehet“.

Gleichzeitig erhielt der Quartalsgerichtsrat von Berchem in Prenzlau, der auch Kommissarius der königlichen Kammer in der Uckermark war, den Befehl, Düringshofen als Landrat in Eid und Pflicht zu nehmen. Diese Vorgänge erregten in der Uckermark einen Sturm der Entrüstung. Der Kreisdirektor von Wedel und der

Landrat von Eickstedt wiesen in einem Bericht vom 3. Juli 1710 darauf hin, daß Düringshofen gar nicht ordnungsmäßig gewählt sei, weil weder die Ritterschaft noch der Kammerkommissar etwas davon wisse, daß er bisher sich um die öffentlichen Angelegenheiten des Kreises nicht gekümmert habe und kaum etwas Ersprießliches leisten könne, daß es bisher immer üblich gewesen sei, einen Landrat aus der Zahl der Kreisdeputierten zu wählen, die ihre Dienste ehrenamtlich leisteten und für die die Aussicht, einmal Landrat zu werden, der einzige Lohn ihrer Mühe im öffentlichen Interesse sei, und daß dem Quartalsgerichtsrat von Derßen eine schwere Kränkung zugefügt werde, weil er als Nachfolger für eine frei werdende Landratsstelle längst in Aussicht genommen sei. Auch Holzendorff verwahrte sich gegen seine Entsetzung aus dem Amte, das er 12 Jahre lang treulich verwaltet habe, und bat, das Patent für Düringshofen zu annullieren, da es ersichtlich sei, ein Antrag, den auch das Kreisdirektorium stellte; die Kreisstände regten sogar die fiskalische Inquisition gegen Düringshofen an.

Die Regierung mag durch diese Entwicklung der Dinge in eine recht unangenehme Lage gekommen sein, denn einerseits wollte sie den vom Markgrafen Philipp Wilhelm beschirmten Düringshofen nicht fallen lassen, andererseits konnte sie unmöglich verkennen, daß sein Verfahren allem Herkommen widersprach und daß die Kreisstände mit ihrem Widerstande im Recht waren. Um die Lage zu entwirren, wurde offenbar hinter den Kulissen mit Holzendorff verhandelt; denn dieser erklärte in der Ständeversammlung am 20. Juni 1710, daß er seines Alters halber das Amt niederlege. Dadurch wurde ein Platz frei, in dem man auf Grund einer am gleichen Tage vorgenommenen einstimmigen Wahl Derßen bestätigen konnte. Er erhielt sein Patent am 28. Juni 1710. Es blieb aber immer noch die Frage offen, was mit Düringshofen geschehen sollte, der nun der vierte Landrat war. Offenbar ließ das Kreisdirektorium ihn zu amtlichen Verrichtungen nicht zu; der Quartalsgerichtsrat von Berchem, ein aufrechter und energischer Mann, wie er uns auch aus dem im Landhause in Prenzlau bewahrten Bilde entgegenschaut, lehnte es trotz des königlichen Befehls ab, Düringshofen zu vereidigen, weil er nicht ordnungsmäßig gewählt sei. Wir hören auch nicht, daß die Vereidigung durch ein anderes Kollegium vorgenommen wäre, obwohl Düringshofen darum nachmals nachsuchte. Man erkannte ihn in der Uckermark nicht als Landrat an, und auch die Regierung rückte offenbar von ihm ab, zumal der Mark-

graf Philipp Wilhelm am 19. Dezember 1711 starb und Düringshofen damit seinen stärksten Förderer verlor. Man gab Düringshofen auch keinerlei Gehalt, und als 1715 der Landrat von Eickstedt seines Alters halber¹⁰⁾ sein Amt nicht mehr voll versehen konnte, übergang die Ritterschaft Düringshofen völlig und wählte zu



v. Berchem, Ufermännischer Quartalsgerichtsrat u. Amtskommissar.

Eickstedts Unterstützung und Nachfolger am 23. Dezember 1715 den Hauptmann Henning Joachim von Holzendorff auf Karmzow. Der Landesdirektor Georg Wilhelm von Wedel, die Landräte von Eickstedt und von Derßen und der königliche Amtskommissarius des ufermännischen und stolpischen Kreises von Berchem berichteten über die Wahl an den König: Der Landrat von Eickstedt habe schriftlich die Kreisversammlung gebeten, ihm, weil er seines Gesundheitszustandes wegen nicht mehr den vielfältigen Durchmärschen bewohnen könne, den Hauptmann Henning Joachim von Holzendorff auf Carmzow hierfür

zu adjungieren. Das sei zu befürworten, da Holzendorff sich schon zehn Jahre als Deputatus bewährt habe und ihm die Anwartschaft auf das Landratsamt schon zu König Friedrichs I. Zeit zugesagt sei, und weil Holzendorff, solange Eickstedt lebe, kein Douceur erhalten solle; es sei zwar noch ein designierter Landrat, der von Düringshofen auf Niederlandin, vorhanden, aber der wohne 4 Meilen von Prenzlau und man könne deshalb bei vorfallenden Märschen mit ihm nicht so schnell korrespondieren. Es müßten zwei Landräte unfern von Prenzlau wohnen, welchen der Direktor die königlichen Befehle sofort zusenden könne; der König möge Holzendorff den Landratsstiel beilegen. Dies entsprach dem einstimmigen Beschlusse der Kreisstände. Unter dem 25. Januar 1716 erteilte der König darauf Holzendorff das Patent als Landrat mit dem üblichen Inhalt, jedoch mit dem besonderen Hinweis, daß Eickstedt das Gehalt für seine Lebenszeit allein behalten und Holzendorff solange nichts bekommen sollte.

Düringshofen hielt jetzt den Augenblick für gekommen, sich wenigstens für die Zukunft zu sichern, und trug dem König vor, es könne durch die Substituierung Holzendorffs im Falle des Todes eines der drei Landräte wegen der Befoldung leicht Streit entstehen, es möge deshalb schon jetzt angeordnet werden, daß auf den ersten Todesfall eines Landrats in der Ufermark dessen frei werdende Befoldung ihm zufallen sollte. Der König forderte den Direktor und die Landräte zum Bericht hierüber auf. Der Bericht befindet sich bei den Akten nicht mehr, doch hat Düringshofen seinen Zweck offenbar nicht erreicht, denn er wird nach seinem Ende 1721 oder Anfang 1722 erfolgten Tode noch als adjungierter Landrat bezeichnet, hat also eine besoldete Stelle auch nicht erhalten, als Christoph Valentin von Eickstedt 1718 gestorben war; in dessen Stelle rückte vielmehr der erteilten Zusage gemäß Holzendorff ein.

Die Schaffung der Stelle eines vierten, überzähligen und unbeholdeten Landrats hatte sich als zweckmäßig erwiesen, weil die Zunahme der Kreisverwaltungsgehefte eine weitere Arbeitskraft erforderte. Das mußte um so mehr gelten, als ein erheblicher Teil der Dienstleistungen der Landräte immer noch in der Begleitung durch den Kreis marschierender Truppen bestand und diese Obliegenheit eine körperliche Nüchternheit voraussetzte, die bei den älteren Inhabern des Amtes nicht immer mehr vorhanden war und deshalb die Heranziehung jüngerer Kräfte nötig machte. In der Kreisversammlung vom 19. Dezember 1721 wählte die Ritterschaft deshalb Joachim Friedrich von Greiffenberg auf Kuhweide (jetzt Borwerk von

¹⁰⁾ Christoph Valentin von Eickstedt war 1648 geboren; Familienbuch II, S. 276.

Frauenhagen, Kr. Angermünde) als „Supernumerarius im Landratsamte“, der den Landesdirektor von Wedel und die Landräte von Derken und von Holzendorff unterstützen und sein Gehalt bekommen sollte, bis ein Posten frei würde. Das Gesuch um die Bestätigung Greiffenbergs wurde dem König vorgelegt. Während dieser 1716 der Bitte um Beordnung Holzendorffs zur Unterstützung Eickstedts ohne weiteres stattgegeben hatte, erhob er jetzt Bedenken. Eigenhändig schrieb er auf den Bericht:

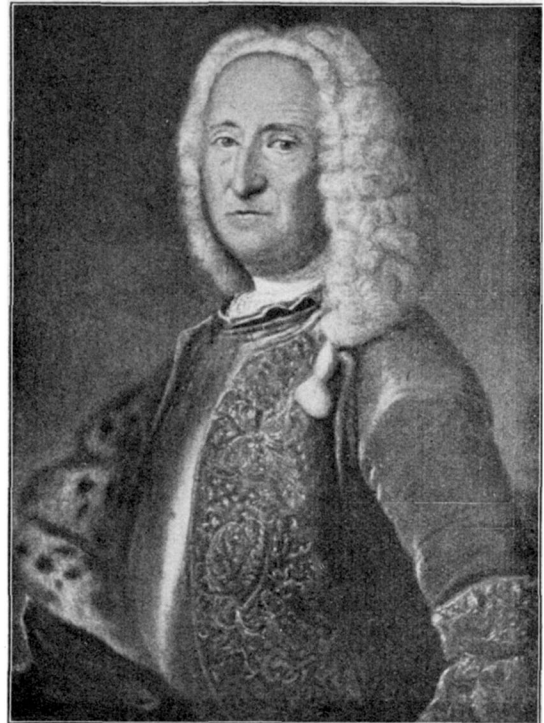
Er. Grumbau mit mir sprechen ist Mir etwas Neues und im ganzen Lande nit gleichs.

Bei der Rücksprache befahl der König dem Minister von Grumbow, dem ufermärkischen Kreise zu eröffnen, daß er keine Adjunktion erteilen wolle und bis zum Freiwerden einer Stelle Greiffenberg sich gedulden müsse. Dieser ließ sich aber nicht so leicht abweisen. Er stellte dem König vor, es seien der verstorbene Landrat von Düringshofen und der noch lebende Landrat von Holzendorff zu Lebzeiten der Landräte von Eickstedt und von Derken mit der Adjunktion und dem Landratstitel begnadet; er habe nach dem Tode Düringshofens auf Derkens und Holzendorffs Verlangen die Geschäfte bereits besorgt, weil jene bei eiligen Märschen sechs oder fünf Meilen nach Schwedt reisen müßten, er aber nur 1½ Meile bis dorthin habe und deshalb in einem Tage erledigen könne, wozu sie vier Tage brauchten, wodurch erheblich an Diäten gespart werde, und bat wiederholt um den Landratstitel. Dieser wurde ihm denn auch gewährt; unter dem 22. März 1722 erhielt Greiffenberg das Patent, am 25. Juni ward er vom Generalkommissariat vereidigt.

Greiffenberg rückte bereits nach wenigen Jahren zum ordentlichen Landrat auf, weil Derken Präsident der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt wurde. Deshalb wählte die Ritterschaft am 19. März 1728 einen neuen „Extraordinarius“. Zu dem Zweck schlugen die drei Landräte der Versammlung und dem für die königlichen Ämter erschienenen Quartalgerichtsrat von Berchem aus der Zahl der Landesdeputierten drei Mitglieder zur Auswahl vor, nämlich den Hauptmann Friedrich Wilhelm von Hade auf Mittenwalde und Hahleben, den Oberstwachmeister von Arnim auf Rechlin und Trebenow und den Herrn von Arnim auf Sternhagen. Darauf wurde „alter Observance nach die Wahl vorgenommen“; sie fiel einstimmig auf Hade, zumal man der Meinung war, daß man wieder einen Landrat haben müsse, der wie vorher Derken, zwischen Prenzlau und Zehdenick seinen Wohnsitz habe. In dem Gesuch um Bestätigung der Wahl betonten die Landräte, um

angesichts der Erfahrungen von 1722 den sparsamen König ihrem Vorhaben geneigter zu machen, daß Hade bis zum Freiwerden einer ordentlichen Stelle kein Gehalt beziehen solle und bereit sei, einhundert Thaler für die Rekrutenkasse zu erlegen. Der König gab dem Gesuch ohne Bedenken zu erheben unter dem 10. Juni 1728 statt und die Rekrutenkasse vereinnahmte die 100 Thaler.

Am 13. Juli 1730 starb der um den Kreis wohlverdiente Landesdirektor von Wedel. In seiner Dienstzeit war für den Leiter des ufermärkischen Kreisdirektoriums der Titel „Landesdirektor“ üblich geworden, der bis zum Jahre 1817 bestehen blieb. Neben dem Landesdirektor und den Landräten werden in der ganzen Periode, die uns hier beschäftigt, oft die Deputierten der Ritterschaft erwähnt, ohne daß ersichtlich wird, wie groß deren Zahl war, und was sie eigentlich für Aufgaben hatten. Es scheint so, als ob sie von der Gesamtheit der Ritterschaft für besondere Aufgaben, vielleicht vor allem zur Ueberwachung des Rechnungswesens, bestellt wurden; aus ihrer Zahl pflegte man, wie wir gesehen haben, die Landräte zu entnehmen.



Henning Joachim v. Holzendorff-Carmzow, Landesdirektor der Ufermark, geb. 28. Oktober 1666 — gest. 5. Februar 1748

In Wedels Stelle wählte die Ritterschafft den Landrat Henning Joachim von Holzendorff auf Karmzow zum Director, der auch sofort die königliche Bestätigung als solcher erhielt. Mit ihm trat eine bedeutende und interessante Persönlichkeit an die Spitze der udermärktischen Verwaltung. Seine Lebensgeschichte hat nach seinem Tode 1748 der Pfarrer Georg Karl Christiani in Karmzow aufgezeichnet. Wir lassen diese Niederschrift hier im Wortlaut folgen, weil sie in unübertrefflicher Anschaulichkeit die Persönlichkeit Holzendorffs und die Art seiner Zeit schildert und eine ausgezeichnete Charakteristik des Mannes gibt, dessen kluges Gesicht uns aus dem Porträt im Landhause in Prenzlau entgegenblickt:

J. N. J.

Der Selige HErr Director, HErr Henning Joachim von Holzendorff ist geboren zu Bruchhagen, wie er zu mir öfters gesaget, Anno 1668 den 28. Octobr.

Sein HErr Vater ist gewesen HErr N. von Holzendorff, ErbHerr auf Bruchhagen, so gestorben noch ehe der Selige HErr Director geboren worden.

Seine Frau Mutter ist gewesen Frau Ursula Catharina von Bredowen, so den 8. Junii Anno 1721 hier gestorben und bald darauf in der hiesigen Karmzowschen Kirchen beigesetzt worden. Welche nach dem Tode ihres ersten seligen EheHerrn wiederum ist verheiratet an H. N. von Bredowen, ErbHerrn auf Kuhweide.

Die Erziehung betreffend, so haben diese seine Eltern, als die Frau Mutter und der HErr Stieffvater, wie er etwas erwachsen und zu den Jahren gekommen, das er hat müssen Informiret werden, ihm zu Hause gehalten geschickte praeceptores, wovon der letzte gewesen HErr Heinrich Schumacher, weyland Prediger zu Zicho. Da er nun von solchen treulich informiret worden, auch so weit gekommen, das er im Christentum und der lateinischen Sprache einen guten grund gelegt, haben seine angeführte liebe Eltern ihn nach Berlin gebracht in das so genandt berühmte Gymnasium Joachimicum. Darin hat er in etlichen Jahren seine studia so weit gebracht, das er mit Nutzen hätte können nach der Academie ziehen. Wie aber eben dazumahlen die hohe landes Herrschafft ein neues Regiment errichtete von Jungen Edel-leuten, so da hießen Grand Musquetairs, als hat der selige HErr des ferneren studirens sich begeben und hat auch Dienste unter solchem Regiment genommen, wie er denn auch in dieser Kriegesbediening der Belagerung von Bonn mit bengewohnet, alwo die ange-

führte Junge Herren alle todtgeschossen worden bis auf 8. Unter welche achte, so über-geblieben, der Selige HErr auch mit gewesen. Für diese Gnade hat er seinem Gott oftmahlen herzlich gedanket.

Wie es nun mit diesem Regiment zu Ende gekommen, hat er sich nach Hause gewendet, nicht aber lange daselbst aufgehalt, sondern bald wieder Dienste genommen unter dem hochlöblichen Döbnhoffischen Infanterie Regiment und ist zuerst geworden ein HErr Fähnrich, darnach ein HErr Lieutenant, zuletzt ein HErr Hauptmann.

Diese angeführte Dienste hat der selige Herr Director continuiret bis Anno 1698, da ihn der liebe Gott hieher nacher Karmzow gezogen, allwo er sich vermählte mit der Hochwohlgeborenen Frauen Adelheit Tugendreichen von Arnimm, Seeligen HErrn Otto Friderichs von Holzendorffs, gewesenenen possessore des einen hochadelichen Gutths allhier, Frau Witwen. Mit selbiger ist er getraut worden den 30. April selbigen Jahrs.

Mit dieser seiner Gemahlin hat er gezeuget:

1. die Fräulein Lucretia Tugendreich, so getauffet den 16. Julii 1700, und Anno 1718 den 22. Martii vermählet worden an den HErrn Obristen Otto Ludolph von Saldern, sie ist gestorben zu Collberg vor etlichen Jahren;
2. HErr Joachim Friderich, Königlischen Preussischen Herrn Geheimen Rath, so getauffet worden den 4. Junii 1702;
3. HErrn Carl Wilhelm, einen HErrn Land Rath dieser province;
4. Fräulein Maria Carlotta, so getauffet worden den 4. Junii 1705. Sie ist gestorben an den Roden den 7. Martii 1729;
5. HErr Otto Sigismund, welcher getauffet worden den 16. November 1707. Er ist vor etlichen Jahren gestorben.

Da nun diese erste Gemahlin in Gott selig verschieden den 9ten Maji 1716, ist der selige HErr Director im Witwen Stande verblieben bis den 24. Decembr. 1717. An diesem Tage aber hat er sich zum andern mahl vermählet und sich trauen lassen mit der Hochwohlgeborenen Fräulein Catharina Maria von Holzendorffs, seligen Herrn Adamen Friderichs von Holzendorffs, gewesenenen Deputirten bey der hiesigen hochlöblichen Ritterschafft und ErbHerrns auf Jago und Rittgartens, nachgelassenen Fräulein Tochter, welche den 19ten tödtlichen Hintritt ihres HErrn Gemahls als seine betrübte Witwe beklaget.

Sein geführter Lebenswandel ist Gott gefällig gewesen, indem er seine Gemahlin-

nen herzlich geliebet, auch friedlich mit ihnen gelebet. Seine liebe Kinder hat er zu allem guten gehalten, und sie in der Zucht und Vermahnung zum HErrn christlich aufgezogen, wie den auch der liebe Gott gnade gegeben, das sie wohl gerathen. Sein Ambt hat er treu und fleißig verwaltet, so lange es seine Kräfte verließen. Seine Deconomie hat er klüglich geführt, darum ihn auch der liebe Gott in leidlichen reichlich gesegnet. Gegen Hohe und Niedrige ist er gewesen sehr höflich, lieblich und freundlich, gegen seine HErrn Arrendatoribus gütig, gegen seine Untertanen und Bedienten barmherzig. Denen Recht armen hat er mildiglich gegeben, die vagabunden aber und Müßiggänger zum besseren Leben vermahnet, indessen ihnen doch auch etwas gegeben. Mit seinem Prediger und Beichtvater hat er die vielen Jahre friedlich gelebet, welche Sie beyammen gewesen, weil sie sich gerichtet nach Pauli Vorschrift I. Corinth. VI, 7: Es ist schon ein Fehl unter euch, das ihr mit einander rechet. Da nun der selige HErr eine so gute Conduite geführt, hat die göttliche providence es so gefüget, das er auch von einer Ehren Stufe zur andern gestiegen, und sofort anfangs ein HErr Deputirter, darnach ein HErr Land Rath und lezlich ein HErr Director dieser province geworden.

Sein Christenthum ist aufrichtig gewesen, in dem er seinen Gott kindlich gefürchtet und nicht sicher in den Tag hineingelebet. Die heiligen Sonn- und Fest- und Bustage hat er heilig und her gehalten, nicht nur dem öffentlichen Gottesdienst fleißig beygewohnt, so lange es seine Kräfte verließen, sondern auch in seinem Hause seine privat Andacht gehalten, und sich aus geistreichen Büchern, als Scriveri Seelen Schatz, D. Speners Lebensgeschichte, Werners Himmelswegen durch seinen Bedienten für lesen lassen.

Sein letzte maladie belangend, so ist der selige HErr Director einige Tage sehr math gewesen, und vermeinete die Brust wäre ihm schwer und der athem kurz, jedoch so, daß er schier noch täglich angekleidet dabei geseßen, bis es endlich dem lieben Gott gefallen, ihn durch einen sanften und seligen Tod am 5. Februar von dieser Welt abzufordern und seine Seele in das himmlische Freuden Reich zu versetzen, nachdem er sein Leben gebracht auf 79 Jahr 3 Monath und 8 Tage.¹¹⁾

Da bei Wedels Tode der Landrat von Hacke in eine ordentliche Landratsstelle einrückte,

¹¹⁾ So im Manuscript. Später hat Christiani die 79 durch 81 ersetzt. Die richtige Geburtszahl ist 1666. (28. 10. 1666 – 5. 2. 1748 sind 81 Jahre 3 Monate 8 Tage.)

wählte die Ritterschaft ebenfalls am 20. September 1730 zum „Supernumerarius“ den Major Jakob Vivigenz von Arnim auf Rechlin.

Der König bestätigte die Wahl Holzendorffs, der 25 Thaler an die Rekrutentasse zahlen mußte, zum Landesdirector und das Nachrüden Hackes, lehnte aber die Bestätigung Arnims ohne Angabe von Gründen ab und befahl der Ritterschaft, einen anderen Vorschlag zu machen. Das tat die Ritterschaft aber nicht, wohl weil sie sich durch die Weigerung des Königs in ihren Rechten gekränkt fühlte.¹²⁾

Der König war über diesen Widerstand der Ritterschaft offenbar verstimmt, und er benutzte daher eine sich bald bietende Gelegenheit, den uckermärkischen Ständen seine Macht noch nachdrücklicher zu zeigen. Der Landrat Joachim Friedrich von Greiffenberg wurde Anfang 1731 in das Generaloberfinanz-Kriegs- und Domänendirectorium versetzt und es wurde dadurch eine Landratsstelle frei. Da ein „Supernumerarius“, der nachrüden konnte, infolge der Nichtbestätigung Arnims nicht vorhanden war, hielt es der Leutnant Hans von Wschersleben, der Besitzer des Rittergutes Klockow, für angezeigt, den König zu bitten, ihn „weil ich schon Landes Deputirter bin, wovon die Landräte gemacht werden, zum Landrat in der Uckermark in des Geheimen Rath von Greiffenberg Stelle zu machen“. Er erbot sich, dafür 500 Thaler zur Rekrutentasse zu geben und fügte hinzu: „Ich bin zwar von die abgedankte Offiziers einer, so Euer Majestät des Frühjahrs zusammen zu kommen allergnädigt beordert, Ich vermeine aber, wenn ich nur in Ew. Majestät Dienste als Landrat bin, daß Ew. Majestät ein gnädiges Gefallen daran haben werden“. Der König willfahrte dem Gesuch innerhalb zwei Wochen und erteilte Wschersleben das übliche Patent am 17. Februar 1731 „wegen seiner uns unterthänigst angerühmten Geschicklichkeit“ mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß ihm die auf dem Kreisetat stehende Besoldung von 100 Thalern, die Greiffenberg gehabt hatte, zustehen solle. Die 500 Thaler für die Rekrutentasse wurden natürlich angenommen.

Die uckermärkische Ritterschaft war durch dieses Vorgehen der Regierung aufs höchste überrascht. Sie hatte inzwischen eine Versammlung abgehalten und, da Anfang des Jahres auch der Landrat von Hacke verstorben war, die Deputierten von Buch-Stolpe und von Broecker-Carmzow zu Landräten gewählt und bat um deren Bestätigung. Der König entschied darauf, daß es bei der Anstellung Wscherslebens, der schon seit einigen Wochen in Ausübung des

¹²⁾ Dies und das folgende Archiv des Kreises Prenzlau Litt. G. Nr. 26.

Amtes sei und das Traktament beziehe, verbleiben müsse, das Generaldirektorium den uckermärkischen Ständen aber die Versicherung geben solle, „daß dieses künftigt hin ihnen zu keiner Konsequenz gereichen solle“. Damit war den Ständen die Möglichkeit weiteren Widerstandes genommen. Die Regierung versuchte noch, eine Einigung dahin herbeizuführen, daß von Buch zweiter Landrat nächst Mischersleben und von Broecker supernumerärer Landrat ohne Gehalt werden sollten; beide lehnten aber jetzt die Annahme des Amtes ab.

Die Uckermark hatte infolgedessen außer dem Direktor von Holzendorff nur den Landrat von Mischersleben, so daß alsbald wieder eine Ergänzungswahl vorgenommen werden mußte. Diese fand denn auch noch im Spätherbst 1731 statt. Die Ritterschaft hatte jetzt Sorge, daß im Falle des Todes des ja schon ziemlich betagten Holzendorff sein Nachfolger als Direktor nach der Reihenfolge des Dienalters Mischersleben werden mußte, und wählte deshalb „wegen heran nahenden Alters und Schwachheit des jetzigen Direktoris von Holzendorff“ den bei der Pommerschen Regierung in Stettin tätigen Regierungsrat Karl Erdmann von Stoß zum Landrat und Vicedirektor. Der König ging auf das Gesuch um Bestätigung dieser Wahl auch sofort willig ein; in dem am 28. Januar 1732 ausgestellten Patent wird von Stoß neben den allgemeinen Pflichten des Landrats insonderheit aufgetragen, bei Behinderung oder Krankheit Holzendorffs dessen Verrichtungen wahrzunehmen und das Direktorium im Kreise zu führen, ihm auch zugesichert, daß er nach dem Ableben Holzendorffs ohne fernere Anfrage in dessen Funktion als Direktor treten und bis dahin sich des Ranges vor den übrigen Landräten erfreuen solle.

Karl Erdmann von Stoß entstammte einem alten, aber nie verbreiteten Geschlechte, das von alters in der Uckermark zwischen der Oder und Welse angehoben war; er besaß dort Felchow, Dobberzin und Krüssow; seine Schulbildung hatte er seit 1716 auf dem Franckeschen Pädagogium in Halle empfangen, später war er auch Domherr zu Kolberg¹²⁾. Sein im Kreisständehause zu Prenzlau befindliches Porträt, das wir hier wiedergeben, zeigt ihn als einen schwächlichen Mann von offenbar zarter Gesundheit, wie denn auch sein Geschlecht im Mannesstamme schon mit seinem einzigen Sohne erlosch. Die Absicht, durch seine Bestellung zum Vicedirektor und Nachfolger Holzendorffs ein Einrücken Mischerslebens, der übrigens Marie Luise von

Stoß, eine Schwester Karl Erdmanns, zur Frau hatte, in die Direktorstelle zu verhindern, gelang nicht, denn Stoß starb schon wenige Jahre nach Holzendorffs Tode am 24. Oktober 1752, erst



Karl Erdmann v. Stoß-Felchow, Landesdirektor der Uckermark, Domherr des Domstiftes Kolberg i. P.,
geb. 15. Juni 1703 — gest. 24. Oktober 1752.

49 Jahre alt, so daß Mischersleben, der ihn um 20 Jahre überlebte, nun ihm als Landesdirektor doch noch nachfolgte.

Die eben geschilderte Entwicklung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gibt uns ein vortreffliches Bild der Rechtsanschauungen, von denen man bei der Besetzung der Landratsstellen ausging. An dem Grundsatz, daß die Ritterschaft die Landräte zu wählen berechtigt ist, hält man zähe fest. Auch vom König wird dies Recht der Ritterschaft nicht in Abrede gestellt; selbst in dem einzigen Fall, wo der König ohne vorhergehende Wahl der Ritterschaft einen Landrat ernannt und seinen Eintritt in das Amt erzwingt, gibt er nachher die Zusage, daß dieses Verfahren den Rechten der Ritterschaft für die Zukunft nicht nachträglich sein solle. Auf der anderen Seite nimmt der König aber

¹²⁾ Geschichte des Geschlechts von Winterfeld II. 2 S. 862 u. Quellen S. 93. — Jahrb. f. Brand. Kirchl.-Gesch. 24 (1929).

für sich das Recht in Anspruch, dem Gewählten die Bestätigung ohne Angabe von Gründen zu versagen, und erkennt die Ritterschaft dieses Recht stillschweigend an, denn in den beiden Fällen, in denen der König die Konfirmation ab-



Hans v. Mischersleben-Klofow, Landesdirektor der Ufermark

lehnt, verlautet nichts von irgend welchem Widerstande der Ritterschaft. Dieser Rechtszustand galt, wie wir gelegentlich erschen, auch für die Besetzung der ritterchaftlichen Ratsstellen im ufermärktischen Quartalgericht, und änderte sich nicht, solange es einen ufermärktischen Kreis gab.

Gerne würden wir über die amtliche Tätigkeit der Landräte etwas Näheres erfahren, aber es fehlt darüber fast völlig an Nachrichten. Die laufenden Geschäfte der Steuererhebung und -Abführung und die Mitwirkung in den militärischen Angelegenheiten boten ja auch kaum Gelegenheit zu einer Betätigung, die irgend welche Spuren hätte hinterlassen können; eine eigene Kreiskommunalverwaltung im heutigen Sinne gab es nicht; diese wurde für die Städte durch ihre Magistrate geführt, für das platte Land durch die Gutsbesitzer als Gutsobrigkeit; die Armenfürsorge der Landräte beschränkte sich auf

die Aufsicht über Tätigkeit der Gutsobrigkeit auf diesem Gebiet.¹¹⁾ Man hat sogar den Eindruck, als ob die Landräte sich zur Ausübung einer Kommunalverwaltungstätigkeit gar nicht berufen fühlten, wenn man sieht, wie sie nur mit einem gewissen Widerstreben folgen, wenn sie hier und da von der Regierung zur Mitwirkung bei den Arbeiten für die Regulierung der Handw aufgefördert werden. Da es eine Kommunalverwaltung nicht gab, läßt sich von den Leistungen der Landräte auf diesem Gebiete auch nichts erzählen.

Recht deutlich geht dieser Sachverhalt aus dem „Salarienetat des ufermärktischen und stolpirischen Kreises“ hervor, der uns für die Jahre vom 1. Juni 1715 bis ultimo Mai Anno 1716 und vom 1. Juni 1716 bis ultimo Mai 1717 im Ufermärktischen Museum erhalten ist; da wird uns zugleich der Lauf des Rechnungsjahres der Kreisstände bekannt. Beide Etats sind völlig gleichlautend und enthalten folgende Ansätze:

Kreisdirektor von Wedell	200 Thlr.
Landrath von Eickstedt	100 "
Landrath von Derken	100 "
Medicus Dr. Strupe	100 "
Landt Einnehmer Lävemann	210 "
Kreiß auß Reuther	75 "
Kreiß Bothe	15 "
Procureur in Berlin	8 "

Die ganze Verwaltung kostete also im Jahre nur 808 Thaler und wurde mit zwei mittleren Beamten und einem Unterbeamten bewältigt. Was der „Procureur“, der in Berlin gehalten wurde, für Dienstgeschäfte hatte, ist nicht bekannt, von erheblicher Bedeutung können sie bei einem Jahresgehalt von 8 Thalern nicht gewesen sein. Die schriftlichen Arbeiten bestanden im wesentlichen wohl nur in der Führung der Steuerrechnungen, die der „Landt Einnehmer“ besorgte, die militärischen und polizeilichen Sachen wurden meist durch die Landräte persönlich und mündlich erledigt, deshalb werden auch Akten nur in geringem Umfange entstanden sein; es ist daher erklärlich, daß aus dem 18. Jahrhundert so gut wie nichts auf uns gekommen, woraus wir weitere Kunde schöpfen könnten. Der „Landt Einnehmer“ und der Kreisausreiter werden wohl hauptamtlich angestellt gewesen sein; die Landräte waren ehrenamtlich tätig, die „Traktamente“, die sie empfangen, stellten lediglich eine Aufwandsentschädigung dar. Als der Landrat von Hacke Anfang 1731 gestorben war, bat Mischersleben, ihm das Gehalt von 100 Thalern für das ganze Jahr zu geben. Die Regierung forderte den Direktor von Hol-

¹¹⁾ Steffens, S. 44.

hendorff zum Bericht darüber auf, und dieser teilte mit, daß Hades „hinterlassene Wittbe gewöhnlichermaßen bereits die Hälfte a 50 rthl. empfangen“, daß aber von Uckerleben die restlichen 50 Thaler erhalten möge, was denn auch angeordnet wurde; es mußte aber 1 Thaler davon an die Rekrutenkasse abgeführt werden.

In der geschilderten Verfassung verblieb der uckermärkische Kreis bis zur Umbildung der Verwaltungsbezirke nach den Befreiungskriegen¹⁵⁾. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden (G.S. S. 85) wurde bestimmt, daß der Staat in 10 Provinzen, die Provinz in zwei oder mehr Regierungsbezirke, die Regierungsbezirke in Kreise geteilt werden sollten und daß die bestehende Kreiseinteilung in der Regel beibehalten werden sollte, aber dort, wo die vorhandene Kreiseinteilung für eine gehörige Verwaltung unangemessen sei, mit möglichster Berücksichtigung früherer Verhältnisse eine neue Einteilung sofort zu schaffen sei. Die Instruktion vom 3. Juli 1815 zur Ausführung dieser Verordnung schrieb möglichste Beibehaltung der alten Kreisgrenzen und sorgfältige Schonung bestehender Verhältnisse bei Neueinteilungen vor und ordnete an, daß Landräte wie bisher im Kreise angeessene Gutsbesitzer, die das allgemeine Vertrauen der Kreisinsassen hätten, werden sollten.

Die Landräte der Kurmark traten am 24. und 25. August 1815 in Potsdam unter der Leitung des Regierungspräsidenten von Bassewitz zusammen und arbeiteten einen Plan zur Neueinteilung der Kreise aus, der im wesentlichen den heutigen Zustand darstellt. Der uckermärkische Kreis wurde durch Zuschlagung von Oberberg, das als eine Halbenklave von Oberbarnim in die Uckermark hineinragte, vergrößert und in die drei Kreise Prenzlau, Templin und Angermünde geteilt, entsprechend der schon im 17. Jahrhundert gelegentlich hervorgetretenen, auf örtlichen Verhältnissen beruhenden Verwaltungspraxis; der Kreis Templin wurde außerdem durch die Orte Badingen, Osterne, Hellberge, Mahnhorst, Mildenberg, Zabelsdorf, Liebenberg, Hertefeld, Luisenhof und Bergsdorf aus dem aufgelösten Olien-Löwenbergischen Kreise verstäkt. Die drei Kreisstädte waren von Natur gegeben. König Friedrich Wilhelm III. genehmigte die Einteilung durch die Kabinettsorder vom 31. Januar 1816 und fügte wegen

der äußeren Grenze gegen Pommern hinzu, daß die dort vorzunehmenden Aenderungen nur geringfügig sein sollten. Hier handelte es sich darum, daß die zur Uckermark gehörige nach Stettin zu vorspringende Ecke von Lötznitz und Umgebung und die sogenannten „Kondominien“ beseitigt werden mußten. Mit letzteren hatte es folgende Bewandnis: Von Zerrentzin gehörten 14 Amtsbauern, 2 Amtskossäten, 3 adlige Bauern und 3 adlige Kossäten zu Brandenburg, 3 Bauern zu Pommern; von Kunow 4 $\frac{1}{2}$ -Bauern und 1 Windmühle zu Brandenburg, ein Borwerk von 8 Hufen und 13 $\frac{2}{3}$ -Bauern zu Pommern; von Rezin 4 $\frac{1}{2}$ -Bauern und 1 Windmühle zu Brandenburg, 6 Bauern zu Pommern; von Plöwen 14 Bauern zu Brandenburg, 1 Borwerk mit 2 Bauern zu Pommern. Zu Brandenburg gehörte auch die Enklave Tantow, endlich lag die Herrschaft Schwedt teils in Brandenburg und teils in Pommern. Nach heftigem Streit entschied der Staatskanzler Hardenberg durch Erlaß vom 21. November 1817, daß Lötznitz, Bismark, Hohensfelde, die Enklave Tantow und die brandenburgischen Anteile von Plöwen, Rezin und Kunow zum Regierungsbezirk Stettin, ganz Zerrentzin aber zu Brandenburg und damit zum Kreise Prenzlau geschlagen würde. Damit hatte der Kreis seine jetzige Gestalt gewonnen. Die Herrschaft Schwedt blieb, soweit sie bisher brandenburgisch war, im alten Bezirk und damit bei dem neuen Kreise Angermünde; das uckermärkische Kreisdirektorium, der Magistrat von Vierraden und die Schulzen von Heinersdorf, Blumenhagen, Berkholz und Gatow hatten sich lebhaft dafür eingesetzt, der König entschied nach ihren Wünschen.

Mit der Aufteilung der Uckermark in drei selbständige Kreise entfiel das aus drei Landräten bestehende Kreisdirektorium von selbst. Am 1. Januar 1817 trat die neue Kreiseinteilung für die gesamte Kurmark in Kraft, wenn auch die Grenzberichtigung gegen Pommern erst etwas später beendet war. Bis zu diesem Zeitpunkt war letzter Landesdirektor der ganzen Uckermark Hans Joachim Anton von Arnim auf Neuenfund, der am 24. Januar 1799 zum Landrat gewählt und am 16. Dezember 1799 vom König als solcher bestätigt war. Zum Landrat des neugebildeten Kreises Prenzlau wurde Ludwig Adolph von Winterfeld auf Groß-Spiegelberg bestellt, der schon seit 1803 dem Kreisdirektorium als Landrat angehört hatte und am 2. Januar 1837 nach einem für den Kreis ungemein erfolgreichen Wirken seines hohen Alters wegen aus dem Amte schied. Er war der letzte der „uckermärkischen“ Landräte.

¹⁵⁾ Das folgende nach Bertold Schulze, Reform der Verwaltungsbezirke in Brandenburg und Pommern, Berlin 1931 S. 52 ff.

Der Galgendieb.

Von Maria Schaefer.

Weiß draußen auf einsamer Stelle
Das Ruchholz ragt in die Höh'.
O Menschentind, hüß' deine Seele,
Komm nachts nicht in seine Näh!
Dort spuken die bösen Geister all'
Und bringen den armen Sünder zu Fall.

I.

Mit leichtem Schritt, ein Liedlein auf der
Zunge —

so kommt Kathrein daher, jung, rank und schlank,
Der Klaus, der Knecht, der arme, arme Junge,
ist nach dem schönen Mädchen beinah' krank. —
Sie ist das einz'ge Kind des reichen Bauern
Harm
und er sein Schäfer nur — — gering und arm.

„Kathrein! Kathrein!“ so betteln seine Augen —
und: „Ach Kathrein!“, so flüstert zag' sein Mund,
„Was ist's?! Was gibt's? Und soll mein Nam'
mir taugen?“

Sie lacht, sie lacht aus vollem Herzensgrund:
„Liebst du mich denn, so mußt du es beweisen!
Nicht nur die Not, auch Liebe bricht oft Eisen!“

„Was soll ich tun? — ich wag für dich mein
Leben!“

„Bring mir die Galgenketten her! Gib acht:
Tußt du's, so will ich mich fürwahr ergeben,
doch hol' sie nur bei finst'rer Mitternacht!“

Und eh' er recht erfäht den Sinn, das Wort —
so ist die Schöne trällernd, lachend fort.

Am Gartenzaun erwartet sie der Fochen;
er wartet hier und möchte einen Kuß.
Mit seines Herzens liebeheißem Fochen
erlaubt sein Ohr bald ihren raschen Fuß:
„Kathrein! Kathrein! Und heut' entwischt du
nicht!“

„Das woll'n wir seh'n!“ Sie lacht ihm ins
Gesicht.

„Liebst du mich denn, so mußt du es beweisen!
Bring mir die Galgenketten her! Gib acht:
Stiehlst nächtlich du für mich das Sündereisen,
Wird in drei Wochen Hochzeit dann gemacht!
Wer ist wohl mutiger — Klaus oder du? —
Wer sie mir bringt, kriegt mich, den Hof dazu!“

II.

Hoch ragt des Galgens Ungeheuer
schwarz und gespenstisch in die Nacht.
Klaus schleicht am schützenden Gemäuer
mit bangem Herzen hin, ganz lacht.
Es schläft die Stadt. Verhallt des Wächters
Rufen;

im Mondenschein ruht still der Uckersee.
Nun Klaus wohlan! Betritt die blut'gen Stufen!
Hier ist der Galgen! Klimm hinauf zur Höh'!
Bald schlägt die Mitternacht! — 's ist Zeit!
kein Mensch betauscht dich weit und breit!

Wenn ihn nun die Geister zwicken,
die aus Totenschädeln nicken?!
Wenn der Teufel seine Seele
zerrt hinab zum Schlund der Hölle?!
Webend seine Finger irren —

leise rost'ge Ketten klirren
und sie schaukeln lacht im Wind — —
Klaus! Geschwind! Geschwind! Geschwind!

Ein Griff, ein Ruck — — die Ketten weichen —
und noch ein Ruck — nun ist's vollbracht!

Huscht dort ein Schatten hinter Eichen
— dumpf hallt vom Kirchlein Mitternacht —
„Der Böse!“ schießt's ihm durchs Gehirn,
denn Hörner sind an seiner Stirn.

O weh! Jetzt fühlt er sich ergriffen —
kein Zweifel: 's ist der Hölle Herr!
Und wie wenn Geisterstimmen riefen,
so raunt der: „Gib die Ketten her!“
Und Prügel prasseln auf ihn ein — —
Rein! Das kann nur der Teufel sein!

Auf sein Geschrei kommt jetzt der Büttel,
der arglos hinterm Brunnen schlief.
Er läßt ihn schmecken seinen Knüttel
(der Satan rauch von dannen lief!)
„Fort in den Turm, du Bösewicht!
Und dort erwart' ein schlim'm Gericht!“

In Sicherheit — da lacht der Fochen
und freut sich der gelungen'n List;
war er dem Klaus doch nachgekrochen,
dem er die Ketten dann entriß.
Nun wird ihn loben Schön-Kathrein —
Der Hof, das Mädchen, sie sind sein!

III.

Im Hexenturm, bei Wasser und bei Brot
der arme Klaus erleidet bitt're Not.
Doch immer wieder faßt er neuen Mut:
Kathrein wird für ihn bitten,
um die er hat gelitten,
und alles, alles wird noch wieder gut!

Und endlich kam der harte Richterpruch:
Spiekruten soll er laufen hinterm Bruch.
Wie drängt das Volk sich schon seit morgens früh!

Als unter scharfen Ruten
ihm Kopf und Glieder bluten,
erblickt sein tränend Auge plötzlich „sie“!

Doch was ist das?! Sie hängt an Fochens Arm?!
Gewann denn der die stolze Kathrein Harm?!
Und plötzlich dämmert ihm der schlimme Trug:
„Wart'! Wart', du Mordgeselle!
Bin ich erst frei zur Stelle,
Dann büßt du es, der mich beim Galgen schlug!“

Und Schön-Kathrein mit ihrem Engelsblick? —
Pa! Alle Weiber sind voll Falsch und Tück!
Der arme Klaus will nichts von Liebe mehr:
„Stahl ich die Galgenketten,
tät doch die Seel' ich retten!
Der Teufel geht im Weiberrock einher!“

Von Mühlen, Mehl und Brot.

Mit 5 Abbildungen. / Von M. Schulze.

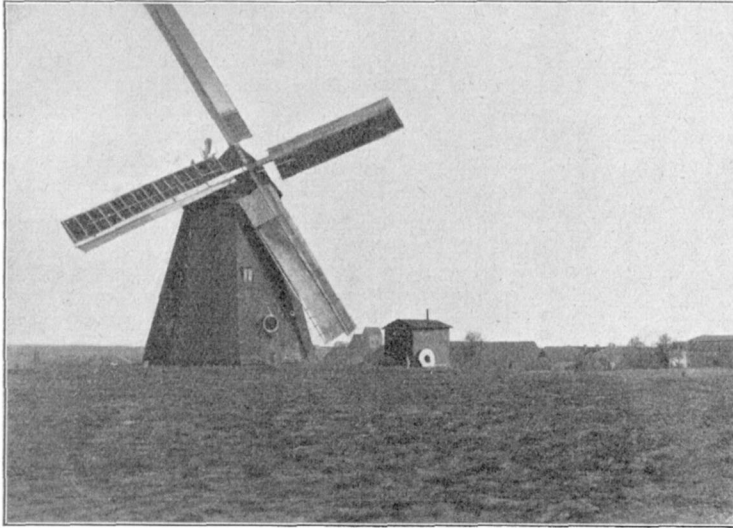
Allmählich aber unaufhaltsam schwindet ein Wahrzeichen unserer Landschaft auch in der Uckermark dahin. Die Windmühle liegt im Sterben. Immer mehr schmilzt die Zahl der Dörfer zusammen, vor denen auf luftiger Höhe im Winde ihre Flügel sich drehen. Bei den meisten ist sie bereits abgebrochen oder wurde, als sie dem Feuer zum Opfer fiel, nicht wieder aufgebaut. Oft verraten, wo sie noch steht, fehlende Flügel oder ein angebauter Schuppen und Leitungsdrähte, daß nicht mehr der Wind sondern elektrische Kraft die schweren Mahlsteine bewegt. Wie ein erkrankter Organismus mutet der Anblick an, wie ein Gebilde, in das ein Fremdkörper eingedrungen und es nun einem baldigen Tode entgegenführt. Hüfllos, ihrer Arme beraubt, scheint sie doch unablässig um Hilfe zu rufen gegen eine Entwicklung, die wie überall so auch hier nun ein selbständiges Handwerk vernichtet zu Gunsten großer Betriebe, die billiger und vorteilhafter die gewünschte Ware liefern können als der kleine selbständige Unternehmer es vermag.

Nicht immer hat die Windmühle unserer Landschaft ein besonderes Gepräge verliehen. So um 1100 unserer Zeitrechnung, also rund 800 Jahre zurück, beginnt sie sich über das Land hin langsam auszubreiten. Wo sie zuerst aufkam, hat man noch nicht sicher ermittelt. Bekmann, der im vorvorigen Jahrhundert lebte und eine Geschichte der Erfindungen schrieb, hält sie für europäischen Ursprungs, ja vielleicht für eine deutsche Erfindung. Ob diese letztere Annahme zurecht besteht, ist zweifelhaft. Denn ihre älteste Erwähnung weist nach England, wo im Jahre 868 der König des angelsächsischen Reiches Mercia der Abtei Cronland unter sonstigem Landbesitz und Nuzungen auch eine Windmühle verehrt. Danach finden wir sie zu Anfang des 12. Jahrhunderts zuerst in Frankreich wieder. Ehe aber der Mensch den Wind zum Antrieb der Mühle nutzen lernte, hatte er bereits eine andere Naturkraft zu nutzen verstanden. Älter als die Windmühle ist die Wassermühle. Bei der Bereitung des Mehls ist damit wohl der Mensch zuerst darauf verfallen statt menschlicher Kraft zum Antrieb der Bewegung Kräfte der Natur, hier Wasser und Wind, auszunutzen und somit die Maschine in das menschliche Wirtschaftsgetriebe einzuführen. Daher wird denn das Wort Mühle im Mittelalter zu einer Bezeichnung maschineller Betriebe schlechthin, vornehmlich solcher, die sich der Wasserkraft bedienen. So finden wir Walk-

mühlen, Lohmühlen, Holzmühlen, Sägemühlen, Kalkmühlen, Papier- und späterhin Pulvermühlen. Dr. Schwarz hat in seiner Arbeit über das Frenzlauer Mühlenwesen die in Frenzlau einst außer den Getreidemühlen vorhandenen Mühlenwerke angegeben, die doch mit der eigentlichen Müllerei nichts anderes als den Namen gemein haben. In Italien kam die Wassermühle zuerst auf und mit den Römern ist sie dann auch in das von ihnen besetzte Germanien gelangt. Im Jahre 368 unternahm der römische Kaiser Valentinian einen Feldzug gegen die Alemannen. In seinem Hauptquartier befand sich ein gelehrter römischer Professor, namens Aufonius, dem das liebliche Moselland so gefiel, daß es ihn zu einer begeistertsten Dichtung auf dasselbe veranlaßte. In dieser Dichtung erwähnt er auch Wassermühlen an den Nebenflüssen der Mosel. Diese Verbesserung des Mahlbetriebes leuchtete den Germanen wohl bald ein, da durch sie bedeutend größere Mengen Mehl täglich gewonnen werden konnten, als der langsame und mühselige Betrieb der Handmühle es gestattete. Jetzt nahm der Müller den Hausfrauen die Sorge für die Herstellung des Mehles ab. Man brachte das Getreide zur Mühle und holte die fertige Ware zurück. So ward aus dem bisherigen Hausgewerbe ein eigenes selbständiges Handwerk. Mit den römischen Wassermühlen breitet sich auch ihr römischer Name über Deutschland aus und mit der alten Handmühle schwindet auch deren alte einheimische Bezeichnung. Denn unser Wort Mühle ist kein ursprüngliches deutsches Wort sondern nur das ins Deutsche umgewandelte römische Wort *molina*.

Den meisten Bewohnern des Kreises Frenzlau ist wohl die Heidmühle bekannt, die wegen ihrer reizvollen Lage am Rande des Buchenwaldes der Caselower Forst noch heute ein beliebtes Ausflugsziel ist für alle, die im Waldesgrün Erholung suchen. Noch immer läuft und rinnt der Mühlenbach, aber der Mühlenteich ist mit Wasserpflanzen und Seerosen bewachsen und die Räder der Mühle stehen still. Die Zeit der kleinen Wassermühlen ist vorüber wie die ihrer jüngeren Schwestern, der Windmühlen. Lange Zeit hindurch haben ihre Räder sich fleißig gedreht, ja das Landbuch, das Kaiser Karl IV. über die Mark 1375 herstellen ließ, weiß sogar von 2 Mühlen, einer oberen und unteren, die hier bestanden. Jetzt ist das vorüber. Nicht weit ab von der Heidmühle liegt das Dorf Fahrenwalde. Am Wege nach Bröllin steht

am Ende des Dorfes eine Windmühle, heute fast ausschließlich von Motorkraft getrieben. Es ist ein geschichtlicher Werdegang, den man auf der Rückkehr von der Heidemühle nach Pasewalk über das Dorf Fahrenwalde damit erlebt, der kennzeichnend ist für eine verhängnisvolle Entwick-



Windmühle von Fahrenwalde, rechts Schuppen für Motorantrieb. — Im Hintergrund das Dorf.

lung, die das gesamte wirtschaftliche Leben im letzten Jahrhundert nahm. Vom Hausgewerbe zum Handwerk, vom Handwerk zur Fabrik — so ist auch der Werdegang der Mühle verlaufen.

Ehe Wasser- und Windmühle erschien, hat im alten Germanien wohl in keinem Haushalt die Handmühle gefehlt, sowie es noch heute in den wolyhynischen Dörfern Rußlands der Fall ist, wo einem nach der Erntezeit fast aus jedem Haus das Surren des von der Hausfrau gedrehten Mühlsteins entgegen tönt. Für diese wolyhynischen Dörfer fallen 1000 Jahre westeuropäischer Kulturentwicklung fort und wir gewinnen heute noch dort ein anschauliches Bild von der Kultur des Landlebens, wie es auch einst bei uns vor langer Zeit bestand. Bei uns sind die Reste der alten Handmühlen längst Museumsgut, wo sie in den Sammlungen aus unserer Vorzeit liegen, während sie dort noch, wie einst bei uns, zum unentbehrlichen Gut eines jeden Haushalts gehören. Damals stellte der Landmann alles, was er brauchte, auch selber her. Er baute sein Haus aus dem Holz seines Waldes, er gewann seine Kleidung aus den Gespinnstpflanzen seines Ackers oder der Wolle seiner Tiere, er zimmerte selber

seine Geräte und alles, was zu Speise und Trank gehört, bereitete er in seinem Hause selbst. Nur das Schmieden der Erze scheint seit ältester Zeit eigenem Handwerk anvertraut. Das erklärt das Fehlen der Städte im freien Germanien, die dem Bedürfnis des Handwerks und Marktes ihre Entstehung verdanken.

Umfassend ist die Tätigkeit einer Landwirtschaftsfamilie damals gewesen, aber er war ein freier vom Gelde unabhängiger Mann und das Gold, das nur zur Erlangung überflüssiger Dinge verführte, schien ihm ein Fluch, wenn es die Macht über den Menschen gewann.

Aber auch bis zur Handmühle ist ein weiter Weg gewesen, der wohl Jahrtausende gedauert hat, denn auch sie bedeutet einen großen Fortschritt und eine bedeutende Verbesserung und Erleichterung des Hausbetriebes. Aber von Anfang an bleibt der Grundgedanke bis in die Gegenwart der gleiche, so große Vervollkommnung er auch bis in die heutige Zeit er-

fuhr. Denn auch heute noch wird das Mehl mit Ausnahme der allerneuesten Großbetriebe, wie vor Jahrtausenden durch Zerreiben zwischen zwei Steinen gewonnen. Wann und wo der Mensch zuerst auf diesen Gedanken kam, wissen wir nicht. Wahrscheinlich fiel aber diese Erfindung mit dem Anbau der Körnerfrüchte zusammen und geschah dort, wo man zuerst zum Getreidebau überging. Damit müssen wir in der Geschichte menschlicher Kultur bis in die Zeiten der Steinzeit zurückgehen, jener Zeit, in der den Menschen die Verwendung der Metalle noch unbekannt war. Als ein noch älteres Verfahren für Zerkleinerung der Getreidekörner hält man ihr Zerstampfen in einem hölzernen Mörser. Die Sprachforschung schreibt die Ausübung desselben bereits dem noch ungetrennten indogermanischen Urvolk zu. Erhalten hat sich von diesen Geräten der Vorzeit naturgemäß fast nichts. Zwei hölzerne Mörserkeulen sind bislang bekanntgeworden, von denen die eine aus einem slavischen Pfahlbau bei Potsdam stammt. Und die slavischen Völker in Rußland geben uns heute wiederum Aufschluß, wie solche Mörser wohl einst auch bei uns aussahen. Wir finden in den Gegenden Wolyhyniens noch heute zwei Mörserformen, von denen die eine mittels Tretvorrichtung das Zerstampfen erleichtert, während bei der anderen die Mörserkeule mit der Hand geführt wird. Nun hat mir ein

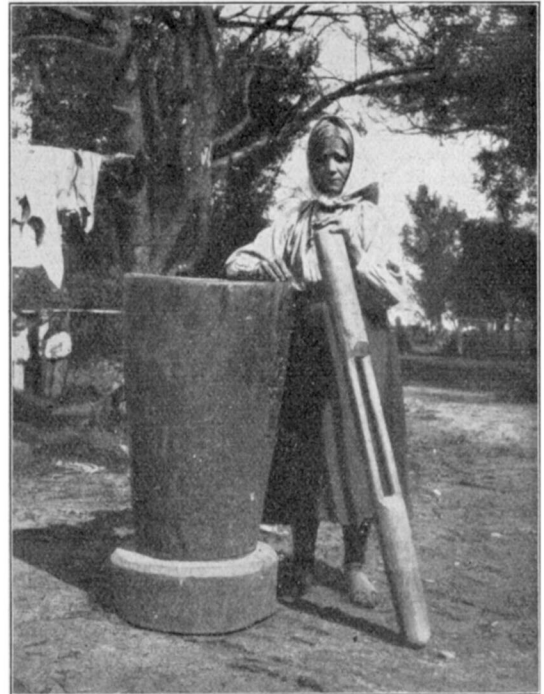


Holzmörser mit Tretvorrichtung. Wolhynien.

jetzt schon längere Jahre verstorbener Einwohner Fahrenwaldes, der alte Schuhmacher Dähn, erzählt, daß Mörser oder Stampfer ersterer Art einst auch in der Uckermark gebraucht wurden und zwar zum Zerstampfen von Lein, Raps und Gerste. Letztere wurde als Grüte dann genossen, während Hafergüte nicht gegessen wurde. Den Lein- und Rapsamen trocknete man nach seinem Bericht erst in einem Sack im Backofen, dann zerstampfte man ihn im Mörser zu Mehl. Das Mehl wurde mit Wasser dann angefeuchtet und auf einer Darre über dem Herd getrocknet, um dann in die Presse zur Bereitung von Del gebracht zu werden. Im Dorfe Wollschow soll früher Del aus Lein oder Raps gepreßt sein. Vielleicht liegt heute oder steht noch in irgend einem Winkel eines Bauerhauses im Kreise Prenzlau ein solcher alter Holzstampfer. Dann wäre es wertvoll, wenn er nicht verloren ginge. Das Prenzlauer Heimatmuseum würde ihn wohl gerne aufnehmen und dem Spender dankbar sein. Daß aber auch Mörserformen der zweiten Art früher bei uns wohl bekannt gewesen sind, beweisen die wesentlich kleineren Formen aus Eisen oder Messing,

die zum Zerstampfen von Gewürzen oder Zucker ein unentbehrliches Gerät der Hausfrau noch bis in die Tage unserer Mütter oder Großmütter bildeten. Aber ähnlich wie einst in der Uckermark wird der hölzerne Stampfer auch in Wolhynien heute fast ausschließlich dazu verwendet, um Hirse und Gerstenkörner von ihren Schalen zu lösen, um sie dann zur Bereitung von Grüte zu verwenden. Ursprünglich ist demnach die Verwendung von Körnerfrüchten zur menschlichen Nahrung bedeutend vielseitiger gewesen als heute, wo nur noch Roggen und Weizen vorherrschend sind und das Brot alles beherrscht, während der Grütebrei, der einst die Hauptnahrung bildete, ganz zurücktritt.

Wenn nun auch das Mahlen von Körnern zu Mehl zwischen zwei Steinen nicht wesentlich jünger sein wird als das Zerstampfen im Mörser, so ist es fraglich, wie weit man von Brotbereitung in unserem heutigen Sinne schon in den ältesten Zeiten sprechen kann. Denn noch bis in das Mittelalter ist Brot ein Herrenessen und die Hauptnahrung bleibt der Brei. Das Wort Brot bezeichnet auch nach den Sprachforschern ursprünglich bei den Germanen nur etwas weich oder genießbar Getrocknetes und ist einmal nur ein anderer Ausdruck gewesen für Mus

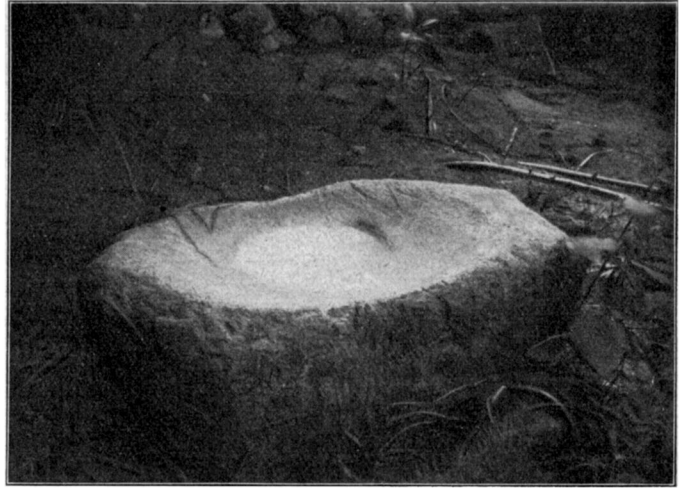


Holzmörser mit Stampfteule. Wolhynien.

oder Brei. Auch bei dem römischen Volke hatte sich das Bewußtsein erhalten, daß das Brot nicht die ältere Nahrung sei, denn sie opferten niemals Brot, sondern das Material für Brei oder Fladen, wie denn ja auch bei der christlichen Feier des heiligen Abendmahls letztere Form des Brotes auch heute noch bei uns im Gottesdienste gebraucht wird. Der Fladen ist nun ein Stück flachgeformten Breies, der aus Mehl und Wasser besteht, und den man überall auf der Welt in der heißen Asche bäckt. Er ist also eine ohne Verwendung eines Gärungsmittels hergestellte Nahrung, die demnach nicht aufgeht und nur in warmem Zustand zu genießen ist, weil sie erkaltet sehr hart und fest wird und daher nur schwer verdaulich ist. Wo uns sogenannte Brotüberreste aus der Steinzeit bekanntgeworden sind, zeigen sie diese Fladenform. Will man nun einen Entwicklungsgang der menschlichen Nahrung herstellen, so könnte man den Fladen an den Anfang stellen, da man das Braten und Backen, das am offenen Feuer geschieht und zunächst keines Gefäßes oder Gerätes bedarf, wird für älter halten müssen als die edle Kunst des Kochens. Dann wäre mit dem Kochen der Brei zur menschlichen Nahrung hinzugekommen und das Backen längere Zeit aufbewahren und dadurch in Gärung übergegangenen — also gefäulerten Breis hätte schließlich zum Brote geführt, des dann nach und nach zum Hauptbestandteil unserer Nahrung sich entwickelte.

Die für das Wohlbefinden des Menschen so ausschlaggebende Nahrung hat ihre Entwicklung wohl ausschließlich dem rührigen Fleiß und Streben der Hausfrau, das Leben dem Ehegatten so schmackhaft wie möglich zu machen, zu verdanken. Mahlsteine werden auch fast ausschließlich in Frauengräbern gefunden, wenn sie als Grabbeigaben sich finden. Sonst kommen sie als Einzelstücke häufig vor. Manchmal dienen sie heute, wenn sie nicht als Zierstücke in die Parks von Herrenhäusern wandern, anderen Zwecken, wie auf einem Bauerhof Fahrenwaldes lange Zeit ein solcher als Wassertrog für die Hühner diente. Besser ist es schon, man bringt sie als Denkmale einer vergangenen Zeit in das Heimatmuseum. Dort lernt man ihre ältesten Formen auch am besten kennen. Nur selten werden beide Steine, die zum Mahlbetriebe gehören, zusammen gefunden. Am häufigsten findet sich der untere Stein, auf den man das Getreide schüttete. Er ist entweder trogartig oder eben mit nach beiden

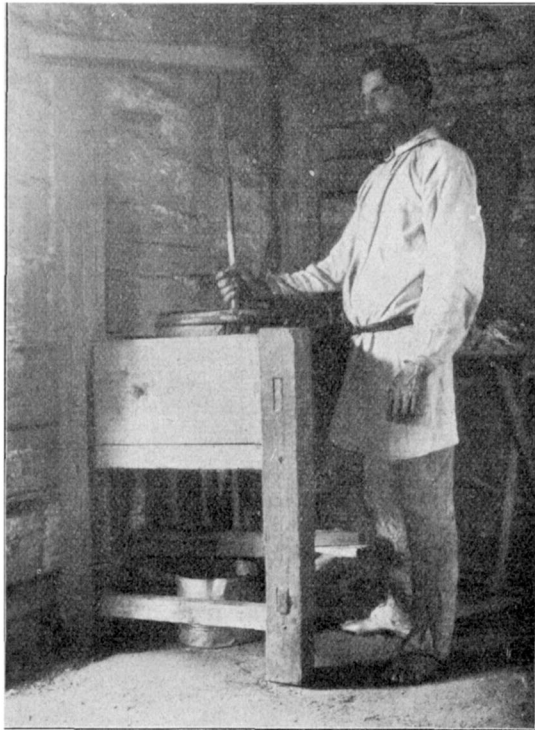
Enden ansteigender Fläche. Diese Form wird vielfach durch die ständige Benutzung entstanden sein. Zu diesem Unterlagstein, der beim Mahlen festliegt, gehört nun der sogenannte Läufer — in ältester Zeit ein etwa über faustgroßer gerun-



Trogartiger Mahlstein aus der Umgegend Fahrenwaldes.

deter Stein, so daß er bequem mit der Hand zu fassen war, und ebener Unterfläche. Indem derselbe über die auf den Unterlagstein geschütteten Getreidekörner hin und her gerieben wird, werden die Körner zu Mehl zermahlen. Dieses mühselige und zeitraubende Verfahren brachte es mit sich, daß man das Mehl immer nur für den täglichen Bedarf herstellte. Besser gestellte Haushaltungen ließen die Arbeit durch Knechte oder Mägde verrichten, eine Arbeit, die des öfteren auch als Strafe verhängt wurde. Aus dieser einfachen Form der Reibmühle hat sich dann die Drehmühle entwickelt. Unterlagstein wie Läufer werden jetzt gleich groß und rund. Die Steine besitzen einen Durchmesser von 30 bis 40 Zentimeter. Der Unterlagstein hat entweder in der Mitte einen Zapfen oder ein Loch, in das ein vom Läufer kommender Zapfen eingreift. Diese Verbindung beider Steine durch einen Zapfen ist erforderlich, damit der obere Stein, der Läufer, sich bei seiner Drehung gegen den unteren festliegenden Stein nicht verschiebt. Wir haben uns beide Steine, wie noch die heutige wolhynische Handmühle zeigt, in einen auf einem Gestell ruhenden Holzkasten hineingebaut zu denken. Die Drehung erfolgt dann entweder durch einen am Rande des Läufers eingelassenen senkrechten Stab oder eine runde Stange, die durch ein rundes Loch in einem über dem Mahlkasten befind-

lichen Holzgestell läuft und mit ihrem unteren zugespitzten Ende in eine am Rande des Läufers befindliche Vertiefung greift, wie die wolhynischen Mühlen es zeigen. Das Getreide wird durch ein in der Mitte des Läufers befindliches



Handmühle, Wolhynien.

Loch geschüttet, gelangt durch dasselbe auf den Unterlagstein, um hier durch die Drehung des Läufers zu Mehl zu werden, das dann seitwärts in den Mahlkasten fließt. Diese Drehmühle kommt westlich der Elbe erst in der Römerzeit in Germanien auf, östlich der Elbe, in dem während der Völkerwanderung von den Germanen verlassenen Gebiet, treffen wir sie erst, als Slaven in das leere Gebiet einzogen.

Als die Deutschen dann im 11. und 12. Jahrhundert wieder das östlich der Elbe liegende Ge-

biet besiedelten, brachten sie schon die Wassermühle mit. Das Hausgewerbe von einst war bereits ein selbständiges Handwerk geworden. Obwohl zunächst Privateigentum, sind die Mühlen, vor allem die Wassermühlen, wohl hauptsächlich wegen des gemeinen Nutzens, den sie stifteten, in das Eigentum des Grundherrn übergegangen, zumal das Wasser, das sie trieb, in den meisten Fällen nicht Privatbesitz war. Ganz besonders haben die Städte sich öffentliche Mühlen gesichert. Damit hängt dann auch zusammen, daß die Mühle für einen gewissen Umkreis das alleinige Mahlrecht besitzt und die Umwohner gezwungen waren, ihr Getreide nur auf dieser Mühle mahlen zu lassen. Für die Stadt Prenzlau betrug der Bannkreis, innerhalb dessen alle Bewohner in Prenzlau mahlen mußten, nach den Feststellungen von Schwarz zwei Meilen. Derselbe zeigt aber auch in seiner schon angeführten Arbeit, daß dieses Recht sich im Laufe der Zeiten nicht behaupten konnte. Wahrscheinlich hat das immer stärkere Aufkommen der Windmühlen viel dazu beigetragen, daß die Mühlen mehr und mehr zu freien, schließlich vom Grundherrn ganz unabhängigen Unternehmungen wurden. Indem ein Hausgewerbe zum Handwerk wird, vervollkommenet sich auch die geleistete Arbeit. Der alte Hausbetrieb, der die Arbeit nur im Rahmen der übrigen Arbeiten leistete, hat die Verfeinerung des Mehls nicht erreichen können. Das, was man damals als Mehl bezeichnete, würde heute uns schwerlich befriedigen, wenn man auch schon damals durch Sieben Mehl und Kleie zu trennen suchte. Länger als die Mehlerbereitung hat sich noch die Bäckerei als Hausgewerbe bis in unsere Tage gehalten. Aber auch diese Arbeit ist nach und nach von der Hausfrau aufgegeben. Allmählich verfallen die alten, meist auf der Wörde erbauten Backöfen. Der Bäcker im Ort hat die Arbeit übernommen. Immer mehr sind somit alle Kräfte des Landmannes allein für die Erzeugung der Lebensmittel freige worden — er hat zwar vieles von seiner alten Unabhängigkeit vom Volksganzen eingebüßt und kann nicht mehr das alte stolze Gefühl haben, daß der Städter ihn braucht, er aber nicht umgekehrt. Dafür kann er sich aber stolzer denn je als das notwendigste Glied des Volksganzen fühlen und ist stärker denn je auch durch wirtschaftliche Bande an das Wohlergehen des ganzen Volkes gebunden.

Sprüche

R. Sendte.

Wenn di de Rötter nich sall bieten,
mußt nich mit Steener no emm schmieten.

Adolf Meinete.

Ist groß die Not, — so hab' doch Mut
Es lebt ein Gott, und der ist gut.

antoordneern, öwerall wat to kummandeern, öwerall müßt he den Utschlag gewen. De Frömd'n keeken bloß no em, un sülwst de jungen Mäkens kreegen rode Backen, wenn se van den ersten Mann in 't Döörp anred't würd'n.

De Schmedd harr eenen Jung'n. De weer jo ganz anners, weer still un good, jerer Minsch mücht em lieden. He weer ball noch gröter as sien Boter, stark as 'n Perd un 'n Kärl as 'n Bild. De Köster harr keenen betern Jung'n in de School hadd, un de Preefter höl 'n Barg van em. Heinrich heet de Jung. All Lüüd wüßt'n, dat de Schmedd stolz up sienen Jung'n weer. Wenn se beid in de Schmeed an 'n Amboß stüüd'n un dat Frier stüüd so hell up ehr Gesicht, harr müßt 'n Moler komen un se seh'n, he weer jo woll nich werrer van loskomen.

De Jung weer still, sār nich veel, awer sien Boter wüßt, dat he nodenkern weer, un wenn of süß in 't ganz Döörp gegen em sülwst keener ankomen künn, de Jung stüüd den Boter nich no, dat wüßt de Schmedd sülwst am besten.

Weer de Boter alls, wull de Jung gor nücht sünd. He keem of woll ruß no 'n Feestplaz, höl sich awer nich lang up, un de Mäkens luerten vergewis obends up Heinrich, dat he mit ehr danzen süll. Jo, wenn Heinrich wullt harr, he harr 't Utschlag hadd, de rietsten Buermäkens harrn nich nā seggt. Awer Heinrich seet gärn bi de ganz All'n orrer güng alleen döörch de Heid. He mücht de Blumen gärn un de kleinen Vögel. Un of de kleinen Kinner, de weern bi em rüm un wull'n jerer sien Hand anfoten.

Werrer weer Pingsten, werrer weer de Schmedd de erst Mann in 't Döörp. Dewerhaupt dit Mol. Schüttenkönig weer he word'n, un he harr al sief grote Reden holl'n. Wat weer 't of för 'n Pingstwerer! De Himmel bloog un de Sunn luter sötes Lachen. De Kröger leep in Hemdsärmeln mit Gläs un Römern rümher, he künn 't nich schaffen, öwerall reepen se no em un hölen de leddigen Gläser hen. De Schmedd schmeet een Loog no de anner. He künn 'n Perdemmer vull verdrogen, awer hüt weer em dat doch al to Kopp stegen. He künn nich mehr still up eenen Placken sitten, güng mit sien Glas van Döör to Döör. He müßt mit jern anstöten un müßt to jern segg'n: „Ik bün doch de erst Mann in 't Döörp, wat meinst du?“ — Jo doch, se wüßten 't, awer wer 'n leddig Glas harr, de sār dat den Schmedd noch extra un apartig: „Schmedd, dat süßt du doch! De erst Mann in 't Döörp fall lewen: dreimal hoch!“

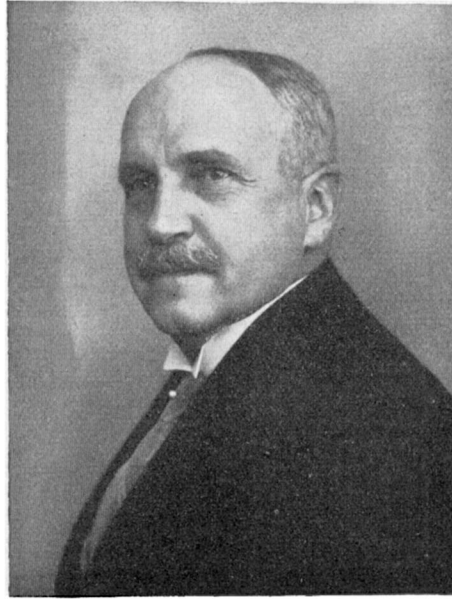
Wo oft weer dat al ropen word'n! — — —

Ein Schatten feel in den Kröger sien Gooor'n. Ein schwarze Wulf, nich veel gröter, as 'n groten Hoff, treckte öwer dat Döörp weg, Wat keeken rup no den Himmel, de meisten harr'n nücht markt, de stüüd'n al werrer ün den Schmedd rüm, harr'n de vullen Gläser in de Fußt un larmten al werrer: „De erste Mann in 't Döörp, er lebe hoch! und noch einmal hoch! und zum drittenmal hoch!!!“ — Ein Bliß! Ein Knall! All's tohoop un tofomen! Wat weer dat? Ein Bliß ut blogen Himmel? Harr de Herrgott nu mit de Fußt up den Döörp duntert?! De Schmedd weer friedewitt! Dat Glas weer em ut de Hand fall'n! Mit de beiden Händ'n müßt he sich an den Döörp holl'n. Harr em dat gull'n? In den Lind'nboom, de vör sien Hus stüüd, weer de rode Frierstrohl rintuckt, dat de Blärer döörch de Luft stowen weer'n! He harr 't sehn, mit sien egen Ogen harr he 't sehn. — Dor lachten s' al ün em rüm, reepen no 'n anner Glas för den Schmedd un wull'n glic noch ees up den Schreck mit em anstöten. Wat leepen awer of ut de Poort, de dachten an ehr Tohus, de Schlag weer doch to hart west, un inschlogen harr dat gewiß. — — — — —

De Schmedd seet up een Bank. Em stüüd de tolle Schweet vör de Störn, de Kneen bewerken em. He keek sich ün, as wüßt he nich, wo he weer. — Dunn schreagen Fruens up de Stroot. Döörch de Gooorndöör keemen wat gestört'!, „Wo is de Schmedd? Heinrich'n hett de Bliß doot-schlogen!“

De Schmedd harr no sien Herz grepen un weer ümsack, wenn nich wat tosprung'n weern un harr'n em fastholl'n. Nu leid'ten s' mit af, he künn kum alleen de Föt sett'n. — — — —

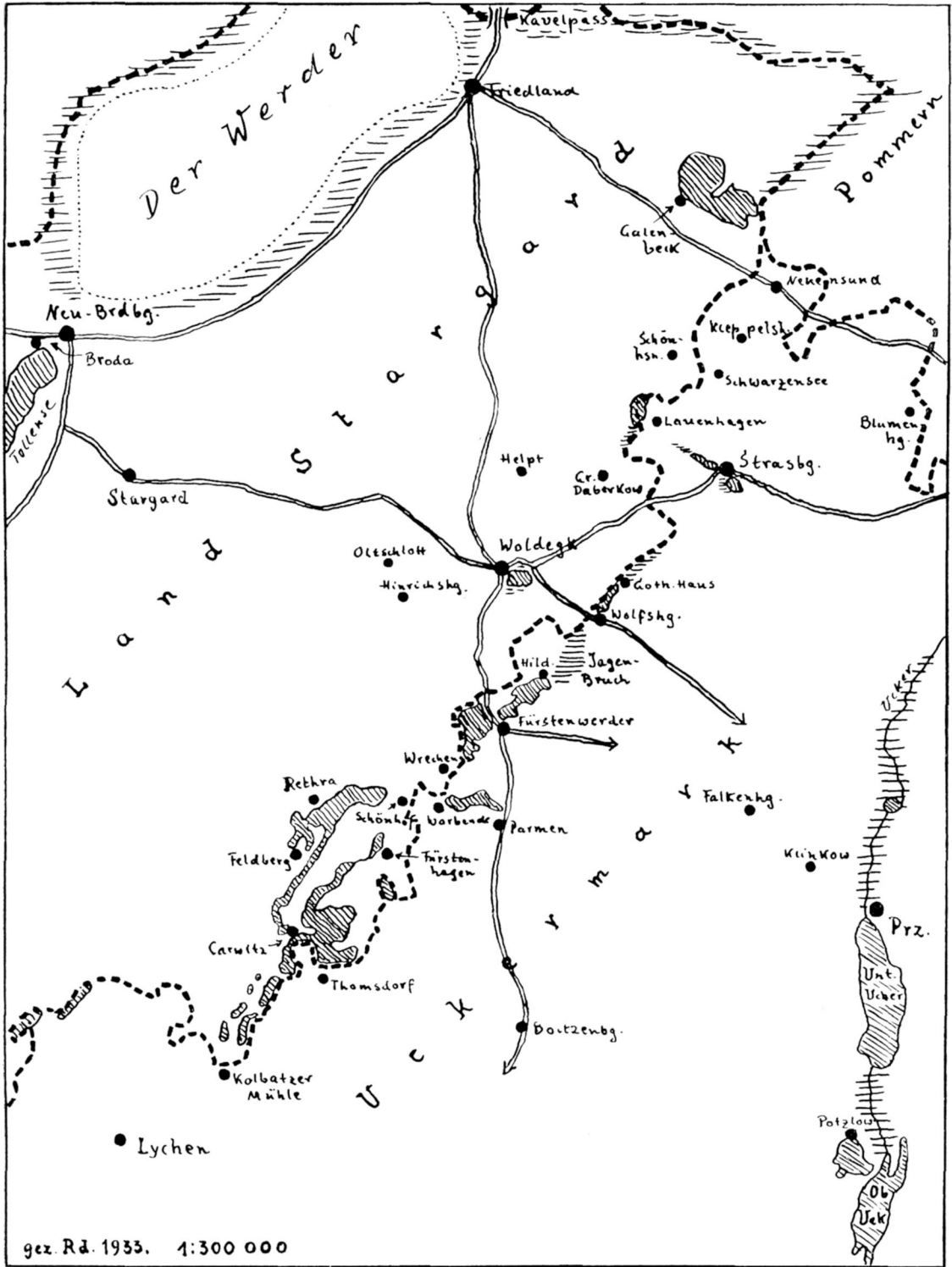
Lewen deit de Schmedd noch, awer keener kennt em werrer. Sien Hoor is witt, he lett' of al ganz olt. Un so still is he word'n. Em ward dat richtig suer, wenn he mol 'n poor Wöör segg'n müdd. He hett keenen Posten mehr, will nücht mehr sünd un nücht mehr ward'n. He dröggt dat Lewen as 'n Last. De grötste Tacken van den Lindenboom, de wiet öwer dat Dach weglangt hett, den hett de Bliß dunn knarsch afhaut. Nu süht dat ut, as wenn de Boom sien Hand van dat Hus wegtreckt hett. Awer de Herrgottsunne kann jüst gerod in de Fenster kieken. Se schient of up de Bank, de vör dat Hus steiht. Hier sitt de Schmedd un kiekt ünner hen up den Placken, wo sien Heinrich dunn legen hett, as de Bliß ut den blogen Himmel keem. De Lüüd, de vörbigohn, kieken schu up den Mann. Se mögen em nich anreden, awer se müdd'n doran denken, dat he doch ees de erste Mann in 't Döörp west is. — — —



Am 16. Juli 1932 schloß

Professor Ottomar Hoehne

der Leiter der Universitätsfrauenklinik zu Greifswald nach kurzer Krankheit die Augen. Damit endete ein von Arbeit und wirkungsfreudigem Schaffen erfülltes Leben. — Professor Hoehne war am 30. Juli 1871 in Treuenbrieken geboren. Mit der Uebersiedelung seines Vaters ins Pfarrhaus zu Fahrenwalde begann seine Zugehörigkeit zur Uckermark. Von Fahrenwalde aus bezog er die Universität, um Medizin zu studieren; seine Examina bestand er mit sehr gut. Aus seiner ärztlichen Tätigkeit in Kiel rief ihn der Krieg ins Feld. 1917 wirkte er an der West- wie an der Ostfront. 1918 kam er als Professor nach Greifswald, wo manche Kranken auch aus der Uckermark Hilfe und Heilung von seiner sachkundigen Hand erhielten. 1929 wurde er Rektor der Universität. Nun ruht er auf dem Friedhof in Fahrenwalde, neben Vater und Mutter. Er war ein Mann der Wissenschaft und der Forschung und zugleich ein überzeugter Christ.



gez. Rd. 1933. 1:300 000

Heimatsbuch von Heuer-Mägke, Prenzlau 1926, S. 138, ebenso im Prenzlauer Kreisatlas von 1927, S. 99), läßt deutlich die wichtige Rolle der Hügel-, Wald- und Seenkette erkennen, die die Provincia Utera von der Terra Stargard, dem Lande Stargard, dem späteren Mecklenburg-Strelitz scheidet, über welches die Askanier schon seit 1236 die Herrschaft ausübten. Es ist die Zeit der Rückwanderung der Deutschen nach dem von Slawen besetzten Osten, man darf aber vielleicht vermuten, daß diese Grenze bereits aus noch früheren Zeiten stammt, wo sie die einzelnen Stämme der Slawen untereinander schied. Als östlicher Teil der Lituzen saßen hier gegen die Pommern die Ukrer im Gebiet der heutigen drei Kreise mit Ausnahme des Südwestzipfels, der dem Lande der Riezanen angehörte (Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau, S. XX). Westlich dieser Ukrer aber lag der Gau der Redarier mit der genannten Tempelburg Methra. Die Grenzen dieses Redariergaues sind bereits leidlich früh durch archaische Untersuchungen festgelegt worden: Der Tollenje-See bildete die Redariergrenze gegen die Tollenjer nach Westen zu, nach Osten aber erlauben spätere mittelalterliche Verhältnisse die Rückschlüsse auf frühere Zeiten, daß hier die Redariergrenze in der Seenkette östlich von Feldberg gelegen hat, eben dort, wo Mecklenburg und Brandenburg sich noch heute berühren (Schuchardt, Arkona, Methra, Rinea, Berlin 1926, S. 38/39). Der Utergau aber erstreckte sich andererseits nach Osten auch auf das Gebiet zwischen Randow und Oder, nach Norden bis über Pasewalk hinaus in die Nähe des Haffes. Aber gerade nach diesen beiden Seiten hin hat die Uckermark später weitgehende Grenzveränderungen und Gebietsverluste erfahren, während die Nordwestgrenze fest blieb, als in den Kämpfen zwischen dem roten brandenburgischen Adler und dem roten pommerischen Greifen die Nord- und Ostgrenze mehrfach schwankend vorgelegt, zurückgenommen und wieder vorgetragen wurde.

Mit der fortschreitenden Besiedlung hatten sich beiderseits der Grenze des Landes Stargard und des Uckerlandes durch deutsche Ritter und Bauern zwei parallele Verteidigungsgürtel herausgebildet, die eine tiefgehende Verschiebung unterbanden. Man muß sich ja doch vor der Vorstellung hüten, als ob die Städte, Flecken und Burgen mehr oder weniger zufällig gerade hier und dort entstanden sind, wo wir sie heute sehen, man muß vielmehr für alle einzeln nach einer Begründung für ihre Lage und Anlage suchen, wie sie nur aus den historisch-geographischen Tatsachen ihrer Entstehungszeit zu begreifen ist, ob es sich nun um Pommern, Mecklenburg, die Uckermark oder irgend eine andere

Landschaft handelt. Man muß diese naturbegrenzten Gebiete der Kolonialzeit mit ihrer triegerischen und völkischen Unruhe als eine Festung betrachten: Ihre Mauern bilden die natürlichen Randzonen der Seen, Sümpfe oder Wälder, ihre Burgtore sind die befestigten Städte, die die Ausfallswege, die Heer- und Handelsstraßen deckten, und ihre zwischen den Burgtoren liegenden, kleineren Wehrtürme und Bastionen zum Mauerfuß sind die kleinen Plätze, Burgen und festen Häuser, die zwischen den größeren, städtischen Plätzen die Verbindungen herstellten.

Wie das mauerbewehrte Friedland für Mecklenburg dank seiner Lage am großen „Werder“ und vor dem Kavelpaß die Ausfallsdeckung nach Norden längs der Straße nach Pommern—Anklam—Wolgast bildete und 1244 begründet wurde, so fiel Woldegk die gleiche Aufgabe in der Ostrichtung gegen die Uckermark längs der alten Heer- und Handelsstraße zu, die von Hamburg nach Stettin führte und von Neubrandenburg (Fährort Broda) über Stargard—Woldegk—Strasburg nach Pasewalk—Vöcknitz—Stettin verlief. Hier bei Woldegk zweigte von dieser Westoststraße eine andere auf Fürstenwerder zu ab, um über Boizenburg die feste Stadt Tempelin zu erreichen. Da andererseits Woldegk mit Friedland in grader Verbindung stand, so ergibt sich seine Lage am Kreuzungspunkt einer Ostwest- mit einer Nord-Südlinie. Man findet es deshalb bereits frühzeitig zu einem festen Städtchen ausgebaut (gegründet zwischen 1240 und 1250; ein genaues Jahr ist nicht überliefert), in guter Verteidigungslage auf dem Ausläufer eines in Wiesen vorspringenden Hügelrückens. An drei Seiten ist der Abfluß des seither stark zusammengeschrumpften Stadtflees um die Umwallung herumgeleitet, die vierte Seite schiebt sich auf den Berggrücken hinauf, wo etwa 13 Meter über der Niederung ehemals die landesherrliche Burg gelegen hat.

Um aber auch dort, wo die Naturgrenzen am schwächsten waren, die nötige Sicherung zu besitzen, wurde von Mecklenburg aus längs der Grenze eine Kette von kleineren Befestigungen angelegt, die einen geschlossenen Burgengürtel bildet. Es folgten sich von Norden nach Süden auf diese Weise die festen Häuser von Galenbeck, das an der alten Straße Friedland—Neuenjund—Pasewalk—Stettin lag und durch den Galenbecker See eine vorzügliche Flankendeckung gegenüber der damals weiter nordwärts reichenden Uckermark besaß, ferner Schönhausen, Helpt, Oltshlott (Heinrichshagen), Brechen und endlich Feldberg hinter seiner dreifachen Seensicherung. Diese Burgen hatten alle einen durchschnittlichen Abstand von etwa einer Meile und waren so-

mit leicht untereinander erreichbar (Brückner, Baudenkmalier aus der dörflichen und städtischen Siedelung des Mittelalters in Mecklenburg-Strelitz, In: Mecklenburg, Ein Heimatbuch, Wismar 1925, S. 145 ff.).

Damit war von mecklenburgischer Seite her eine gute Sperrlinie längs der Grenze gezogen, auf deren Einzelheiten einzugehen hier nicht der Ort ist, der aber auf der ufermärkischen Seite eine ähnliche Befestigungsreihe parallel gelegt war, die durch die Namen Neuenfund, Strasburg, Wolfshagen, Fürstenwerder bezeichnet wird. Wenn diese Linie fester Plätze weiter südlich aufhört und bis Uychen aussetzt, so ist das im Vorhandensein der reichen natürlichen Hindernisse und in den dort früher andersartigen Grenzverhältnissen begründet.

Der nördlichste Platz, Neuenfund, erscheint bereits in frühen Nachrichten, erstmalig 1332 als Rihensfund genannt, unter der Bezeichnung eines castrum, einer befestigten Anlage, die die Straße Friedland—Pasewalk deckte, nachdem sie etwa einen Kilometer westlich von Neuenfund über das Tälchen des tief eingeschnittenen Knüppelbaches die Ufermark betreten hatte. Solange die nördlicheren Gebiete im früheren Mittelalter gleichfalls zur Ufermark gehörten, bildeten diese als schwer zugängliches Wald- und Wiesenvorland vor dem Grundmoränenplateau des Westuferlandes für Neuenfund eine gute Seitensicherung. Die Neuenfunder Feldflur befand sich aber so gleich in einer besonders exponierten Grenzstellung und eingefeilten Lage, als diese Nordgebiete der Mark Brandenburg verloren gingen. Näheres über die Frühzeit von Neuenfund ist nicht bekannt, im Landbuch Karls IV., also 1375, wird für „Rihensfund“ nur ein Ritterlich erwähnt, das Dorf lag damals wüst und des castrum wird keinerlei Erwähnung mehr getan. Die späteren Schicksale des Grenzortes kommen für unsere Betrachtung nicht mehr in Frage, sie sind auch kürzlich an dieser Stelle von Pfarrer G. Peters (Prenzlauer Kreisalender 1932, S. 145/51) eingehend und schön geschildert worden. Daß Neuenfund auch nach der pommerischen Seite hin jahrhundertlang in Grenzstreitigkeiten verwickelt war, hat ebenfalls im Prenzlauer Kreisalender (1933, S. 33—37) D. Bruchwitz für die Zeit von 1550 bis 1750 ausführlich dargelegt.

Das südwestlich von Neuenfund gelegene Kleppelschagen geht in seiner Entstehung auch auf das Kolonialzeitalter zurück, also wohl auf die Jahre von 1230 bis 1240, in denen im nördlichen Uferland die stärksten Siedlungsvorgänge im Waldlande stattgefunden haben. Aber ein befestigter Platz scheint es nicht gewesen zu sein. Heute bildet es nur einen Gutsbezirk, ist aber durch seine hügelige Umgebung sehr reizvoll, denn von den Gipfeln im Umkreis eröffnen sich an schönen Tagen die allerweitesten Fernblicke in das flache, rund 100 Meter tiefer liegende pommer-mecklenburgische Vorland nach Norden.

Auch das folgende Schwarzensee ist alten Ursprunges und erscheint 1375 im Landbuch als „Swartensee“. Es gehörte gleich zahlreichen Plätzen dieser nordwestufermärkischen Ecke den damals reich begüterten Herren von Blanckenburg. Nach den Angaben von Mundt (Die Heer- und Handelsstraßen der Mark Brandenburg, Berlin 1932, S. 111) soll der Neubrandenburger Verkehr, der später über Strasburg nach Pasewalk und Stettin geführt wurde, in früherer Zeit über Schwarzensee auf Blumenhagen zu geleitet sein, wo sich eine Zollstelle befand. Das würde sicherlich für das dem mecklenburgischen Grenzplatz Schönhäufen gegenüberliegende Schwarzensee eine bedeutende Belebung gebracht haben, doch läßt sich über Zeit und Ausmaß dieses Verkehrs wenig Genaues feststellen. Längs der Grenze folgt dann Lauenhagen (Löwenhagen), eine Gründung der Kolonialzeit, das heute gut gedeckt gegen Mecklenburg hinter einem See- und Wiesenstreifen liegt. Doch hat gerade an dieser Stelle die Grenze eine ihrer wenigen Verschiebungen erfahren und Lauenhagen gehörte im Mittelalter nicht zur Ufermark, sondern zum Lande Stargard (nach Schulze, Erläuterungen zur Brandenburgischen Kreiskarte von 1815, Berlin 1933, S. 31/32). Wann es endgültig zu Brandenburg gekommen ist, erscheint unsicher. Die an dieser Stelle bemerkenswert weit gegen Westen ausholende Grenzziehung deutet auf eine spätere Regulierung hin. Wenn die alten Karten des 18. Jahrhunderts, wie die von Schmettau, Schulenburg oder Sohmann, den westlichen Vorprung der Landesgrenze kleiner zeichnen, als er heute ist, und nicht bis zum Lauenhagener See reichen lassen, so ist dies darauf zurückzuführen, daß hier die Grenze gegen Groß- und Klein-Daber-

Zwei Sterne.

Zwei Sterne wandeln, gleiten durch Welten, himmelweit.

Selest von den Sezeiten strahlt jeder, lichtbereit.

Da stießen sie zusammen!
Hellauf springt Licht und Slat!
Aus uralt' heil'gen Flammen
sprüht eine gold'ne Slat.

Dem Walten ferner Welten
erliegen sie, entglüh'n. —
Die sich so froh erhelten,
müssen einander stieh'n.

W. Groß

tow und Kreckow lange Zeit strittig war und erst 1795 die Begleichung dieser Streitigkeiten, die auch den Lauenhagener See betrafen, in Angriff genommen wurde.

Die Rolle, die Strasburg im Mittelalter zur Grenzdeckung und als Knotenpunkt wichtiger Straßenzüge gespielt hat, ist mehrfach, besonders durch verschiedene, inhaltsreiche Arbeiten von Lippert (Geschichte der Stadt Strasburg, A. Miel 1920, sowie zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Jahrgängen des Prenzlauser Kreisaltenders) gekennzeichnet worden und braucht deshalb hier nur kurz gestreift zu werden. Welche militärische Bedeutung dieser Platz besaß, der wahrscheinlich bereits in pommerischer Zeit, also vor 1250, als deutsche Stadt entstanden war (erstmals genannt 1277), bezeugen uns verschiedene, spätmittelalterliche Bild Darstellungen (z. B. Prenzlauser Kreisaltender 1933, S. 104), die die starke Mauerumwehrung der „Burg an der Straße“ wiedergeben. Für den mecklenburgischen, von Woldegk her nahenden Verkehr bedeutete die Lage des Städtchens zwischen zwei Seen eine ausgezeichnete Sperrmöglichkeit, zumal damals die Wasserfläche des seither stark verlandeten Stadtsees noch weit südlich um die Stadt herumgriff und sich dem Wasserpiegel des westlich anschließenden Hell-Teiches mit seinen vom Mühlbach durchflossenen Wiesenflächen stark näherte. Die jenseits der Landesgrenze liegende Dabertower Heide und weiter südlich die diesseitige Amalienhofer Heide bilden den Rest der einst hier sperrenden Waldzone.

Ausgezeichnet als Sperrfeste an der Straße und Landesgrenze liegt Wolfshagen zwischen dem tief eingesenkten Haussee im Norden und den Ausläufern des Jagenbruches im Süden, das sicherlich auch auf die Kolonisationszeit zu Anfang des 13. Jahrhunderts zurückgeht und vielleicht an der Stelle eines ehemaligen, slawischen Burgwalles liegt. Noch heute bezeugen die Ruinen des allseitig von Wasser umgebenen Schlosses im Gutspark den wehrhaften Charakter dieses Grenzplatzes, der in den Händen der Herren von Blankenburg lag. Auch hier hatte die Wasserfläche noch im 17. Jahrhundert eine weit größere Ausdehnung und wirkte damit noch stärker zur Verteidigung des Platzes. Die am Schloß vorbeiführende Straße war, wie der Stich von Merian aus dem Jahre 1650 zeigt (abgebildet in: Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlaue, S. 374, Prenzlauser Kreisaltender 1926, S. 102, Bilderband des Uckermärkischen Heimatbuches von Heuer-Mähke, S. 106), von einem schwer mit langen Nägeln gespickten Schlagbaum gesperrt, der den ungebetenem Eintritt ins Uckerland hinderte. Noch 1599 wird

Wolfshagen als „Burg“ genannt (Kunstdenkmäler, S. XXIV). Wenn auch die Quellen über dieses feste Haus „to dem Wulfeshagen“ (1472) nur spärlich fließen, so lassen doch diese wenigen Merkmale bereits deutlich erkennen, welche wichtige Rolle im Grenzraum dem alten Schlosse zukam, von dem heute nur noch wenige Mauerreste und der zerfallene „Tangelturm“ im See aufragen.

Die Sperrzone des Jagenbruches, an dessen Westseite das spätestens im 14./15. Jahrhundert gegründete, ebenfalls den Herren von Blankenburg auf Wolfshagen als Ritterfisz gehörige Hildebrandshagen liegt, leitet über zu den beiden großen Wasserflächen, die Fürstenwerders markante Lage bedingen. Auch über diesen Platz vertragen die Urkunden fast alle Auskunft, aber auch hier genügen die wenigen, in der Landschaft und im Siedlungsbilde gegebenen Anhaltspunkte, um ein Bild von der ehemaligen Aufgabe des Städtchens zu erlangen. In ähnlicher Lage wie Strasburg liegt der Ort. Zwischen die beiden mannigfach zerlappten Flächen des Damm- und Großen Sees schiebt sich von Norden eine Halbinsel dicht an die Stadt heran, gradezu einladend für eine von Woldegk sich nähernde Landstraße, die hier auf das leichteste abgeriegelt werden konnte. So ist denn auch bereits 1323 Borstenwerder, über dessen genaue Entstehung wir nichts Näheres wissen, eine stark befestigte Stadt, deren Feldsteinmauer noch heute weithin erhalten ist, aus der heraus drei Tore dem Verkehr die Richtung weisen. Das heutige Woldegker Tor hieß früher wegen seiner Lage das Wassertor, es nahm den mecklenburgischen Verkehr auf, um ihn nach Osten durch das Prenzlauser Tor weiterzuleiten, wo er wahrscheinlich eine Straße über Falkenhagen—Klinkow einschlug (Mundt, Die Heer- und Handelsstraßen, S. 111), oder aber der Verkehr zweigte über die einzige größere Querstraße des Ortes und durch das Berliner oder Parmener Tor ab, das früher Hohes Tor hieß und eine Vortoranlage und einen seitlichen Turm besaß, um in Richtung auf Templin weiterzuziehen (Plan von Fürstenwerder im Bilderband zu Heuer-Mähke, S. 115 und Kunstdenkmäler, S. 56).

Mit Fürstenwerder schließt dann die Reihe der uckermärkischen Grenzbefestigungen auf dem besprochenen Abschnitt. Nach dem Gefagten ist es verständlich, daß diese beiderseits so stark befestigte Grenze sich durch die Jahrhunderte hindurch ziemlich unverändert erhalten konnte, ob sie nun ursprünglich zwei Slawengäule voneinander schied, oder später zwei selbständige deutsche Länder, was natürlich für die Unveränderlichkeit des Verlaufes besonders wirkungsvoll sein mußte. Nur an ganz wenigen Stellen

hat sie denn auch in historischer Zeit Veränderungen erfahren, ohne daß der Gesamtverlauf davon berührt worden wäre. Die eine stärkere Korrektur wurde bereits erwähnt, sie bezog sich auf Lauenhagen, westlich Strasburg. Eine weitere Grenzstreitigkeit ergab sich zwischen dem brandenburgischen Warbende und dem mecklenburgischen Wrechen, also bezeichnenderweise in dem schmalen Zwischenstück zwischen den Fürstenwerderer und Feldberger Seen. Hier handelte es sich um das Gebiet des Vorwerkes Schönhof. Warbende beanspruchte das ganze Gebiet bis an den Breiten Lucinsee, Wrechen dagegen wünschte, die Grenze am Großen und Kleinen Warbende-See nur 500 Meter westlich des Vorwerkes Warbende zu setzen. Die Sohmannsche Karte der Uckermark, die allerdings die Lage von Warbende nicht ganz genau anzugeben scheint, zeichnet die Landesgrenze in letzterem Sinne dicht westlich des Vorwerkes. Die im Jahre 1815 gelegentlich der Neuerteilung der brandenburgischen Kreise durchgeführte endgültige Festlegung dieses Grenzabschnittes erbrachte die vom Wrechner See wertwürdig gradlinig gegen Südwesten verlaufende und damit das Gepräge eines jungen Datums tragende Linienführung, die Schönhof Mecklenburg-Strelitz zuteilte (Schulze, Erläuterungen zur brandenburgischen Kreiskarte . . . S. 32/33). Eine kleine Grenzregulierung ist noch insofern zu erwähnen, als die früher inmitten mecklenburgischen Gebietes gelegene uckermärkische Exclave Krumbek bereits 1811 an Strelitz abgetreten worden ist. Alle sonstigen Verschiebungen sind so unbedeutend, daß sie übergangen werden können.

Wie die Jahrhunderte an dieser Grenze also wenig geändert haben, so wird man auch annehmen dürfen, daß sie in Zukunft so liegen bleiben wird wie bisher. Als im Jahre 1931 die Gedanken erörtert wurden, Mecklenburg-Strelitz in Preußen aufgehen zu lassen und es mit den drei uckermärkischen Kreisen zu einem besonderen brandenburgischen Regierungsbezirk zu vereinigen, bestand zeitweilig die Möglichkeit, die aber an der Haltung der damaligen Strelitzer Regierung scheiterte, daß die alte staatliche Grenze an dieser Stelle zu einer innerpreussischen Kreisgrenze umgewandelt werden könnte. Wenn wir aber im gegenwärtigen Augenblick (Sommer 1933) erleben, daß die Zusammenlegung der beiden Mecklenburg zu einem „Groß-Mecklenburg“ in Kürze Wirklichkeit werden soll, so wird sich sicherlich auch in Zukunft nichts am seitherigen Zustand ändern und die Ländergrenze nach wie vor bestehen bleiben.

Es zeigt sich aus dem geschilderten Beispiel, wie außerordentlich beständig unter Umständen Grenzen sein können, die einmal in ferner Vergangenheit aus Gründen, die wir im einzelnen nicht mehr erkennen können, gezogen worden sind, für die aber sicherlich besonders die natürlichen geographischen Tatsachen des Raumes bestimmend gewesen sind, und es regt zu allerlei Nachdenken und Zurückschauen auf vergangene Jahrhunderte an, wenn man hier im Nordwesten der Uckermark einen Grenzraum vor sich sieht, der in seinem heutigen Verlauf sicherlich zum mindesten schon 700 Jahre besteht, wenn nicht gar wahrscheinlich noch viel älter ist.

Wannerkamerod

Erna Taeye

Mänchnol, dor kümmt man so tosam, —
Wett nich woher, wett nich wohen;
De Gener güng, de Anner kamm,
So trefft man sich am Eem.
Du geiht man gegenänner her
Un red't 'n Woort un seggt man so, —
Een dücht de Dracht man half so schwer,
Man ward van Harten froh.

Hoher, denn gohn de Weg vaneen,
De een geiht hier, de anner dor;
Man hett sich niemols vörher seh'n,
Een wett nich, wer de Anner weer.
Man fröggt ot nich, wo geihst du hen?
Man seggt „adde“ un geiht sien'n Gang.
Man güng jo bloß tosam'n een Eem
Den schmalen Feldweg lang.

Mankunner kümmt 't in 't Lewen so:
Man trefft sich schließlich eenmol noch.
Denn dücht een woll, man kennt sich jo!
Denn freut man sich jo doch!
Een is, man hett sien Lewenlang
Sich niicht as Goods un Leews andoon,
Und is doch bloß so 'n korten Gang
Tosamm'n den Weg langgohn.

Zwe Geschichten von oll Voter Kamp ut Bannlow.

Von Pastor i. R. Sydow-Lehnitz, früher Schönwerder.

1.

Wo Voter Kamp den Köster 'nen Zäh'n uttreckt.

Köster Hoaf in Bannlow wär 'n forschen Kerl. In sin Schol do wär immer Ordnung; ken rippelt und rögt sich, gliest väl, ob he in de Scholstuw wär oder buten. He wüßt Ordnung to hollen. Un lehren deden de Göhren, dat dat ornär ne Freud wär. Un immer wär he lustig un fründlich.

Deber ees, do wär em alle Lustigkeit vergohn. He fät up'n Großvaterstohl un hölt sich de Back un stähnte of ganz gottserbarmlich. Un denn es sprüing he up un löp dördt' Hus un holt sich ne Buddel mit Paineppeller un rew' sich de Back, dat se ganz düstertot würd, un leggt sich up't Sofa un leggt de Back up de Sitenteln un schreg binoh ludhals; un denn sprüing he wedder up un grep sich de Kumbuddel un nähm doruf nen goden Schluck in'n Mund un spökt domet. Deber dat wull all nich helpen; he jammert immer dülller. He hadd of gor to dulle Zäh'nwehdagen. As he't gor nich mehr uthollen künn, lep he röwer to Meister Kampen, wat de Schmedt wär. Meister Kamp wär nen groten Kerl, nen ollen Poswalter Kütasseer. Wenn he enen blot an-foten ded, denn freg en gliest blage Pleck. Sin'n groten Ambus künn he ganz alleen bören, un wenn he met'n Hommer toschrög, denn dröhnte dat in't ganze Dörp.

As Köster Hoaf' to em rin käm, frög he gliest: „Meister, können Sie Zähne ausziehen?“

Voter Kamp brummt in'n deepsten Basß:

„Kann't. Väl Redensorten mök he nich gern.

„Ariegen Sie wohl diesen Backzahn raus?“ frög de Köster.“

„Kann't“ säd Voter Kamp wedder.

„Na, dann machen Sie aber schnell, ich kann es nicht mehr aushalten“, weimerte de Köster.

„Wa mi erst ne Piep anböten“, säd oll Meister Kamp.

He ded dat in alle Roh un Gemütlichkeit. De Köster lep in de Schmäd umher un weimerte vör sich hen.

„Na“ säd Voter Kamp, as he de Piep in'n Tog hadd, „denn setten'd sich man hier up'n Ambus“. Un dunn langt he van'n Kamin ne Potttang un fohrt domet den Köster in' Mul un fräg den Zäh'n to packen. De Köster bröllt' ludhals, un dunn beschwögt he.

As he wedder to sich käm, dunn fünn he sich in sin Bedd un stünn up'n Kopp. De Zäh'n was afbroten.

Kantor Hoaf' hett mi dat sülvst vertellt, un wenn he dat vertellen ded, denn fräg he dat Lachent und wär wedder de olle lust'ge Kantor Hoaf.

2.

Ich kann nicht mehr äten.

Oll Meister Peter ut Schönwäder künn mög-lich wat vertellen. He künn allens behollen, wat he erlewt hadd. Roh fiew un twintig Johr un noch länger hett he mi ees noch seggen künn, wo äwer Supperndent Mittelbach ut Kuhß bi de Visitationen predigt, un wat he to de Gemein seggt hadd. Un wenn id ut de ollen Tiden van de Gemein wat weten wull, denn brukt id em man to frogen. Fortsen freg id Bescheid.

Un wenn em wat passeren ded, denn künn he dat so vertellen, dat en sich möglichen högen müßt.

As Buer Jochen Holt sin Wirtschaft verköpen ded, dunn höll Meister Peter up dat Hus dat Meistgebott un fräg't of. Sin oll Hus verköpt he dunn. Na, nu müßt he jo 'n poormol rin noch Prenzlau, dat de Sak gerichtlich moft würd. Es, as he wedder retuhr käm, vertellt he mi: „As id dat vörleste Mol noch Prenzlau rin müßt, goh id erst 'n bitschen to Kadl Stegemann in de Königstrot un will do 'n bitschen frühstück. Do sitt oll Voter Kamp ut Bannlow an'n Tisch un hadd 'n Frühstück vör sich; Herr Paster, wi bed hadden domet god acht Dog utlangt. Ich wunner mi, wo 'n Mensch so väl äten kann. Na, id müßt to Gericht un goh wechen. Gistern müßt id wedder hen un goh of wedder to Kadl Stegemann. Wer sitt an 'n Tisch? Voter Kamp. Un 'n Frühstück hadd he vör sich — id glöw, Herr Paster, wenn wi dat erste Mol metäten hadden, denn hadden wie an dit Frühstück nog hatt vör viertein Dog.“

„O, Voter Kamp“ segg id, „büßt du allwiel hier immer in Prenzlau?“

„Jo“, seggt he.

„Wovan denn dat?“ segg id.

„Ich bin allwiel bi 'n Dokter“ seggt he.

„Na, wat fehlt di denn?“ frog id.

Dunn rohrt he binoh un säd: „Ich kann jo nicht mehr äten.“

„Wat, Mensch“, segg id, „Du fast nicht äten“. Ich heww mi leßt all wunnert, wo väl Du äten küßt.“

„Na“, seggt he, „dit is doch man as vör'n Kind un nich as vör 'n utwuffen Menschen.“

Bauer sein heißt, in guten gesegneten Zeiten nicht übermütig werden, in schlechten Zeiten nicht nutzlos sein und verzagen.

Der Bauer muß wahr und unverfälscht bleiben wie der grüne Granitblock draußen, wie die braune Erde unter dem Pflug, wie das kristallklare Wasser der Quelle.

Der Bauer veräußert seinen Grund und Boden nicht. Er hängt mit unbegrenzter Liebe an ihm. Er gibt ihm die Kraftstoffe zurück, aus denen er Halm und Frucht bildete, er läßt dem Boden Zeit, neue Energien und Kräfte zu sam-

eln. Der Boden ist ihm weder Objekt des Baubaus noch Gegenstand der Spekulation. Bleibt er ihm nicht das heilige Erbgut der Väter, dann verwandelt sich sein Segen in Unsegen.

Sieh dir die Steinwüsten der Großstädte an. Der Boden, auf dem sie stehen, war ehemals heiliger Mutterboden, der den Menschen nährte, der ihn bebaute. Als aber der gewinn- und selbstsüchtige Geist des Menschen vielstöckige Wolkenträger über diesem Boden errichtete, da verdorrten und erstickten die strahlenden Kräfte des Bodens.

Der Kiefer.

Erzählungen aus einem Stück alten märkischen Waldes durch Pfarrer G. Peters, Berlin-Schöneberg.

Es gibt immer noch stille Menschen, die einmal am Sonntag ein Stück reiner und schöner Waldesherrlichkeit aufsuchen wollen und dort unter den hohen Bäumen, durch die der Sonnenstrahl unseres schönen uckermärkischen Himmels dringt, träumen. Diesen kann ich raten, sich in Prenzlau auf die Kreisbahn zu schwingen und mit ihr bis an die westliche Grenze unseres Kreises zu fahren, durch die sonntäglich stillen Straßen des mauerumwehrten Städtchens Fürstenwerder zu wandern und dann durchs Berliner Tor mit seinen mittelalterlichen Mauern den Weg nach Parnen einzuschlagen. Es ist ein tüchtiges Stück Weges auf der breiten Straße, und man muß beherzt wandern, ehe uns der schöne Wald, von dem ich hier erzählen will, umfängt. Vielleicht ist er darum auch so schön, weil er so ganz abgelegen an der Grenze liegt. Und alt ist er! Da, wo heute die Kronen alter Waldesriesen in den Himmel ragen, stand vor Tausenden von Jahren Wald, den man den „Ackerwald“ nannte, und der sich von dort bis zum Finowfluß erstreckte — vier Meilen breiter Urwald. Ein undurchdringliches Geheimnis, das sich erst ganz, ganz langsam der menschlichen Kultur erschloß. Diesem geheimnisvollen Boden, den keine menschliche Siedlung entweihte, wandern wir entgegen. Bald strebt der breite Weg, denn so kann man ihn nur bezeichnen, auf die Höhen hinauf, die einen weiten Ueberblick über märkisches und mecklenburgisches Land gewähren. Breit glänzen zu unseren Füßen die Silberplatten des großen und kleinen Fürstenwerderschen Sees, und, wenn wir uns ermüdet auf einen der sonnengewärmten Findlinge, die am Wege liegen, niederlassen, hören wir von weither das leise Summen der Kirchenglocke. Was mag diese alte Landstraße schon alles gesehen haben! Breit und fast mütter-

lich einladend zieht sie sich durchs Land an der Grenze entlang. Auf ihr zog wohl mancher Kriegsmann des Mittelalters und mancher Soldat der späteren Zeit. Aber noch mehr sah sie friedliche Scharen von Kaufleuten und Handeltreibenden. Hab ich doch noch einen steinalten Parnener Einwohner gekannt, der in seiner Jugendzeit Schweineherden aus der Umgegend von Fürstenwerder über 100 Kilometer weit bis nach Berlin mittreiben mußte! Auch wußte dieser alte Märker zu erzählen, wie schwer es gewesen sei, im Herbst die Gänseherden nach der Reichshauptstadt zu treiben. Aber am schlimmsten sei es gewesen, als er einmal mit vier anderen zusammen eine Herde von 200 Puten nach Berlin auf den Markt bringen mußte. Die verdoewelten Beefters wären gleich den ersten Abend auf die Bäume geflogen, und sie hätten sich halbtot über sie geärgert. Und dann auch die schweren Getreidefuhren! Nun sehen Sie mal auf den Weg selbst — dieser tiefe Sand und gleich daneben dieser noch schlimmere Lehm. Ja, wenn solch ein Weg erzählen könnte! Vor Jahren lag auf der höchsten Erhebung des Weges nahe dem Ausbau Siebertshof, auf der rechten Seite ein riesiger Felsblock, in den man ein Kreuz eingehauen hatte. (Heute ist er leider verschwunden und im früheren Schotterwerk zerschlagen.) Von ihm wurde erzählt, daß an der Stelle ein eifersüchtiger Knecht aus Fürstenwerder seine Braut, die mit einem anderen getanzt, erschlagen hätte. Wieder andere erzählen, daß dort einst ein Teufelsbanner einen geweihten Kreis geschlagen hätte, um einen vergrabenen Schatz zu heben. Schon hätte er trotz der vielen ihn umschwebenden scheußlichen Gestalten mit seinem Spaten den Kasten berührt, da sei ein Förster vorbeigegangen, dessen Hund abscheulich

wenig, nach langer Zeit wieder einmal einen Menschen sprechen zu können. Sie plauderte mit ihm und bemerkte gar nicht, daß der alte Warburg über das Eis des Sees gesprengt kam. Nun war guter Rat teuer! In ihrer Angst vor dem Vater, hieß die Gräfin ihren Besucher auf einer kleinen Leiter auf den Boden des Schlosses hinaufsteigen. Kaum war er oben und hatte sich versteckt, da hörte sie schon die scheltende Stimme des Vaters. Sie zog auch ihn hinauf. Mißmutig stapfte der Ritter in seiner Rüstung im Zimmer umher, — denn er hatte auf seinen Beutezügen kein Glück gehabt. Plötzlich entdeckte er die kleine schmale Leiter, die an den Bodenraum gelegt war. Mit den Worten: „Wer ist da oben?“ wollte er hinaufsteigen. Da brach die Leiter unter der Last zusammen, der Ritter stürzte und brach Arm und Bein. Nun lag er in seinem jämmerlichen Zustand und in ihrer Ratlosigkeit gestand ihm die Tochter, wer bei ihr sei. Da stieg auch schon der junge Graf vom Boden herab und, weil die beiden den Alten so liebevoll pflegten, gab er die Einwilligung zur Hochzeit. Doch mit den Jagd- und Kriegszügen war es zu Ende. Auch von der einsamen Insel zogen sie aus und bauten das Schloß Warburgsende, aus dem dann der Name Warbende wurde.

Der Teufel und Förster.

Vor langen Jahren lebte ein alter kluger Förster im Forsthaus Kiefer. Der hatte einen dienstbaren Geist mit Namen Alf. Der Förster konnte großartig mit ihm umgehen. Wollte er einen Hirsch schießen, so brauchte er gar nicht aus seiner Stube herauszugehen. Er schickte den Alf, und es dauerte nicht lange, dann hing der Hirsch schon aufgebrosen im Stall. Der Alf hielt die Wilddiebe fern, er fischte, er besorgte die Hauswirtschaft, kurz er konnte alles. Und der Wald war so schön in Ordnung, daß es eine Freude war. Viele Jahre lebte der Förster mit seiner Frau so glücklich und zufrieden im Forsthaus, aber eines Tages kam es zum Sterben, und da stellte sich heraus, daß der Herr des Alf nicht sterben konnte. Betend stand seine Frau am Bett. Nichts half, er konnte nicht sterben. Da sagte die Frau: „Vater, quält die noch wat — denn segg dat!“ — „Wo bliwt Alf, wenn ik dot bin?“, stöhnte der alte Förster. Jetzt hatte die Frau Mitleid und sagte: „Lat man, Alf'en nähm ik.“ Kaum hatte sie das gesagt, da verschied ihr Mann. Seine Seele war erlöst, doch sie hatte nun den Teufel auf dem Hals. Zuerst ging's noch, als sie aber aus der Försterei ziehen mußte und allein im Witwenstübchen saß, war's schon schlimmer. Holzhauen und Wasserholen waren solche nichtigen Sachen für den Alf, daß er immer gleich fertig war und dauernd schrie: „Giv

mi wat to dohn!“ Sie hatte doch aber keine Arbeit, und da der Geist immer an ihren Rücken hing, fing sie schon an zu stinken, daß kein Mensch mehr mit ihr verkehren konnte. Da kam eines Tages ein wandernder Handwerksbursche, seines Zeichens ein Schneider, und bat um eine kleine Gabe. In ihrer Wildtätigkeit beschenkte sie ihn und lud ihn auch zu Tisch ein. Dabei erzählte sie ihm ihr Leid, und nun wußte der Fremde Rat. Er nähte einen Rock aus 77 bunten Fetzen zusammen. Den mußte die Frau dem Alf hinhalten. So ein Geschenk kann der Teufel nicht ausschlagen, er muß es nehmen. Zugleich ist aber damit seine Macht gebrochen. Der Alf nahm den Rock und verschwand auch, nicht ohne die Stube der Witwe mit einem großen Gestank zu erfüllen.

Der alte Krug.

Der kürzlich verstorbene Hüter und Pfleger des Uckerwaldes, Revierförster Korff, hatte in seinem Besitz einen uralten Krug mit einem weitbauchigen Unterteil und einem engen Hals. Das Merkwürdigste aber an dem Krug ist, daß er auf seiner Vorderseite ein bärtiges Menschenangeficht zeigt. Von diesem Krug erzählte er mir eines Abends in seiner gemütlichen Wohnstube, die mit allen Vertretern der Vogelarten unseres Uckerlandes erfüllt war, folgendes. „Diesen alten Krug habe ich in den ersten Jahren meines Hierseins aus dem Nachlaß eines steinalten Waldbarbeiters erhalten, der bis in sein hohes Alter so kräftig und rüstig gewesen ist wie selten jemand. In meiner Jugendzeit, so habe ihm der Waldbarbeiter erzählt, bin ich mit einem Freunde weit über Land gewandert. Wir kamen aus unserer pommerischen Heimat und wollten in treuer Kameradschaft nach Süddeutschland pilgern. So kamen wir nach langer Wanderung an den Parmeer See. Da wir die Gegend nicht kannten und nicht wußten, wie weit es zum nächsten Dorf sei, beschlossen wir, an einem geschützten Ort am Seeufer zu nächtigen. In der Nacht wurde mein Freund sehr krank und war dem Sterben nahe. Da sehe ich, als er schon steif und starr daliegt, wie eine kleine glänzende Schlange gekrochen kam und neben dem Toten ein kleines Blatt Papier niederlegte. Dann kroch sie schnell in die Erde. Voller Furcht hebe ich das Blatt auf und lese darauf, daß ich zu der großen Kiefer am See laufen und aus der Quelle bei ihren Wurzeln dem Kranken zu trinken geben solle. Die Quelle fand ich wohl und, da ich kein Gefäß hatte, schöpfte ich mit der hohlen Hand und träufelte es meinem armen Gefährten in den Mund. Sogleich war er wieder gesund, frisch und munter, auch erzählte er, daß er einen merkwürdigen Traum gehabt habe:

Das, dem das sofort berichtet wird, beruft am nächsten Morgen ein Ding und fragt schließlich geradeheraus: „Aber wem von euch erschien es denn das rätselhafteste, mich in meiner Halle zu verbrennen?“ Da tritt Kjartan sofort hervor: „Ihr werdet vielleicht denken, daß dem Mann, der es gesagt hat, der Mut fehle, es zu bekennen; aber hier könnt ihr ihn sehen!“ Der König bewährt seine Seelengröße und schenkt ihm das Leben. Bald wird Kjartan innerlich für die neue Lehre und für Olaf gewonnen. — Auch hier ließen sich die Beispiele aus anderen Sagas leicht vermehren. —

Schon an den wenigen Fällen, wo wir die Urteilskraft und die Wahrhaftigkeit dieser altgermanischen Menschen kennen lernten, wird das ausgeprägte Verlangen klar, sich im Leben durchzusetzen, das eigentliche Lebensgefühl des Germanen überhaupt, seine Tatkraft. Er wollte „sein und können, wirken und so wirken, daß das Ergebnis folgt.“ (W. Grönbeck, Die Germanen). Für den neuzeitlichen Menschen hat alles Wirken oft zwei Seiten: Einmal ist alles Streben vom Willen des Menschen abhängig, dann aber beruhen die Ergebnisse für ihn zum großen Teil auf zufälligen Umständen. Für den Germanen der Saga dagegen ist alles Geschehen ein einheitliches Ergebnis seines Willens, seiner Tatkraft. Ein tüchtiger Seemann z. B. handhabt nicht nur Segel und Ruder meisterlich, er ist auch imstande, günstigen Wind zu erlangen, den gewünschten Hafen zu erreichen. Das Leben trägt also für ihn durchaus das Gepräge der Persönlichkeit. Mangel an Tatkraft ist geradezu gleichbedeutend mit schlecht, böse.

Glum, dessen Urteilskraft wir schon kennen lernten, kämpft sein Leben lang unentwegt für seinen erbten Besitz. Er will gerade in dem Bezirk hochkommen, wo seine Todfeinde sitzen. Es gelingt dem tatkräftigen Manne auch wirklich, durch Dingpruch den Besitz seines Hauptgegners hinzuwerben. Bevor dieser jedoch weicht, bringt er seinem Lieblingsgott Frey einen Ochsen dar mit dem Wunsche, daß Glum einst ebenso gegen seinen Willen den Besitz verliere. Glum gelangt trotzdem durch seine Tat-

kraft zunächst zu hohem Ansehen. Schließlich muß er aber, um sich die Hilfe seiner Freunde zu sichern, die unveräußerlichen Schicksalsgaben seines Großvaters, Pelz und Speer, weggeben. Dennoch gibt er seine Sache nicht verloren. Bis zum Ziehtag harret er auf seinem Besitz aus. Auch am neuen Siedlungsort lebt nur der Gedanke in ihm, wie er seinen alten Gegner wieder die Führung entreißen könne. Sein Nachruhm meldet: Zwanzig Winter war Glum der größte Häuptling vom Inselfjord, weitere zwanzig Jahre gab es niemanden, der mehr als höch-

stens ihm ebenbürtig war“. So hat der vaterlose, verträumte 15jährige Bursche von einst das Leben gemeistert. —

Ganz gewiß steht in den meisten Sagas der Mann im Mittelpunkt, aber auch eine Frau kann zur Heldin der Geschichte werden. In dieser Tatsache liegt zunächst ein Widerspruch, denn die germanische Frau ist in jener Zeit rechtlich unselbständig, ja geradezu rechtlos. Sie wird, ohne gefragt zu sein, vom Manne geraubt, vom Vater verschenkt, gegen ihren Willen verheiratet. Und trotzdem sehen wir, wie sie im öffentlichen Leben und in

der Familie eine große Rolle spielt. Sie verfügt über eine praktische Klugheit, die sich durchsetzt. Auch für sie ist leben und wirken dasselbe. Sie will Genossin eines Helden sein und heldenhafte Nachkommen haben. Sie kann wie im Nibelungenlied, Kampf auf Leben und Tod entfachen, darum, ob sie den größten Helden zum Mann hat.

In der Lachsachentalsaga erkennen wir, wie, fast widerwillig, zwei Frauen in den Vordergrund gerückt sind, Unn und Gudrun. Beschäftigen wir uns hier mit der ersteren. Unn die Weise, die Reiche siedelt mit stattlichem Gefolge von Schottland nach Island über. Auf der Fahrt noch verheiratet sie ihre Enkelinnen, die Stammmütter von Herrschergeschlechtern werden. Auf Island erwirbt sie weite Ländereien, waltet wie eine Herrscherin und teilt Land aus. Im hohen Alter richtet sie ihrem berühmten Enkel Olaf die Hochzeit. Sie ist auf den Füßen, ehe die ersten Gäste kommen, begrüßt alle, dankt jedem, so daß die Gäste von der Herrlichkeit

Nachtwind

Katharina Block

*Ich tret in der Nacht auf die Gasse -
die kleinen Häuser knien
ängstlich vorm pfeifenden Winde
zu Füßen von St. Marien.*

*Die reckt ihr wuchtig Gehäuse
in den nachtblauen Himmel hinein,
wolkenlos über dem Winde
funkelt Sternenschein.*

*Mag's pfeifen und toben in Lüften
o zages Herz, gemacht -
es sind über wirbelnden Winden
awige Sterne wach.*

Von den Wenden im Uferlande und ihren Ortsnamen.

Von Dr. Werner Lippert.

Wie die Slaven sich in altgermanischem Erbgut festsetzten.

Die ältesten uns bekannten Bewohner des deutschen Ostens waren germanische Stämme: so die Semnonen zwischen Elbe und Oder, die Burgunder und nordwärts die Rugier*) zwischen Oder und Weichsel und die Goten beiderseits der oberen Weichsel, im Küstenland und gegen Osten. Irgendwo in der heutigen Mark Brandenburg lag der berühmte heilige Hain der Semnonen, von dem Tacitus berichtet. Auch Elbe, Havel, Oder und Saale tragen deutsche Namen.

Die östlichen Nachbarn der Germanen nennt Tacitus „Venedae“ = Wenden; das sagenberühmte Vineta oder Julin bei Wollin bedeutet „Wendenstadt“. Im zweiten Jahrhundert schon räumten die Goten ihre Sitze, und die slavischen Wenden rückten nach. Gleich den Germanen gehören sie zur indogermanischen oder arischen Völkerfamilie. Ermanarich, der Ostgoten König, unterwarf in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Slavenstämme, welche sich damals bis an die Karpathen ausdehnten; aber sein Reich zerstörten die Hunnen, und die Slaven wurden frei.

Zur Zeit der Völkerwanderung verließen auch die anderen germanischen Stämme des Ostlandes ihre Gauen, und slavische Völkerwellen überfluteten kampflos die verlassenen Landschaften, so daß — mit Böhmen, den östlichen Alpenländern und dem Balkan — nun weite Strecken Europas einem Slavenmeer gleichen.

Drei große Wendenstämme saßen jetzt zwischen Elbe und Oder: die Dobriten im heutigen Mecklenburg, die Wilzen — später Liutizen genannt — erfüllten östlich und südlich davon den Raum zwischen mittlerer Elbe und mittlerer Oder, im Nordosten bis zur Randow reichend; daran schlossen sich im Süden die Sorben zwischen Oder, Saale und Erzgebirge.

Das Herzstück des Liutizenlandes — dessen Westgrenze die Warnow gewesen sein mag — bildete der Gau der Nedarier mit dem weithin berühmten Heiligtum Methra, dessen Lage durch Ausgrabungen auf dem Schloßberg bei Feldberg fest-

*) Die Insel Rügen trägt ihren Namen nicht von ihnen sondern von den slavischen Rujanen.

gestellt worden ist. Das östlichste Grenzvolk der Liutizen aber waren die Ukrer; schon ihr Name bedeutet „Grenzer“. In beiden, Nedariern und Uktern, dürfen wir die Kernvölker im Kampf gegen die Deutschen erblicken. Jedoch verlief zwischen ihnen — längs der heutigen uckermärkisch-mecklenburgischen Grenze — ein scharferer inner-slavischer Einschnitt: beide Völker kämpften nach den Ueberlieferungen meist für sich und werden z. B. auch später von Karl dem Großen zu verschiedenen Bistümern gelegt.

Was unsere wendischen Ortsnamen erzählen.

Ob deutsch, ob wendisch, es bleibt der gleiche Kreis, dem die Ortsnamen des deutschen Ostens zumeist entstammen. Aus der Landschaft wuchsen die Orte heraus, nach der Landschaft wurden sie benannt, zumal nach Wasser, Wald und Hügel land, jenachdem diese sich ausprägten. Oder man sah die besondere Leistung eines einzelnen an, dann steht ein Ort im Zeichen jenes Menschen und seines Namens. Oder auch: der Kampf — wiederum ein Schöpfer aller Dinge — grub sein Zeichen ein und ließ einem Ort seinen eigenwilligen Namenszug. — Darum kann wohl vielerlei beschloffen sein in einem Ortsnamen: nüchterne Sachlichkeit, ein Ausdruck der Zweckmäßigkeit des Siedlungsgeländes, Hoffnung auf das Gedeihen menschlichen Schaffens, Stolz, einen wohlbefestigten Platz zu besitzen und zu beherrschen, Dank auch für den Führer bei wirtschaftlichem oder politischem Werk.

Eine besonders große Zahl von Dorfnamen wird stets der Landschaft entstammen, so auch bei den Wenden*). Ihre Vorliebe für Siedlungen am Wasser bekunden: *Grimnitz* (M.) = Rieselbach, *Goltzow* (M.) = Heidebach, *Suckow* (L.) = trockener Bach, *Pehlitz* (M.) = Weißensee, *Zerrentin* (B.) = Schwarzen- oder Teufelssee, *Ragösen* (M.) = Ort am Schilf, *Wustrow* (M.) = Insel (slav. ostrowu) und die häufigen *Dolgen* = Längsee; einen Ort dieses Namens gibt es auch im Kreise Prenzlau, ein *Dalgen* wird 1359 bei Zeh-

*) (P.) hinter einem Ortsnamen im folgenden bedeutet: Kreis Prenzlau, (M.): Kreis Angermünde, (L.): Kreis Templin, (Po.): das benachbarte Pommernland, (M.): Mecklenburg-Strelitz.

Stargard = Altenburg, *Belgard* = Weissenburg, auch *Gratz*, *Königrätz*, *Nowgorod* = Neuenburg. *Wuppgarten*: bei Lychen (1300 Wubechar, 1375 Wupgar genannt; wugard = Umzäunung, Sehege, Hagen) hat keinen Burgwall oder hat ihn nicht mehr, ebensowenig wie *Rittgarten* (P.).

Ortsnamen zu deuten und als geschichtliche Quelle auszuwerten, ist schon bei denen deutscher Herkunft in vielen Fällen ein Wagnis, gingen doch Jahrhunderte der Sprachentwicklung über sie hinweg. Bei den wendischen Ortsnamen tritt hinzu das ungenaue Aufnehmen und Nachsprechen durch die einwandernden Deutschen. So ist denn von Wubechar bis *Wuppgarten* ein recht weiter sprachlicher Weg und nicht minder von *Posduwlc* bis *Pasewalk*; *Zerrentin* hieß 1216 *Sarnotino*, *Parstein* (M.) 1231 *Barzdyn*, *Fergitz* (L.) 1275 *Verbeg*, *Basedow* (P.) 1486 *Barßdow*, *Klockow* (P.) 1487 *Klößow*, *Dargitz* (Po.) 1490 *Deriz* und *Brietzig* (P.) 1490 *Breitzi*.

Neue Wandlung der Wortgestalt brachte oft die schriftliche Festlegung in den Urkunden des Mittelalters — wie denn landschaftliche Sprechweise und amtliche Schreibung bei manchen Dorfnamen selbst heute noch Verschiedenheit zeigt. Und mit solcherlei Umbildung und Zurechtsprechen der Gestalt des Ortsnamens geht öfter Hand in Hand eine Wandlung seines Gehaltes, besonders die Volksdeutung, welche unbegriffene wendische Bezeichnungen in deutscher Sprache sinn- und mundgerecht zu machen suchte. Wie *Bellenitz* (Po.) zu *Belling* wurde, davon war schon die Rede; ähnlich ward das wendische *Bruchowe* — wie es noch 1375 heißt — zu *Bruchhagen* (M.) umgedeutet und *Jüterberg* (P.) zu *Güterberg*; in jenem „Jüterberg“ birgt sich der Name des Wendengottes Jüter, ebenso in *Jüteritz*, einem vorstädtischen wendischen Sippendorf bei Strassburg. Volksdeutung liegt auch vor, wenn der *Cotzsee* bei *Götschendorf* (L.) — das 1375 „Cotzsdendorf“ heißt — in „Gottessee“ verdeutschet und umgetauft wurde. Zweifellos ein wendischer Name ist *Woldegk* (M.) und mit *Waldeck* (= Waldecke) nicht zu vergleichen; wie auch *Matzdorf* (M.) bei Strassburg mit slavisch *moca* = Sumpf nichts zu tun hat, hieß es doch nach einer Urkunde von 1298 „*Mertinsdorf*“ und *Bröddin* (L.) einst gut deutsch „*Brodewinsdorf*“ — trotz seiner heute wendisch klingenden Endung. Ehemals hielt man sogar den wohlverständlichen Ortsnamen *Strasburg* für wendisch und erklärte ihn als „*Schreckenschloß*“ (slav. *Straschnyi samok*)

oder brachte ihn mit slav. *straza* = Warte in Verbindung.

Daß die Deutschen fremd anmutende wendische Ortsnamen sich öfter mundgerecht machten, zeigen neben der Neigung, wendisches *ow* in deutsches *au* umzudeuten — auch mittelalterliche Benennungen von Orten wie „to dem Dolgen“ (P.) 1416 statt *Dolgen* und noch im 17. Jahrhundert „to der Dawer“ statt *Dauer* (P.): beides entsprechend den deutschen Namen „to der Lindhorst“ 1490 statt *Lindhorst* (P.) und „to dem wulfeshagen“ 1472 statt *Wolfshagen* (P.): Namen, die zeigen, wie lebendig das volkstümliche Sprachbewußtsein hinter dem bloßen Namen eines Ortes die Landschaft sah — hier den Horst und den Hagen, aus denen der Ort herausgeschnitten war. Ebenso ist noch im 15. Jahrhundert nicht von *Löcknitz* die Rede, sondern 1472 vom Schloß „die Löckniß“, 1484 von „to der Löckniß“ und 1470 davon, daß man „die Löckniß mit Truppen halten“ müsse; (der Ortsname selber wird mit slav. *lokac* = Pfütze und *nizura* = Niederung in Verbindung gebracht). Auch ein „tum ezabele“ bei Voigzenburg wird 1289 als „*slavicalc villa*“ = Slavenort bezeichnet*).

So muß denn in der Tat mit Nachdruck darauf hingewiesen werden: schon die Deutung deutscher Ortsnamen birgt manche Schwierigkeit — und um wieviel mehr die Namen der alten Wendener! Dennoch sahen wir schon aus den ausgewählten Beispielen, daß sich bei sorgfältigem Abwägen aus ihnen allerlei Bemerkenswertes zur Heimatgeschichte erschließen läßt.

Mehr als die Hälfte aller älteren Ortsnamen im Kreise Prenzlau ist slavisch — wobei die Zahl dieser Orte bei der Neigung der Deutschen, die Namen ihrer Sprache anzupassen, eher zu gering als zu hoch anzunehmen ist. Das Land hatte also vor der deutschen Einwanderung bereits eine verhältnismäßig große Besiedlungsdichte, zumal die slavischen Familien durchweg vielköpfig waren.

Die Verteilung slavischer und deutscher Ortsnamen im Kreise Prenzlau ist — wie die Karte zeigt — ziemlich gleichmäßig, was den Schluß zuläßt, daß auch altslawische Besiedlung und deutsche Neusiedlung hier einigermaßen gleichlagert waren. Daß in dem Viereck Strassburg —

*) Erwähnt sei, daß man Ortsnamen mit Klein- oder Groß-, soweit sie älterer Herkunft und wendisch sind, oft dahin erklärt, daß der Ort mit Klein- eine wendische, der benachbarte mit Groß- eine deutsche Siedlung bezeichnet.

Wolfszagen—Dedelow—Basewalk die Westhälfte mehr deutsche, die Osthälfte mehr slavische Ortsnamen aufweist, mag zufällig sein. Dagegen spricht die verhältnismäßige Häufung slavischer Ortsnamen längs Ucker und Randow nicht allein von der Vorliebe der Wenden für Siedlung in Wassernähe, sondern auch davon, daß beide Flüsse — besonders die Ucker — den Verkehr im Lande begünstigten, vor allem durch die Straßen, die in gewisser Entfernung an ihnen entlangführten. Andererseits beweist das Uebergewicht deutscher Ortsnamen in dem Dreieck Friedland—Strasburg—Basewalk, daß das Waldgebiet, welches heute besonders im Norden dieses Dreiecks sich ausdehnt, vor jener Neusiedlung der Deutschen sich weiter nach Süden erstreckte, daß also gerade hier viel gerodet worden ist. Man beachte auch die Namen der deutschen Hagendörfer in diesen Gegenden: Lauenhagen, Klepelszagen, Blumenzagen, dazu Schönowalde.

Das Bild von wendischer Lebenshaltung bedarf noch der Abrundung. Der hölzerne, allenfalls eisenbeschlagene Hafenspflug, die steinerne Handmühle, die Handsichel kennzeichnen bereits die wirtschaftliche Unterlegenheit gegenüber den Deutschen. Widukind, der Geschichtsschreiber aus den alten Sachsenlanden, nennt die Obotriten einen abgehärteten Menschenschlag, der keine Mühe scheue und an dürftiges Leben gewöhnt sei. „Selbst was uns kaum erträglich erscheint“ — so schreibt er — das halten sie noch für Genuß.

Das ehemals als nurdeutsch angesprochene Straßendorf war den Wenden nicht unbekannt, aber ihre durchschnittliche Siedlung war der Rundling: ein Sackdorf mit nur einer Zufahrt und meist einem Teich inmitten, um welchen die Gehöfte in Fächerform lagerten. Ein solches Dorf konnte leicht bewacht und verteidigt werden. Steinbauten kannten die Wenden weniger; eine Eigenart ihrer Bauweise war das Laubenhäus. Spärlich sind Beigaben in den aufgefundenen wendischen Gräbern, die gleichwohl von der Verehrung der Verstorbenen zeugen wie von einem gewissen Seelenglauben. Vorzüge der Freiheitsliebe und vor allem der Gastfreundschaft wurden verdunkelt durch starke Neigung zur Uneinigkeit und Sonderbündelei unter den einzelnen Stämmen.

Das Wendenland wird deutsch.

Grenzkämpfe, mit raschen Einbrüchen über den breiten Elbstrom hinweg, hatte es von jeher zwischen Sachsen und Slaven gegeben; aber nach

Unterwerfung des Sachsenstammes durch Karl den Großen waren die Wenden auch Feinde seines Frankenreiches geworden. Nun sammelte der König ein starkes, wohlgerüstetes Heer, schuf wohlbewehrte Brückenköpfe und seine Scharen ergossen sich ins Slavenland. Die Wenden, zahlreich doch minder gerüstet und in Ermanglung einheitlicher Führung, mußten unterliegen. Die Landschaften an der Peene besonders wurden Schauplatz von Kämpfen. Tribut und Geiseln werden, wie üblich, Zeichen der Unterwerfung gewesen sein. Das Ziel des Königs aber war noch keine dauernde Herrschaft, sondern weit mehr Einschüchterung der Slavenvölker und Abwehr ihrer Ueberfälle.

Unter den späteren Karolingern ging die Oberhoheit über die slavischen Gebiete verloren. Erst Heinrich I., der schon als Sachsenherzog die Notwendigkeit erkannt hatte, den Kampf gegen die Wenden wieder aufzunehmen, leitete den Angriff ein. In kühnem Winterfeldzug eroberte er Brenna-bor, die Stadt der Heveller; dann wurden die Redarier und die Ucker besiegt. Otto der Große und seine Grenzgrafen Hermann Billung und Markgraf Gero — dieser der Herr auch der Ucker — vollendeten das Werk. Im Jahre 954 wurden die Slaven, die man Ucker nennt, von Gero mit großem Ruhm entscheidend besiegt. Ungeheure Beute führte man hinweg, und im Sachsenlande war die Freude groß, so berichtete Widukind, der Mönch von Corvey an der Weser, als in sein stilles Kloster der Ruf von Geros Taten drang. Nach Errichtung mehrerer Bistümer und des Erzbistums Magdeburg begann unter Otto dem Großen zugleich die Missionierung der Slavenlande, jedoch mit zweifelhaftem Erfolg. Denn im alt-deutschen Westen fehlte es an Menschenüberschuß, um den Osten planmäßig zu besiedeln, was ebenso verhängnisvoll wurde, wie die Italienpolitik der späteren Sachsenkaiser, die ihren Blick vom Osten ablenkte. Und wieder ging der Osten dem Reiche verloren.

Das Jahr 1134 brachte den Anstoß zu neuer Entwicklung. Da wurde Albrecht der Bär aus dem Anhaltinischen Hause vom Kaiser für treue Dienste mit der „Nordmark“ belehnt, die besonders aus der späteren Altmark bestand. Von hier aus gewannen er und seine Nachfolger nach und nach die ganze „Mark Brandenburg“, durch Kampf, Heirat, Erbe oder Erbvertrag. Hand in Hand hiermit ging die Neubesiedlung des Ostlandes durch deutsche Bauern, die aus den nunmehr gro-



Federzeichnung von Leo Wiese.

Im Rohr.

Von Carl Schulze.

Hellgrün, schwertspitzige Blätter schon austreibend steht das neue Rohr zwischen dem alten, abgestorbenen vom Vorjahre. Hinter mir schlug das Rohrdickicht zusammen als ich mit meinem schmalen Boot hindurchglitt. Es rauschte und raschelte. Der schwarzstappige Rohrspeering sah mich von seinem schwankenden Halm schief an und flatterte fort. Die Haubentaucher verschwanden. Grüne Wände rings um mich. Oben ein grauer von Wolken verhangener Himmel, und neben und unter mir dunkler, schlammiger Grund, braun und grün von Algen. Und rings um mich soviel Stimmen im Dickicht, daß ich ganz still halte und ihnen lausche.

Was hat mich getrieben, hier in das Reich der Wasserhühner und Enten, der Taucher und des Rohrfängers einzudringen? Ein dunkler Schatten flog über mich hinweg, als ich draußen auf dem See fuhr.

Hier strich er übers Rohr. Vor mir bleibt offenes Wasser. Das Rohr steht dicht und wie undurchdringlich hinter mir. Wo der Bug beinahe den Grund schrammt, hat der Südwest im Frühjahr, als hier alles noch offen war, das geknickte und halbfaule Rohr zusammen mit los-

gerissenen Schlingpflanzen, toten Fischen und leeren Schneckenhäusern aufs Ufer geworfen. Faulgeruch hängt in der Luft. Hinterm Uferstrand kommt gleich die Wiese, blaßgrün, rot und gelb. Am Wasser und drüben bei den Silberpappeln sind einzelne Koppelpfähle eingerammt. Zusammenhanglos, Draht hält sie nicht mehr. Morische keinen Zweck erfüllende Stümpfe.

Auf dem Pfahl im braunen faulen Ufer hockt der Schatten, den ich suche. Die Rohrweihe. Sie kröpft sich an einem Fisch satt. Eine Krähe streicht von hinten über sie hinweg und stößt mit dem klobigen Schnabel zu. Hell schreit die Weihe auf und hackt mit dem krummen Schnabel in die Luft.

Der Kiewitt, der mit seinen hellroten Stelzen im Schwemmrohr wühlt, schießt schief um und warnt mit schrillumem Laut. Er mustert mich mit scheelen Augen, wiegt und ruckt den Kopf mit dem schwarzweißen Federbusch und stelzt weiter im modrigen Schwemm. Ein farben-gleisender Bliß zickzackt ins Rohr, der Eisvogel. Schwärme von Motten und winzigen Mücken fallen über mich her. Drüben im blühenden Gras zwischen den rosa Blüten des Knaben-

Z u m G e l e i t !

Erster Bürgermeister Dr. Meyer.

Zum ersten Male nach dem großen politischen Geschehen in unserem Vaterlande geht der Kreiskalender hinaus in das Land. Er trifft eine völlig anders gartete Nation und umgewandelte Menschen an. Die Kraft und die Größe der nationalsozialistischen Idee hat das Wunder fertiggebracht, alle Schichten unseres Volkes zu einer großen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Neue Hoffnung und neuer Glaube an ein Wiedererstarken des Vaterlandes beseelt alle, die nach den letzten 15 Jahren seit Beendigung des Weltkrieges, nach den Jahren des Niederganges und der Not unseres Volkes an Deutschlands Sendung unter den Völkern zweifelten. Mit größter Energie geht der Führer des Volkes und Reichskanzler Adolf Hitler, nachdem er die totale Macht im Staate in einem glänzenden Anlauf errungen hat, daran, Reich und Volk im Sinne nationalsozialistischen Ideengutes um- und neuzuformen. Wir alle folgen ihm begeistert und setzen unsere ganze Kraft mit ein auf dem Wege, den er uns weist. » Zur Verwirklichung der Ziele des Nationalsozialismus weist die Staatsregierung immer und immer wieder darauf hin, daß ein Volk nur gesunden kann, wenn es sich darauf besinnt, daß die Quellen seiner Kraft in der Liebe zur Heimat, in der Pflege des Heimatgedankens und in der Weckung des Heimatstolzes begründet sind. » So trägt auch der Kalender für den Kreis Prenzlau, der sich schon immer durch seine große und reichhaltige Auswahl von Schilderungen der udkermärkischen Heimat ausgezeichnet hat, mit zur Gesundung bei. Nach dem Wunsche seines Herausgebers soll diesmal auf seinen Blättern der größten kreisangehörigen Stadt besonders gedacht werden. Wir sind dem Kreisausschuß des Kreises Prenzlau hierfür sehr dankbar, denn vielseitig und unlösbar miteinander verflochten sind die Beziehungen des Kreises und seiner Kreisstadt.

Das Jahr 1934 ist für unsere Heimatstadt von ganz besonderer Bedeutung. In diesem Jahre vollendet Prenzlau das 7. Jahrhundert seines Bestehens als städtisches Gemeinwesen. Nicht immer in dieser Zeit hat die Stadtmauer Glück und Wohlstand der Einwohnerschaft umschlossen, vielmehr weiß die Stadtgeschichte manches über Entbehrungen und Notstände aller Art zu berichten. Wie dem aber auch sei, ob die Vergangenheit gute oder böse Zeiten brachte, immer hat sich im Laufe der Jahrhunderte Bürgerstolz und Bürgerstolz in der udkermärkischen Hauptstadt erhalten. Und so steht die arbeitstame und tatbereite Bürgerschaft auch zuversichtlich an der Schwelle des 8. Jahrhunderts der Stadt. Möchte das zeitliche Zusammenreffen einer Jahrhundertwende im Leben unserer Stadt mit der Zeitenwende im Leben unseres Volkes als besonders glückhafter Umstand für eine kraftvolle und stetige Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung der Stadt gewertet werden. » G l ü c k a u f , P r e n z l a u !



W. KEDING.

Wasserforte in Prenzlau.



Zeichnung von W. Keding.

Siebenhundert Jahr.

Der uckermärkischen Hauptstadt als Festgruß. / Von Ernst Ziemendorf.

Siebenhundert Jahr. — Ein Stäubchen Zeit
 Vom Demantberge Ewigkeit
 Und nach der Weltuhr Stundenschlag
 Vor'm Herrgott noch kein ganzer Tag.

Siebenhundert Jahr. — Mit Menschenmaß
 Gemessen doch ein wenig was.

Siebenhundert Mal des Frühlings Saat,
 Siebenhundert Mal des Sommers Mahd.
 Und die sie streuten Schritt für Schritt
 Und die sie bargen dann beim Schnitt,
 Die sproßten auf und — traten ab,
 Und Wiege wechselte mit Grab
 Siebenhundert Jahr.

Siebenhundert Jahr ist schon ein Viel
 An Leid und Last, an Lust und Spiel.

Und wo's zu uns, dem Wenig, spricht
 Mit runzelvollem Angesicht,
 Da aufzumerken eh'furcht'voll
 Und still zu lauschen, ziemt sich wohl.

Aus weiten Fernen fängt die Mär
 Von harter Art bei Pflug und Wehr,
 Von zähem Kampf mit Kreuz und Schwert
 Für Gottes Reich und eignen Heerd.
 Und wo der Sage Sang verklingt,
 Da spricht der Stein, zur Form beschwingt,
 Da nimmt der Gotik Vollaufford
 Von hoher Kirchen Wand das Wort,
 Da wissen Mauer, Tor und Turm
 Von Kampfgeschrei und wildem Sturm.

Laß hören nur, Urahne alt,
 Vom Weltgeschehen vielgestalt,
 Das mächtig an die Tore sprang
 Und siegend Einlaß sich erzwang.
 Erzähl', wir lauschen, was du weißt
 Von hochgemutem Hansegeist
 Und wie du gingst als Siegespfand
 Von einer Hand in andre Hand.
 Wie man sich schlug und wie vertrug —
 Deß hast du Chronika genug.
 Bis man's, gewiß auf Teufels Rat,
 Zu Gottes sond'rer Ehre tat.
 Da will das Wort dir nicht vom Mund,
 Du weist stumm auf wüsten Grund,
 Und deines Sees rauschend Lied
 Singt Jeremia Klage lied.

Doch der, in dessen Allmacht hand
 Dein Name sich gezeichnet fand,
 Der ließ von seinem Odem wehn
 Und hieß vom Fall dich aufersteh'n.
 Was überblieb nach Leid und Harm,
 Das rechte hoffnungsfroh den Arm,
 Das stellte in die Breschen sich,
 Das schaffte treu und meisterlich.
 Und kluger Fürsten starke Hand
 Wies Weg ins größ're Vaterland.

Bertrauter wird die Kunde nun
 Von wad'rer Väter Brauch und Tun.
 Es klingt schon näher mancher Spruch
 Aus gold'nem Bürger-Tugend-Buch.
 Die Zeit ging eilend ihren Schritt,

In Reih und Gliede gingst du mit,
 Bis Jahr um Jahr und Jahr um Jahr
 Der Weltlauf unsern Tag gebar.

Der lastet nun mit Kampf und Ach
 Schwer über deiner Häuser Dach.
 Doch wer ein Fenster offen hat
 Zeiteinwärts in die Heimatstadt,
 Der sieht manch Jahr der großen Not
 Und sieht den größern Helfegott
 Und legt dann unbekümmert flug
 Die Hand an seines Tagewerts Pflug.
 Er weiß, wie dicht die Wolken geh'n,
 Die Sonne bleibt doch drüber steh'n.
 Es ward noch immer wieder klar
 Siebenhundert Jahr.

Siebenhundert Jahr. — Entschwunden wohl,
 Doch jedes Jahr gab seinen Zoll.
 Wir schreiben über deine Bahn:
 Der Herr hat Großes dir getan!
 Und all die Runzeln im Gesicht,
 Sie mindern deine Schönheit nicht,
 Es glüh'n ob solcher Narben Spur
 Die Heimatherzen heißer nur,
 Und freudiger um Griff und Schaft
 Legt sich der Arbeitsfäuste Kraft.
 So Herz wie Arm, sie wachsen stark
 Noch heut im Lande Uckermark.
 Und dieser Herzen Liebeschlag
 Und dieser Arme Wirkettag,
 Dir, Prenzlau, seien sie erneut
 Zum Jubeljahre froh geweiht.

Ein schlagender Beweis.

R. Sendke, Prenzlau.

Abraham Devantier, vormals Bauerhofsbesitzer in Woddow, war ein ebenso kluger als schlagfertiger und witziger Mensch. Einst unterhielten wir uns beide über die Neubesiedelung unserer von der entmenschten Soldateska des Dreißigjährigen Krieges furchtbar verwüsteten und entvölkerten Randowdörfer durch die von dem Großen Kurfürsten herbeigerufenen Re-

fugies. „Sendke,“ sagte er zu mir, „wenn wir kein Urkunden doröwer harrn, datt uns' Bööfohn ut Frankreich inwannert sind; id' künn di datt doch bewiesen.“ „Sm,“ machte ich, „womit wußt du dat woll bewiesen?“ „Datt will id' di seggen,“ fuhr er fort. „As mi öllst Mäken to Welt keem, de hett d' ganz eerst Johr keen Woort dütsch redt.“

Dem kurfürstlichen Kammergericht in Berlin gab man im 16. Jahrhundert eine ständige Deputation in Prenzlau als Uckermärktisches Quartalgericht für die Sachen aus seinem Bezirke an die Seite; bis 1789 bestand dieser Gerichtshof unter dem Namen eines Uckermärktischen Obergerichts unter dem Vorsitz des Landvogts der Uckermark. Nach seiner Aufhebung blieb in Prenzlau immer noch das Gericht für die schwereren Kriminalfälle, so daß seit Einführung der Schwurgerichte deren Sitzungen für alle drei uckermärktischen Kreise in Prenzlau stattfanden. Bei der Neuorganisation der Gerichte im Jahre 1879 ergab sich daraus die Bildung eines Landgerichts, dessen Bezirk über die Uckermark hinaus auch den Oberbarnim umfaßt.

Eine Fülle kleinerer Behörden, deren Bezirk zum Teil nicht nur den heutigen Kreis Prenzlau, sondern die ganze Uckermark umspannte, wurde im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte in der Stadt angelegt.

Was Prenzlau zum Mittelpunkt der umgebenden Landschaft für die Landesverteidigung und Verwaltung machte, war zugleich die Grundlage für seine wirtschaftliche Entwicklung. Schon ehe Herzog Barnim den Ort zur Stadt erhob, gab es hier einen Markt und einen Krug; schon vor 700 Jahren wohnten hier Kaufleute und Handwerker, denen Barnim die Zollfreiheit durch ganz Pommern verlieh, um ihren Warenverkehr zu erleichtern. Der Kaufmann im mittelalterlichen Prenzlau zog die Erzeugnisse des umliegenden Landes an sich, um sie auf dem Wasserwege die Ucker abwärts besonders nach dem getreidearmen Norden auszuführen, und brachte auf demselben Wege fremde Waren, die der Landmann brauchte, herein. Ein Zeugnis für die Bedeutung dieses Handelsverkehrs ist es, daß die Stadt 1320 sich für ihre Warenfreiheit vom Sundzoll vom dänischen König zusichern ließ. Freilich welkte die Blüte des Prenzlauer Handels bald; denn als seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts starke politische Schranken zwischen Brandenburg und Pommern entstanden und Prenzlau dadurch die ungehinderte Verbindung zum Meere verlor, als der Fernhandelsverkehr Deutschlands Richtungen einschlug, in die Prenzlau nach seiner örtlichen Lage nicht einzufügen war, als endlich seit dem 16. Jahrhundert der Landedelmann und der Bauer begannen, ihr Getreide unter Umgehung der Städte selbst nach Berlin und ins Ausland zu verhandeln, ward Prenzlau eine reine Ackerstadt, deren Kaufleuten nur noch die Versorgung der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Uckermark mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens oblag. Einen neuen Aufschwung erhielt der Prenz-

lauer Handel erst seit der Anlegung der Berlin—Stettiner Eisenbahn, die man in der Station Passow erreichte, und namentlich seit der Eröffnung der Bahnstrecke Angermünde—Prenzlau—Anklam am 16. März 1863. Seit dieser Zeit konnte Prenzlau wieder zu einem Zentrum für den Handel mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Uckermark werden, da es jetzt für den Landmann vorteilhafter war, sein Getreide nur nach der Stadt zu liefern und den hier ansässigen Kaufleuten den Weitertransport mit der Eisenbahn zu überlassen. So entstand um 1850 hier eine ständige Getreidebörse, die von Landwirten und Kaufleuten lebhaft besucht wurde und erst um 1905 einging, als eine neue Veränderung der Verhältnisse besonders durch die Anlegung der Kreisbahnen und die Entwicklung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens eintrat. Aber immer noch ist die Stadt der Sitz eines nicht unbedeutenden Getreidehandels, vieler landwirtschaftlicher Behörden, Organisationen und Vereine für den Bereich der Uckermark geblieben.

Die rege wirtschaftliche Wechselwirkung zwischen Stadt und Land hat durch den Lauf der siebenhundert Jahre stets auch dem Prenzlauer Handwerk seinen Platz gesichert.

So erblühte in der Stadt ein Wohlstand, der zwar niemals ein bescheidenes Maß überstieg, dafür aber die Stürme der schlimmsten Zeiten überdauerte. Wenn auch kein Bürger je große Reichtümer ansammeln konnte, so blieben die Einwohner doch stets vor bitterer Armut bewahrt, eine Lage, die man vielleicht als die glücklichste für ein menschliches Gemeinwesen bezeichnen darf, weil das Wohl des Einzelnen darin am sichersten begründet erscheint.

Auf diesem Boden ist auch eine Kultur erwachsen, die zwar gleichfalls meist bescheiden war in ihrer äußeren Erscheinung, aber dafür unzerstörbar in ihrer urtümlichen Kraft.

Noch heute wird der Eindruck Prenzlaus bestimmt durch die Bauten aus der Jugendzeit der Stadt, die Türme und Mauern, die Kirchen und Klöster. Die Straßen in ihrer rechtwinkligen Anordnung zeugen von der Entstehung im Rahmen der großen Kolonisationsbewegung, die deutsche Kultur und Sitte im 13. Jahrhundert gegen den slavischen Osten vortrieb; der weite Umfang des Mauerrings, der im Mittelalter wohl höchstens sechs- bis achttausend Menschen barg, drückt den Willen der Gründer zur Schaffung eines mächtigen Bollwerks deutschen Wesens im fremden Lande aus. In dieser Stadt erhob sich bald ein Rathaus, entstanden neben der Kaufmannskirche zu St. Nikolai die Kirchen und Klöster der Franziskaner und Dominikaner, erhob sich im 14. Jahrhundert die

prächtige Hallenkirche der Heiligen Jungfrau Maria als eine bewunderungswürdige Schöpfung frommen Glaubens und opferwilligen Gemeinnsinns der Bürgerschaft.

Von diesem Erbe der Väter zehren wir noch heute. Mit Bewunderung sehen wir auf diese Bauten der Vorfahren, denen die Nachkommen bis in die jüngste Zeit hinein nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen vermochten.

Einfach und schlicht lagen neben den Kirchen und Wehrbauten die Häuser der Bürger, die noch im 16. Jahrhundert unter Stroh- und Rohrdächern ihre Wohnung hatten. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts entstanden die Fachwerkhäuser mit Ziegeldächern, die noch jetzt den Kern der altstädtischen Bebauung bilden. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hat eine neuzeitliche Bebauung außerhalb der alten Ringmauer begonnen und dem mittelalterlichen Stadtbilde einen neuen Bestandteil hinzugefügt.

Das geistige Leben, das sich in dem so gespannten äußeren Rahmen entwickelte, hat eine selbständige Bedeutung nie gehabt; sie zu gewinnen, ist auch nicht die Aufgabe der Stadt gewesen. Ihr lag immer nur ob, die Mittlerin geistiger Güter, die auf anderem Boden erwachsen waren, für die eigenen Einwohner und das umgebende Land zu sein. Das tat sie im Mittelalter durch die Kirche, die Mönchsklöster der Franziskaner und Dominikaner, das Kloster der büßenden Schwestern der Heiligen Maria Magdalena und die geistlichen Brüderschaften, in späterer Zeit vornehmlich durch das Gym-

nasium, das auf eine fast vierhundertjährige Geschichte zurückblickt, durch die Buchdruckereien und Zeitungen, die Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden, durch die Vereine und Anstalten, die Wissenschaften und Künste, Literatur und Musik in wechselnder Folge pflegten. Erheblichen Einfluß auf die geistige Haltung der Stadt übten fast hundert Jahre lang die kleinen Fürstenhöfe, die um die Chefs des in Prenzlau liegenden Infanterie-Regiments aus den Häusern Brandenburg-Schwedt, Hessen-Darmstadt und Braunschweig vorübergehend sich bildeten.

So steht „die udermärkische Hauptstadt Prenzlau“, wie sie sich kraft der ihr im 18. Jahrhundert zuteil gewordenen Verleihung mit Recht nennt, am Ende ihres siebenten Jahrhunderts vor uns wesensgleich mit vielen anderen Städten des deutschen Vaterlandes und doch von ihnen verschieden durch das Besondere ihrer örtlichen Bedingtheit und geschichtlichen Entwicklung, das ihr manchen Vorzug schenkte und manche Beschränkung auferlegte. Darum webt um die altersgraue Stadt eigentümliches Wesen, zu dem der Fremde nur schwer Zugang finden mag. Wir aber, ihre Kinder, die seit Generationen mit ihr verbunden sind, blicken auf sie mit dankbarer Liebe wie in das durchfurchte Antlitz der greisen Mutter, die uns das Leben gab, erfüllt von dem heißen Wunsche und der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie im Wandel alles Irdischen noch durch lange Jahrhunderte Heimat und Hülfe kommender kraftvoller Geschlechter sein möge.

Das Braune Lied.

Von Erich Sendke.

Vertont von G. B. Neie.

Was brandet dumpfgrollend die Straße herauf?
Was zwängen und drängen die Menschen zu Hauf?
Was wirbelt die Menge und reckt sich zur Höh?
Was springt jäh empor, wie des Wetters Bö?
Drei Schlag auf das Kalbfell! Trari! Trara!
So dröhnen heran die ES und SA.

Der Stolz faßt die Freude fest an die Hand,
Sie eilen ab—auf am laufenden Band;
„Heil! schwarzer, Heil! brauner Pionier!
Tritt fest auf das Pflaster, wir stehen zu dir.
Seht! Menschen bei Menschen ummauern euch ja,
Euch, Männer, vom Sturm der ES. und SA.

Geballter Wille, vereinte Kraft
Der Schicksalschmiede, die haben's geschafft.
Gedrosselt gerungen, in Drangsal gedarbt,
Laßt fahren dahin! Zerhauen! — Bernarbt!
Was opfernd erwuchs und kämpfend geschah:
Das Wunderwerk ist's der ES und SA.

Horch, Heimat! Hör her und fürchte nichts mehr!
Aufbraust der Gesang: Volk, an's Gewehr!
Die ewigen Güter, mein Heimatland,
Die haben Hüter nun wieder zur Hand.
An jubelndem Dank, Sieg-Heil und Hurra!
Da dröhnen vorbei die ES. und SA.

Und loht es nun wieder auf Heimathöh'n,
Und rauscht es in Wäldern um Heimatseen,
Und springen verschüttete Borne zu Tag
Am Herd, im Heim, am Hang, im Hag,
Dann wisse, ein Auferstehen ist da.
Fernher dröhnt der Schritt der ES. und SA.



Am Hergraben.

Holzschnitt von Ernst Vogel, Prenzlau.

Im Dorstbruch.

Ein Märchen. / Von Maria Schaefer.

Im Dorstbruch liegt ein einsamer Weiher. Sein Wasser ist von grünen Schlinggewächsen versumpft und aus seiner Tiefe tönt der Ruf der Unten. Der Wald rauscht um seine Ufer, aber inmitten steht ein abgestorbener Baum, weiß und knorrig, wie ein gespenstisches Gerippe.

Einst vor vielen, vielen Jahren war hier kein schlammiger Teich, sondern ein schöner großer See, so groß und klar, wie jetzt der Uckersee. Und ein schönes Schloß lag an dem See, darin wohnte ein junger lustiger Graf. Er war so lustig und lebensfroh, daß er sich keine Sorgen machte; die Feste in seinen Gemächern nahmen kein Ende, und der welsche Wein floß in Strömen. Aber einmal kam der Tag, da waren seine Fässer leer, und als sein Vieh von einer bösen Seuche befallen wurde, wurden auch seine Ställe leer. Und auch die Speicher. Denn die Bauern brachten ihr Korn lieber nach der neuen Stadt, die dem Pommerherzog untertan war, und dem nun bald die ganze Uckermark gehörte. Aber ehe er sein Eigen von dem als Lehen empfänge, eher wollte er sich lieber dem Teufel verschreiben, meinte der Graf. Und als die Not immer höher stieg, da beschloß er wirklich, seine Seele dem Teufel zu versprechen, damit hier auf Erden das Wohlleben kein Ende habe. Er ging nächstens an den Kreuzweg, schrie sein Anliegen in alle vier Winde und wartete, daß ihm der Böse erscheinen solle.

Aber es blieb ganz still, nur ein großer schwarzer Vogel krächzte ein paar Mal, wie als Antwort auf seinen Ruf. Sonst war kein Laut zu vernehmen. Oder doch? — — Ja! eine Unke glückte aus irgend einem Wasserloch. Nein, sie rief nun ganz nahe. Da! da saß sie ja mitten auf dem Kreuzwege, ein häßliches dickes Tier mit grün leuchtenden Augen, die den Grafen spukhaft aus dem Dunkeln entgegenstarrten.

Da lief ihm eine Gänsehaut über den Rücken und eilend und mit Grauen rannte er heim, wengleich er sich diese feige Furcht nicht eingestehen wollte, wo er doch noch soeben den Teufel hatte beschwören wollen.

Als er zu Hause ankam, war die Kröte auch schon da, sie saß am Regensfaß und erwartete ihn. Und er sah, wie sie ihren Laich von sich ließ; es waren aber keine Kröteneier, sondern lauter Gold, pures, blankes Gold!

Da wußte der Graf, daß ihn der Teufel erhört hatte, und freudetrunken strich er den Schatz ein. Nun war er wieder reich. Viel reicher wohl als der Pommerherzog!

Seine Gemahlin verwunderte sich schier, als sie all' das viele Gold sah; aber sie fragte nicht lange, woher er's habe; freute sich vielmehr, daß das lustige Leben nun wieder anfing, denn auch sie war kein Freund von Trübsalbläsen.

Aber der häßlichen Kröte, die nun Tag und Nacht am Regensfaß saß, der war sie bald gram. Das garstige Tier ließ sich auch nicht verschrecken. Da nahm die Gräfin eines abends die Feuerzange, wollte das Tier damit fassen und ins Feuer werfen. Aber da sah sie zu ihrem Erstaunen, daß die Kröte auf einem Haufen von Gold saß. Ei! war das die Quelle, aus der der neue Reichtum floß?

Als sie ihren Gemahl befragte, erzählte er ihr alles, und daß er seine Seele dem Teufel versprochen habe. Da aber entsetzte sich die Gräfin, ging gleich am andern Morgen in aller Frühe zum Einsiedel, der am Waldesrand sein Kapellchen bewohnte, um ihn um Rat zu fragen, und ob sie durch Messenlesen und fromme Spenden das Unheil vielleicht abwenden könne. Der Eremit sagte, sie solle ihm die Kröte bringen, denn wenn deren Schätze in den Schoß der heiligen Kirche flössen, so würde wohl des Grafen Seele erlöst werden. Aber die Gräfin meinte, sie wolle lieber sterben, als das unheimliche Tier noch einmal anfassen, und sei es auch nur mit der Feuerzange. Da sprach der Einsiedel, er wolle mit ihr gehen und es selbst holen. Aber der Graf kam darauf zu, jagte den Mönch von seiner Schwelle und fuhr die Gräfin hart an, daß sie alles verraten habe. Da ging sie weinend in ihre Kammer und schloß die Tür hinter sich zu. Als ihr Gemahl am Abend Einlaß begehrte, sagte sie, sie ließe ihn nicht eher wieder herein, als bis er die Teufelskröte ins Feuer geworfen habe. Als er am neunten Abend wieder vergebens bei ihr anklopfte — denn sie konnte das scheußliche Tier von ihrem Fenster aus sehen, wie es immer noch neben der Regentonne saß — stieß er die Tür mit Gewalt auf. Sie aber weigerte sich, ihm zu gehorchen, sagte vielmehr, er solle zwischen ihr und der Teufelskröte wählen. Da ließ er sein Weib vom Hofe peitschen; auf daß sie aber nicht etwa Zuflucht fände bei dem frommen Einsiedel, warf er den Feuerbrand in dessen Haus. Wie nun der Mönch im Walde umherirrte, fand er die Gräfin weinend und frierend auf harten Steinen liegend. Er brachte sie in das Kloster, das ob der neuen Stadt lag, die der Herzog an der Ufer erbaut hatte; dort konnte die Verstoßene bei den gütigen Nonnen

ein Leben in Sicherheit und Frieden führen bis an ihr sanft seliges Ende.

Er selbst aber hob seine Hände gegen das Haus des Grafen und tat einen furchtbaren Fluch, dann zog er gen Rom.

Und von Stund' an wurde die Kröte größer und größer. Bald war sie so groß wie eine Katze, dann wie ein Wolf, und endlich wie ein Kalb und sie hatte ein entsetzliches Maul, vor dem es dem Grafen schauderte. Aber obgleich sie ihren Rachen gegen ihn aufriß, wie ein Löwe und ihre

Taschen gegen ihn aufhob, wie ein Panter, so wußte er doch immer noch ihr das Gold listig zu entwenden, bis sie ihn eines Tages doch verschlang mit ihrem großen breiten Maul. Hierauf aber versteinte die Kröte in ihrer ganzen plumpen Größe und so liegt sie heute noch im Forstbruch, ein riesiger, moosbewachsener Stein. Der große schöne See ist ausgetrocknet bis auf den dürftigen Waldteich, das stolze Schloß ist verschwunden und niemand weiß etwas von ihm und von dem Grafen. Das war der Fluch des Eremiten.

Woher all de Schlichtigkeit in de Welt kummt.

Von Pastor i. R. Sydow-Lehnick, früher Schönwerder.

Oll Boter Hoffert — so schrew he sich, he nümte sich über Hofstert — was en schnackschen Kerl. As sin Fru van em gohen wär, küm he an'n Obend to mi un füng möglick falsch an: „Nähmen's nich öwel, Herr Paster, über dat hadd ick doch nich dacht.“

„Was denn?“

„Na, de Geschichte mit dat oll dömlisch Standesamt.“

„Was ist das denn für eine Geschichte?“

„Na uns' Standesamt is doch de Köster in Pegelow, un dat will doch en stodeerten Mann sind.“

„Ja.“

„Un denn kummt he mi so?“

„Wie ist er Ihnen denn gekommen?“

„Dat wa' ick Se mol vertellen. As ick hüt Mornn to em küm un em dat mellen dad, dat sück min Fru dat nu ok entseggd hadd, un se wär immer so god to mi west — un dat is se west, Herr Paster. Ne Fru, de so de Schwin fodern künn, giwot dat so ball nich wedder — dunn füng he an mi uttofragen und wull of rein allens weten, wanneh se woll jung worn wär, wo ehr Dellern heten hadden un wat se west wären, wo lang dat wi verfrigt west wären, up wecker Klockenstunn se sück dat entseggd hadd, un wat weest ick süßen noch. Ne, dat argert mi doch natürlich, dat he mi so utfragen ded. Deber ick segg em noch immer richtig Besched. Dunn fröggt he mi: Hätten Sie auch nen Tauffchein von Ihre Frau? So, segg ick, denn heww ick.

Na denn geben Sie mich den mal, seggt he. Nä, segg ick, dat doh ick nich. Manu seggt he, wovon denn nich? Nä, segg ick, denn hett oll Prester Reinhardt mi noch to de Tru schrewen, un wat de oll Mann mi schrewen hett, dat gew' ick kenen annern. Ja seggt he, den müßt' ich aber haben. Dat sall woll sind, segg ick. Deber, as gesegett, wat oll Prester Reinhardt mi schrewen hett, dat lot ick nich ut de Hänn'n. Na, seggt he, denn reden Sie mal mit Ihrem jekigen Paster. Vielleicht schreibt der Ihnen einen neuen. Jo, segg ick, dat deit de grot, das is 'n sehr fründlichen Mann. Na, seggt he, denn bringen Sie mich den morgen. Dat sall geschehn, segg ick. Toletzt fröggt he mi noch: Können Sie schreiben? — Herr Paster, schriwen kann ick sehr schön. Ick biin in de Schol immer sihr gelehrt west. Dorüm segg ick of to em: Jo, segg ick, schriwen kann ick. Na, seggt he, dann schreiben Sie mal Ihren Namen hier auf diese Linig. As ick domet farig wär, tek he erst dat an, wat ick schrewen hadd, denn kiest he mi an, denn schüddelt he mit'n Kopp, un denn seggt he: Süh, da hätte ich Ihren Namen richtig falsch geschriben. Herr Paster, dunn künn ick mi nich länger hollen; ick was of all to falsch. Ich säd to em: „Herr Kanter, segg ick, dat deit mi of ganz erbarmlich leed, dat Se as stodeerten Mann dat nich schriwen können, wat ick ollen Stümper schriwen kann.“ Dunn kiest he mi von boben an un griewlacht so recht höhnschen un seggt, ick künn nu gohn, he brutte mi nich mehr. Na ick bruk em of nich. Deber dat segg ick: All de Schlichtigkeit in de Welt, de kummt man blot van de ollen dömlischen Standesämter her.

Johann Heinrich Neumann, ein Prenzlauser Bürgersohn.

Von Arthur von Derken, Potsdam.

Am 25. April 1793 leistete der Kaufmann Joh. Heinrich Neumann, gebürtig aus Prenzlau, vor dem Magistrat der Stadt Berlin den Bürgereid:

„Ich, Johann Heinrich Neumann, gelobe und schwöre Seiner königlichen Majestät von Preußen, meinem allergnädigsten Könige und Herrn, auch einem hochedlen Magistrat dieser Königl. Haupt- und Residenzstadt, jederzeit getreu und gehorsam zu sein, dero Nutzen und Bestes nach meinem höchsten Vermögen zu befördern und dagegen Schaden und Nachteil zu kehren und abzuwenden. So oft ich auch von Sr. Königl. Majestät und Einem hochedlen Magistrat bei Tag und Nacht, in heimlichen und öffentlichen Sachen gefordert werde, will ich gehorsam allemal erscheinen und alles dasjenige, was mir aufgelegt wird, mit getreuem Fleiß bestellen, mich auch in keinerlei Sachen wider Se. Königl. Majestät oder Einen hochedlen Magistrat gebrauchen oder finden lassen; ingleichen will ich alle und jede Gabe, sie haben Namen wie sie wollen, gerne und willig abtragen und bezahlen und mich in allen Dingen, wie einem getreuen Bürger eignet und gebühret, erzeigen und verhalten: So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum.“

Nachdem ihm über diese Eidesleistung der Bürgerbrief ausgestellt war, sah sich Joh. Heinrich Neumann, ein junger Mann von 24 Jahren, am Ziele seiner Wünsche. Er war nun in der Lage, eine selbständige Handlung aufzumachen und er durfte heiraten. Das Heimatrecht in seiner Vaterstadt Prenzlau hatte er damit allerdings aufgegeben. Dort waren seine Vorfahren seit alters ansässig gewesen, die als strebame Bürger und Handwerker zumeist das

Niemer- oder Sattlergewerbe betrieben. Nach dem Kirchenbuch von St. Nikolai zu Prenzlau wurden am 7. Juli 1732 getraut Meister Benjamin Neumann, Bürger und Niemer, und Jungfrau Dorothea Berends; in derselben Kirche ließ das Paar 1½ Jahre später sein erstgeborenes Söhnlein taufen, Johann Heinrich.

Dieser verließ den Beruf seiner Väter, wurde Kaufmann und bewohnte später ein eigenes Haus in der Steinstraße. Am 29. November 1759 ehelichte er die Jungfrau Dorothea Elisabeth Schulzen; seine Braut hatte er sich aus dem Kreise der väterlichen Zunftgenossen gewählt, denn sie war die Tochter des Bürgers und „Nühhmers“ Casimir Schulz. Diesem Paare erwuchs im Laufe der nächsten Jahre eine Reihe von Töchtern, die fast alle ehrbare Prenzlauser Bürgerfrauen wurden. Am 26. März 1769 endlich erblickte als erstes Söhnlein das Licht der Welt unser Johann Heinrich, von dem hier die Rede sein soll. Die Vornamen Johann Heinrich wurden mit ihm erblich bei den Nachkommen des Geschlechts Neumann. Zur Taufe in der Nikolai-Kirche traten als seine



Johann Heinrich Neumann.

Vaten auf: Joachim Friedrich Neumann, Oberprediger in Alt-Landsberg; Joh. Peter Lenz, Stadtkämmerer; Joh. Matthias Malter, Kriegskommissar und Senator; Christian Neumann, Bürger, Tischlermeister und Klostervorsteher; Frau Sophie Luise Dahmin, Christian Neumanns, Bürgers und Apothekers Ehefrau; Frau Eleonore Justine Pehlmann, Gottfried Kolbergs, Bürgers und Apothekers Ehefrau; Frau Elisabeth Gehdin, des Herrn George Gottlieb Underdrossen, Verwalters in Grünow Ehefrau.

Unseres Johann Heinrichs Mutter muß in den nächsten Jahren bereits gestorben sein, denn

der Vater heiratete wieder und in der 2. Ehe wurde ein Sohn geboren, der sich später ebenfalls in Berlin niederließ. Das Kirchenbuch von St. Nikolai berichtet dann über den Tod des Vaters: „Am 6. Mai 1783 ist Herr Joh. Heinrich Neumann, Bürger, Kaufmann und Stadtdeputierter, im 50. Jahre seines Alters an einer gänzlichen Lähmung aller Glieder gestorben und den 9. desselben Monats in dem Kirchengewölbe beigesetzt; dessen hinterlassene Witwe heißt Catharina Maria Pechin, wohnhaft in der Steinstraße.“ — Catharina Maria lebte nun keineswegs in einem betäubten Witwenstande und sie tat dem Andenten ihres verbliebenen Eheherrn nicht wohl, als sie zwei Jahre nach seinem Tode einem unehelichen Kinde das Leben gab. Als dessen Vater nennt das Kirchenbuch einen bekannten städtischen Beamten. Es waren damals wohl etwas lockere Zeiten.

Johann Heinrich der Jüngere wird es nun im Hause der Stiefmutter nicht eben gut gehabt haben und es geht die Sage, daß sie ihn auf die Wanderschaft geschickt habe, als er erst 14 Jahre alt war. Mit einigen Talern imbeutel langte er in Berlin an; hier wurde er in dem Geschäft des Kaufmanns Christian Friedrich Herr an der Noßstraßenbrücke als Laufbursche untergebracht, um sich in der Kolonialoder, wie es damals hieß, der Spezereibranche auszubilden. Er scheint schon früh kaufmännische Beanlagung gezeigt zu haben, denn, als er 10 Jahre später, 1793, das Bürgerrecht erwarb, war es ihm möglich, das Materialwarengeschäft seines Prinzipals, das inzwischen an dessen Witwe übergegangen war, zu kaufen und sich im Herrschen Hause die nötigen Räume zu mieten. Damit stand er im Beginne seines Aufstiegs. Was Wunder, wenn er sich nun nach einer Braut umsah. Er fand sie in der Demoiselle Amalie, der tugendfamen und liebreizenden jüngsten Tochter des wohlhabenden, nun schon seit mehreren Jahren verstorbenen Kaufmanns Christian Erdmann Massute, gewesenen Inhabers einer Spezereihandlung in der Lindenstraße Nr. 5. Am 13. Januar 1794 führte Johann Heinrich sein Mädchen heim und in den folgenden Jahren wurden ihm 2 Töchter und der Stammhalter Joh. Heinrich Eduard geboren. Im Mai 1796 reiste Neumann zu Pferde nach seiner Vaterstadt Prenzlau zum Besuche der Verwandten, und er hat seitdem stets regen Verkehr mit ihnen gepflegt.

1804 trat Neumann sein Geschäft seinem Stiefbruder ab, um selbst die guten Aussichten der aufstrebenden Tabaksindustrie wahrzunehmen. Er verband sich hierzu mit dem Kaufmann

Gottlob Nathusius in Magdeburg, der bereits Kenntnisse in diesem Fache besaß. Am 20. Oktober 1804 kaufte Neumann für 30 400 Taler von den Erben des Kaufmanns Damm das Haus Breitestraße Nr. 11 in Berlin, in welchem er eine Tabaksfabrik errichtete und welches er 20 Jahre lang bewohnt hat. Dieses Haus hat heute eine Berühmtheit erlangt; es ist eins der ganz wenigen alten Patrizierhäuser der Reichshauptstadt, das im Innern seine Baulichkeit und seine Einrichtung aus der Barockzeit fast unverändert bewahrt hat. Die schöne klassizistische Straßenseite des Hauses ist dagegen erst von Neumann selbst erbaut worden; sie erinnert noch heute an ihn, ebenso wie die Neumannsgasse, die neben dem Hause eine Verbindung zwischen Breiter und Brüderstraße bildet und mit ihrer Fortsetzung, Wilhelm Raabes berühmter Sperlingsgasse, bis zur Friedrichsgracht reicht.

Die Stadt Berlin hat kurz vor dem Kriege das Haus für eine Million von den Nachkommen Wilhelm Ermelers gekauft, der der Nachfolger Neumanns im Besitze des Hauses wurde und unter dessen Firma die Tabakshandlung einen bedeutenden Ruf erlangte.

„Wo kommt der beste Tabak her?“

Der kommt von Wilhelm Ermeler.“

Das Haus ist 1931 als ein städtisches Museum der Öffentlichkeit übergeben worden.

Neumann hatte sich inzwischen in weiter ausgreifende Unternehmungen eingelassen. In den Jahren 1807, 1808 und 1809 beteiligte er sich an umfangreichen Lieferungsgeschäften für die französische Armee, abermals in Verbindung mit seinem Freunde Nathusius, und legte damit den Grund zu seinem bedeutenden Vermögen. Der Staat war damals durch die Not der Zeit gezwungen, Domänen zu veräußern, und so erwarb Neumann 1811 nacheinander die Domänen Blankensfelde, Rosental und Blankenburg im Niederbarnim bei Berlin. 1816 kaufte er die Rittergüter Hansberg und Pechig im Kreise Königsberg RM. Endlich hatte er auch den Wunsch, in der Nähe seiner Vaterstadt ansässig zu werden, vielleicht mit der Absicht, hier in der alten Heimat sich einen Ruhe-sitz zu schaffen. Im Jahre 1817 erieten die Erben der vor 2 Jahren verstorbenen Gräfin von Callenberg auf Gollmitz in Konkurs; Neumann nahm diese Gelegenheit wahr und erstand aus der Masse Gollmitz und Güstow. Doch erlebte er gerade an diesem Besitze die wenigste Freude. Mit den uralten hergebrachten und verzwickten Rechtsverhältnissen, die hier noch herrschten, besonders bei seinen Güstower Bauern, konnte er sich nicht befreunden. Mit

scharfem Griff wollte er damit aufräumen, aber, während ihm sonst alle seine Unternehmungen glückten, hier geriet es ihm daneben. Nach langwierigen Prozessen wurde ihm die Sache leid und er verkaufte die Güter 1841 an den Grafen Arnim-Boitzenburg, den späteren Minister.

Neumann war nach seinen Briefen ein welt-erfahrener und gebildeter Mann. Den Seinen ein zärtlicher Gatte und Vater, heiter, gesellig, voll Berliner Humors, wurde er eine stadtbekannte Persönlichkeit und blieb selbst vom Könige Friedrich Wilhelm III. nicht unbemerkt. Wachte doch dieser einst persönlich den Freiwerber bei ihm für einen geschätzten und kriegserprobten Offizier, den damaligen Hauptmann Carl Friedrich Guntau von den Gardejägern, der auf die jüngere Tochter Pauline, zunächst zu des Vaters Mißvergnügen, ein Auge geworfen hatte. Paulinens Töchter heirateten wieder Offiziere, die eine den Oberstleutnant Hermann von Herzberg, den Großvater Frau Ehrengards von Holzendorf-Wilsdorf, und die andere den als Kommandeur der Gardejäger im Kriege 1870/71 sehr bekannt gewordenen späteren General der Inf. Gustav von Arnim. Neumanns ältere Tochter hatte einen Geschäftsfreund geheiratet, den Kaufmann Friedrich Ernst Schütt, Mitinhaber des Ueberseehandelshauses Hasperg & Schütt in Hamburg.

Neumann war ein guter Patriot. Als bald nach den Befreiungskriegen sein Malchen in Teplitz eine Kur brauchte, schrieb sie ihm über die dortige Feier zu Königs Geburtstag: Oesterreicher und Sachsen hätten sich abgünstig über die Preußen geäußert. Darauf schärfte er ihr ein, stets mit Stolz zu betonen, nur die Preußen hätten Siege erfochten und Blücher allein habe Paris erobert.

Mit dem Erwerb seines Landbesitzes wandte sich Neumann mehr und mehr der Landwirtschaft zu. Nachdem er 1824 die Tabakshandlung verkauft hatte, widmete er sich mit der ihm innewohnenden Tatkraft ganz dem neuen Berufe. Er wurde ein erfolgreicher Landwirt und war bemüht, seinen Sohn, der ebenfalls umsatteln mußte, dazu heranzubilden. Bezeichnend für die Wirtschaft um die dreißi-

ger Jahre ist eine Aufstellung, die sich in den Briefen des Vaters findet: „Die Schäferei ist mit der Haupterwerb der Wirtschaft, demnächst die Brennerei und damit der Erdtöffel- und Rapsbau. Hanseberg muß auf den Morgen ein Schaf ernähren = 4000 Stück, Peczig wegen des reichlichen Futters (der Oderwiesen) 1500 Hammel. Ferner müssen gehalten werden an Rindvieh 60 milchende Kühe einschl. 2 Bullen, 30 Stück Jungvieh, 60 Ochsen.“

Während seine Niederbarnimer Güter sich später auf die Töchter vererbten, fielen die Neumärkischen an seinen Sohn, dessen Entel sich heute noch des nun über 100jährigen Besitzes erfreuen darf. 1834 hatte der Vater dem Sohne die Bewirtschaftung der Güter übergeben und sich nach Berlin zurückgezogen; hier besaß er das Haus Leipziger Straße Nr. 46, in dem er seinen Lebensabend verbrachte und in dem er nicht ohne Glanz eine freigebige Gastlichkeit ausübte. Sein Haus wurde der Mittelpunkt eines großen Familienkreises und einer vielseitigen, aber gewählten Geselligkeit. 1840, bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., wurde ihm vom Könige der erbliche Adel verliehen; Herr von Neumann nahm darauf an der Guldigungsfeierlichkeit teil in der goldgestickten Uniform der Landstände der Kurmark. Auch sein Freund Nathusius gelangte zu dieser Ehrung, der der Stammvater einer verbreiteten und bekannten Familie geworden ist.

14 Tage nach der Standerhebung starb Amalie von Neumann, wie die bösen Zungen meinten, aus Schreck, daß sie nun „gnädig“ geworden sei. Das war für den Vater ein schwerer Schlag, dieser Verlust der treuen Lebensgefährtin, seines Malchens, nach 46jähriger Ehe. Doch seine zähe Lebenskraft ließ ihn ein hohes Alter erreichen und mit 80 Jahren erst hat er 1849 das Zeitliche gesegnet als eine einflussreiche und hochangesehene Persönlichkeit.

Dieser Sproß einer alten, ehrenwerten Prenzlauser Bürgerfamilie, der es durch Tüchtigkeit und Umsicht zu etwas gebracht hat im Leben, verdient es, daß seine Vaterstadt seiner hier gedenkt.

Wen die Welt verlassen.

Von W. Groß.

*Es zieh'n auf grauen Straßen
Viel Wanderer daher,
Doch wen die Welt verlassen,
Des Weg ist doppelt schwer.*

*Ihn führet keine Helle,
Kein Wegwart tut Bescheid,
Und auch kein Fahrtgeselle
Gibt noch so kurz Geleit.*

*Kein Schatten spendet Kühle,
Wegzehrung keine Hand,
Keins glättet einst die Pfähle
Zur Fahrt ins Niemandland.*

*Wohl zieh'n auf grauen Straßen
Viel Wanderer daher,
Doch wen die Welt verlassen,
Des Weg ist doppelt schwer.*

Aus der Geschichte der Stadt Prenzlau.

Nach der Seckischen Chronik von R. Sebke, Prenzlau.

1. Die Stadt verteidigt mannhafte ihre Rechte.

Noch im Jünglingsalter stehend, verstarb im Jahre 1320 der letzte brandenburgische Markgraf aus dem ruhmreichen Geschlechte der Askanier. Zu jener Zeit herrschte in Deutschland ein heilloser Wirrwarr. Ludwig der Baier stritt mit Friedrich von Oesterreich um die Königskrone. Beide wurden durch ihre Hauspolitik so in Anspruch genommen, daß sie sich um die Markgrafschaft Brandenburg, als um ein erledigtes Reichslehen, nicht kümmern konnten. So kam es, daß die Mark bis zum Jahre 1323 ohne Regenten blieb. Während dieser Zeit der Herren- und Gesetzlosigkeit entwickelten sich Faustrecht und Fehdeweisen zu einer dem Lande im hohen Maße verderblichen Weise. Die damals sich kräftig entwickelnden Städte hatten von der Eifersucht und den Uebergriffen des landsässigen Adels viel zu leiden, und die Zänkereien und Streitigkeiten, die oft einen ernsthaften, nicht selten einen blutigen Verlauf nahmen, wollten schier kein Ende nehmen. Prenzlau, das zu jener Zeit eben seinen herrlichen Mariendom baute, war damals schon eine wohlbefestigte Stadt; und daß seine wehrhafte Bürgerschaft sich ihrer Feinde nachdrücklich zu erwehren wußte, beweist die lange, im Stadtarchiv befindliche Liste der Adligen und Ritter, die allhier „im düstern Keller“ saßen und nicht freigelassen wurden, bevor sie der Stadt „Arphebe“, d. h. ewigen Frieden, geschworen hatten.

1323 belehnte Ludwig der Baier, der seinen Rivale inzwischen besiegt hatte, seinen Sohn Ludwig mit der Markgrafschaft Brandenburg. Da dieser noch unmündig war, übernahm der Vater als Vormund zunächst selber die Regierung. 1324 verlich er der Stadt Prenzlau gegen Zahlung von 2100 Mark „brandenburgischen Silbers“ einige wichtige Rechte und Privilegien, z. B. die Gerichtsbarkeit, das Eigentumsrecht am Uckersee, die Holzgerechtigkeit in der Werbelliner Heide u. a. Von besonderer Wichtigkeit für die Prenzlauer war das urkundliche Zugeständnis, daß im Umkreise von 3 Meilen keine feste Burg oder „Borgsfrede“¹⁾ erbaut werden durfte, widrigenfalls sie niedergedrückt werden sollte. Die Gebrüder Waldemar und Kurt von Beenz krochten dem landesherrlichen Verbote,

bauten sich bei Hindenburg ein festes Schloß und forderten so die Feindschaft der Prenzlauer Bürgerschaft feck heraus. Die Sache nahm indes für sie einen sehr üblen Verlauf; denn im Jahre 1331 zog die wohlgewappnete Prenzlauer Bürgerschaft vor das Schloß, eroberte es und nahm die Gebrüder von Beenz gefangen. Diese mußten die Burg selber abbrechen und gänzlich demolieren lassen. Als Entschädigung für die Kosten des kriegerischen Unternehmens mußten sie außerdem „10 Mark Silbers“ an den Rat der Stadt zahlen. Der „Söhnbrief“, den die Besiegten den Prenzlauern ausstellten, lautet wörtlich wie folgt:

„Zu wissen sei allen und jeden, die Gegenwärtiges sehen und hören, daß wir Waldemar und Konrad genannt von Beenz aus gutem, freiem Willen mit den ehrbaren Männern, den Herren Bürgermeistern und der Gemeinde der Stadt Prenzlau einen freundschaftlichen Vertrag und Versöhnung, welche zu ewigen Zeiten dauern soll, eingegangen, gemacht und gegenseitig verabredet haben, der Uneinigkeit halber, in der sie uns gefangen und unsere Burg in Hindenburg in Besitz genommen hatten, weil sie befürchtet, daß ihnen und der ganzen Gegend Schaden dadurch erwachsen könne, dergestalt nämlich, daß wir aus eigener Bewegung und freiwillig (so! so! Ref.) wehrgedachte Burg abgebrochen und von Grund aus niedergedrückt, damit dem Lande kein beschwerlicher Nachteil aus selbiger erwachsen könne. Wir geben den vorgedachten Bürgermeistern hierzu noch zehn Mark Silbers zum Nutzen des Landes und vor die Kosten, so sie dieser Burg halber gehabt haben. Wir entsagen daneben allem Recht und Ansprache (Anspruch, Ref.) so uns wegen vorangeführter Sache wider gedachte Bürgermeister, gemeine Bürger und ihre Güter, oder sonst gegen jemand anders zukommt, oder zukommen könnte. —

Gegeben im Jahre des Herrn 1331 am Mittwoch vor dem Tage Viti²⁾ und Modesti.“

Hatten sich die Prenzlauer den Herren von Beenz gegenüber so nachdrücklich in Respekt gesetzt, so diente die Demütigung derselben doch keineswegs dazu, allgemein ein friedliches und freundschaftliches Verhältnis zwischen der Stadt

¹⁾ Borgsfrede, Bergsfrid, auch Bergsrit sind mittelalterliche Bezeichnungen für Festungstürme, die häufig bei Burgen und Städten erbaut wurden, um als Wehrbau, Warte oder Rückzugsort zu dienen. Prenzlau besitzt in seinem Mittelthurm einen besonders schönen Bergsrit.

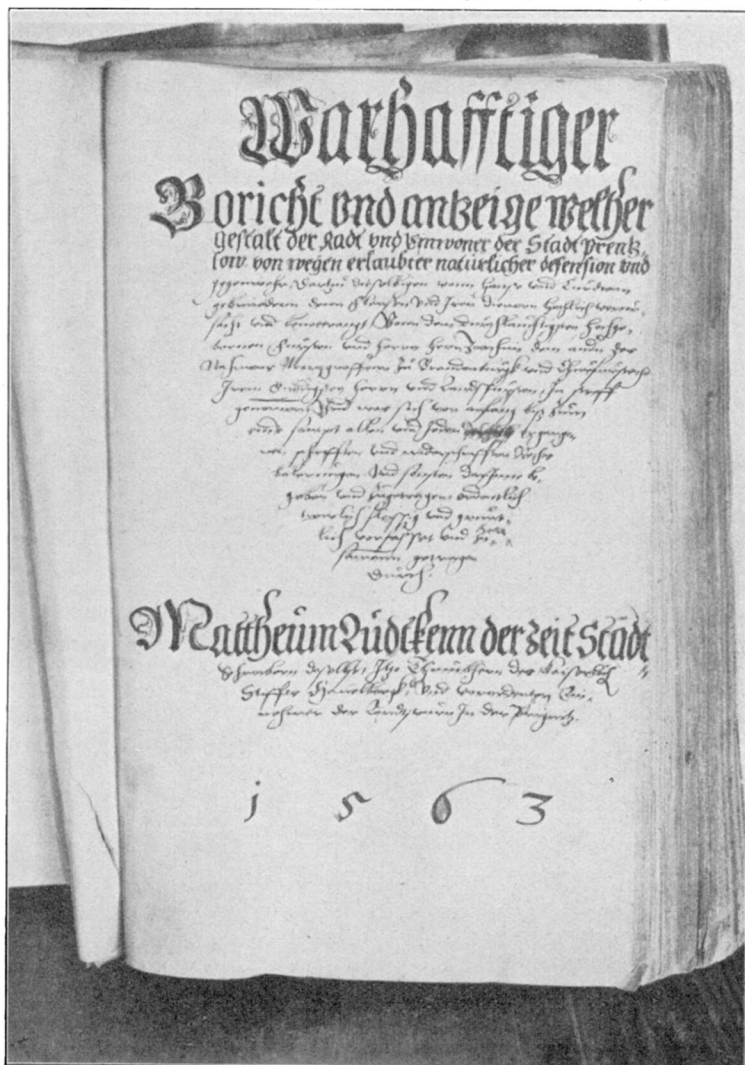
²⁾ St. Vitus ist ein katholischer Kalenderheiliger; sein Tag der 15. Juni. Es war vor der Reformation allgemeine Sitte, bei der Datierung von Verträgen, Abkommen, Versprechungen pp. die Namen der Heiligen zu vermerken.

Drenzlau in Not.

Ein Kapitel aus der Geschichte der Heimat im 16. Jahrhundert. / Von Ernst Ziemendorf.

Johann Samuel S e c k t, der, wenn er seine „Geschichte der ufermärkischen Hauptstadt Prenzslau“ auch bescheiden einen „Versuch“ nennt, bei deren Abfassung doch gewissenhaft und gründlich zu Werke gegangen ist, streift darin nur ganz kurz die „Tätlichkeiten zwischen denen von Hens und den Prenzlauschen Ackerknechten anno 1559“. Es waren jedoch Geschehnisse außergewöhnlicher Art, weittragendster und einschneidendster Bedeutung, welche Prenzslau, dessen Umgebung und darüber hinaus die Mark in Aufregung hielten; ein letztes Stück märkischen Faustrechts und dessen Auswirkungen. Wenn man auch bei S e c k t, guten Willens, manches zwischen den Zeilen zu lesen vermag, so muß man doch annehmen, daß das Hauptmaterial, welches er als im Staatsarchiv in Berlin vorhanden angibt, ihm nicht genau bekannt gewesen ist. Ein Zeitgenosse und Mitthandelnder in jenen Affären, den schon Ernst Dobbert in seiner Chronik der Stadt kurz zu Wort kommen läßt, soll nunmehr, nach abermals 1½ Jahrhunderten, im Jubeljahr der Stadt, gründlich Bericht erstatten. Vor mir liegt ein dicker Foliante, wohl erhalten. Auf 128 Blättern besten Leinwandpapiers in einen sogenannten Ziehdeckel von rotem Pergament gebunden, wird da peinlich genau bis in alle Einzelheiten Buch geführt über die „Tätlichkeiten“ und deren Begleit- und Folgeerscheinungen. Blendend sauber, klein und schön ist die Schrift. Titel und Abteilungsüberschriften stehen in schmucl gezeichneten, buntumschnörkelten gotischen Majuskeln und Minuskeln. Buchstaben, Wortbildung und Satzbau gehen einem zunächst schwer ein. Aber mit der Zeit findet man sich hindurch. Abgesehen von einigen heute noch gebräuchlichen lateinischen Rechtsprüchwörtern fehlen die Fremdworte, die bald nachher

wie Unkraut die zeitgenössischen Berichte durchwuchern. Wenn ich in Nachfolgendem den Chronisten in „Gänsefüßchen“ sprechen lasse, so bedeutet dies eine wörtlich genaue Wiedergabe seiner Aufzeichnungen, nur des besseren Verständnisses wegen die Worte nach dem Uden, und die Interpunktion, soweit als zum Verständnis durchaus nötig, nach heutigem Hausbedarf gesetzt.



So sieht das Titelblatt aus. Der Untertitel ist, der Zeitsitte entsprechend, weit ausholend, und das was kommt, umzirkelnd. Auf den nachfol-

genden Blättern entrollt sich ein Kampfspiel, einzigartig und packend. Plastisch erstelt dem Lesenden das Bild jener Tage. Drei Gewalten als Handelnde im Spiel prallen aneinander: Ständesübermut des Adels, der nochmals Stegreifrittermethoden anwendet, Städtestolz, der, rückschauend auf alte Hansherrlichkeit, trutzend sein Recht sich sucht und verfißt, der aber in Ohnmacht scheitert an der dritten Gewalt, an Fürstenmacht und Willkür.

Der Domherr zu Havelberg und frühere Stadtschreiber zu Prenzlau, Mathäus Lüdtke, will ein Dokument für die Nachwelt geben mit seinen Aufzeichnungen. Er, der in einer, seiner Ansicht nach grundgerechten Sache, als Schreibkundiger und wohl auch juristischer Beirat die Feder geführt hat, will das Verhalten des Rates der Stadt und sein eigenes rechtfertigen.

Nun zunächst der Bericht über den Casus belli, über die Ursachen des Streites.

„Im Jahr Christi 1559 Mittwochs am Abend Viti, welcher war der 14. Tag des Monats Juni, sind zwei reißige Knechte, Hansen Flensen zu Neuen Angermünde zuständig, aus der Stadt Prenzlau Tor, das Steintor genannt, geritten und sobald sie aus demselben Tor kommen, ist derer einer vorausgerannt, sich widerum gewandt und mit aufgehobener Büchsen dem andern seinem Gesellen begegnet, sich auch nit anders gebärdet, denn sie in rechten Ernst untereinander scharmüheln wollten. Da auch diejenigen so außer dem Tor auf dem Acker gewesen, es dafür gehalten, sie müßten vielleicht unter sich selbst zänkisch und uneins worden sein. Nach solchem sind sie ferner mit und beieinander den Weg fort hinunter geritten, und als ehliche Bau- und Ackerknechte, den Bürgern zuständig, an der Stadt Tor, doch ein gut Teil vom Wege, gepflüget, und ihrer Gewohnheit nach Vespermahlzeit halten wollen, hat ein Hund von sich selbst, und von niemand angeheßt, wie sie dann gewöhnlich pflegen, die Leute ange laufen. Da haben abornierte reißige Knechte angefangen: „Mögt ihr Schelmen dem Hund nit wehren?“ Darauf ein Ackerknecht unter anderem geantwortet: „Was kann ich ihm tun, du magst selbst wohl ein Schelm sein!“ Da haben beide reißige Knechte die Ackerknechte heftig angesprengt, die Büchsen gehoben, sie um die Wagen, so außerhalb des Weges auf dem Acker standen, darauf sie ihr Futter gehabt, gejagt und nach ihnen geschlagen. Da hat ein Bauknecht zu seiner Notwehr einen Stein ergriffen, nach denselbigen reißigen Knechten geworfen und den einen also ans Haupt getroffen, daß er vom Pferde sinken wollen. Darüber ihm auch die Büchse und der Hut, darinnen ehliche Briefe gewesen, entfallen. Wie solches

der andere, sein Gesell, gesehen, ist er davon gerannt und hat diesen allein hinter sich gelassen. Wie nun der Betroffene ein wenig zu sich selbst kommen, ist er wiederum zu den Ackerknechten geritten und hat gebeten, sie möchten ihm doch seine Büchsen, auch seinen Hut wiedergeben. Da haben sie die Briefe, so ihm beim Fallen daraus verstreut wurden, mit Fleiß zusammengerapft, sie neben seinen Handschen in den Hut gelegt und ihm denselben wiederum aufgesetzt. Die Büchse aber wiederzugeben haben sie sich geweigert, im Bedenken, daß sie möchten von ihm unbeschädigt bleiben, sich doch daneben erboten, sie wollten dieselbe zum Wahrzeichen mit sich in die Stadt nehmen und sie dem Rat überantworten. Dasselbst könnte er sie auf sein Ansuchen hernachher wohl bekommen. Wie er nun also ein gut Teil fürbaß geritten, ist er zu einem andern Bürgerknecht, welcher daselbst auch soweit gepflüget, daß er die vorigen Geschichten nicht hören noch sehen können, über den Acker gerannt, und mit Bedrängungen von demselben begehrt, er sollte ein Pferd ausspannen und es ihm vorreichen. Das wollte er mit sich nehmen, denn der Prenzlowsche Knecht hätte ihm seine Büchsen genommen. Dessen sich aber der Knecht geweigert und gesagt, er soll ihm seines Herren Pferde ungenommen lassen. Hätte ihm jemand ein Büchsen oder etwas anderes entwandt, von dem möchte ers wiederum fordern. Wie er sich ferner aber sogar nahend an den Ackerknecht mit einen tragenden Streitkolben getan, daß er Gewalt an ihn legen wollen, ist der Ackerknecht zu seinem Vorteile etwas eher fertig worden und hat ihn mit dem Stöcker oder Pflugstaken dermaßen auf den Arm getroffen, daß er endlich das Streitkolben vergessen und also ungeschafft davongeritten, und ist folgendes die Büchse auffem Rathhaus überantwortet worden.

Unlängst hernach hat Hans Flens durch die Ehrwürdigen Hansen Bucgt und Franz Holzendorff bei dem worthabenden Bürgermeister zu Prenzlau dies suchen lassen: Weil seinem Diener von der Bürger Ackerknechten ein Büchsen und ehliche Taler, so ihm zustunden, ohne Ursach genommen wurden, wäre sein Bitten, ein Rat wolle bei den Ihren beschaffen, daß ihm vielgedachte Büchse, auch Geld, möchte wiederum zugestellt werden. Darauf ihnen der Bürgermeister diese Antwort geben: er könnte nicht glauben, daß er ihren Anzeigen nach hierum die Gelegenheit hätte; denn der Bauknecht Bericht viel anders gefallen wäre. Welchen Bericht er ihnen auch inmaßen ablaufs alsfort getan mit der sonderlichen Vermeldung, daß die Ackerknechte von keinem Gelde etwas gesagt hätten. Doch gleichwohl, damit sich kein Teil zu beklagen, möchten die reißigen Knechte sich zu ihrer förderlichsten

Gelegenheit in die Stadt Prenzlau begeben. Dazu sollten sie sicher, ehrlich und ungefährliches Geleite vor jedermanniglich derer im Rat mächtig, haben. So wollte also dann ein Rat beide Teil gegeneinander notdürftiglich hören und darnach allenthalb die Billigkeit gern beschaffen. Da sie auch dem mündlichen Geleite allerdings nit glauben zu sollen könnten, sollten sie auf ihr ferner Ansuchen schriftlich hierzu vorgeleitet werden. Zu welchem es die Abgesandten dazumal auch soweit beruhen lassen, daß einer von denen selbst gesagt: Ein Rat könnte sich hierüber Höheres und Weiteres nicht erbiehen.

Wie nun ein Rat der reisigen Knechte Ankunft ist immer gewärtig gewesen, und sich über ihrem hoch und ehrbarmäßigem getanem Erbiehen gar keines Argen noch anderweitigem besorgt, sein Hans und Cordt Gebrüder die Flense neben ihren Dienern und also selb fünf ganz voll und zum Ueberfluß bezecht, auf Montag nach Visitationis Mariä welcher war der dritte Tag des Monats Juli des 59. Jahres, aus dem Steintor zu Prenzlau geritten und alsofort hart am Tor einem Bürger und alten betagten Mann, Bartolt Hakern, so in die Stadt fahren wollen, ganz feindlich und gewaltiglich in einem hohlen Wege, da er ihnen nit entweichen können, angesprengt und gefragt: „Wo kommst du Schelm her?“ Und wie sie soviel von ihm erfahren, daß er zu Prenzlau daheim wäre, haben sie gesagt, die Prenzlauischen alle wären Schelme, Verräter und Böswichter. Als bald auch die Büchsen gefasset und ihn geschlagen, auch womöglich und soviel bei ihnen, gänzlich umbringen wollen, da doch der gute Mann ihrer Gewalt entkommen und unbeschädigt geblieben. Wie sie nun an dem nichts mehr haben können, denn daß ihm seine Pferde mit dem Schlagen übel zugerichtet, feind sie an einen andern Bürger so desselben Orts am Wege gepflüget, Bartelmäus Milik, gerannt, den mit gleicher Gewalt und großen Lasterworten angesprochen: „Er müßte sterben, er wäre auch der Böswichter einer!“ Und wie sie an denselben nicht kommen können, haben sie auf den Hund so er bei sich gehabt abgeschossen und gesagt, da er es nicht sein sollte, so müßte es der Hund sein. Indes feind zwei Edelleute, die Korfowern genannt, des Weges aus der Stadt fahrend kommen. Da haben die Bergewaltiger einen Berg angerannt, daselbst ein Weil stillgehalten. Wie aber dieselben vürüber, feind sie ferner mit gehobenen Büchsen zu andern Knechten und Jungen so daselbst gepflüget, gerannt, dieselben umb die Pflüge gesagt, getrieben und mit sonderlichem Fleiße nach des Bürgermeisters Matthij Kalben Knechten, die doch mit ihnen ihr Leben lang in Ungutem nichts zu tun bekommen, gefragt und sofort nach denselben um ein Laug

(Bruch?) über den Aker, etwa eines Büchsen schusses weit vom Wege, gerannt, die angesprengt, auch von einem mit dem Pferde zum andern gedrungen, und wiewohl er auf ihr Begehren die Hand von sich geben und angeloben müssen, so haben sie doch hernachher und als bald ferner auf ihn abgeschossen, daß die Kugel an den Kleidern weggeflogen. Nach solchem die armen Knechte aus Furcht und Bedrangnis ein wenig zusammengelaufen, feind sie abgerannt und auf einem Berg eine Zeit gehalten, daselbst die Büchsen wiederum geladen und ferner mit einem sehr heftigen und grausamen Schießen in die Knechte gesetzt. Daß als bald einer davon durch den Leib getroffen und tot geblieben, der andere durch den Schenkel, der Dritt aber hart fürm Angesicht vürüber und das Haar vom Haupte geschossen, denselben auch untern Augen und dem Angesichte jämmerlich verbrannt, ohne andere Knechte und alte Bürger mehr, auf die sie abgeschossen, die auch eines Teiles verlegt und beschädigt wurden. Und ist unzweifelhaft woll zu glauben, da der Allmächtige die Akerknechte und Bürger so darunter gewesen, nit sonderlich geschützt und erhalten hätte, wäre nit Wunder, daß der mehrere Teil von dem unseligen Schießen verlegt oder umbracht worden. Es kann auch ein Rat mit Grund und Wahrheit schreiben, daß solcher Gewalt und Grausamkeit länger denn in zwo Stunden gewährt und sich fortgezogen habe.

Wie nun solch Geschrei und gewaltfamer Tod so an den armen wehrlosen Leuten begangen, in die Stadt kommen, feind die Bürger durch des Rats Erfordern auf erregte Sturmglocke aufgemahnet, sich hinaus zu verfügen, den großen Gewalt gebührlich abzuwenden und die armen Knechte und Bürger defensiv zu entsetzen. Als nun die Bürger hinauskommen und erst recht gewahr wurden, was vor grausame Gewalt an den armen Entleibten und anderen verwundeten beschädigten Knechten geübet, auch nicht anders gedacht, es müßten von dem schrecklichen Schießen andere mehr verlegt und umkommen sein, feind sie den Tätern also neben den Akerknechten in frischer Tat auf dem Fuß. Und welche sie jetzt im Gesicht haben können, die sich auch wo zu Zeiten gewendet und sich mit den Bürgern eingelassen, gefolget, ihnen auch also über die Landwehr bis aufs Feld zu Seelübbe, so unserem gnädigsten Herren dem Kurfürsten zu Brandenburg zuständig, nachgeilet, sie daselbst neben ihrer Diener einen gefänglich angenommen und in die Gerichte zu Seelübben eingesperrt. Da die Bürger, dessen sie gewisse und wahrhaftige Anzeige eingebracht, des kurfürstlichen Schöppen, Woldigo genannt, anstatt und in Mangel des Schultheißen. nach altem Gebrauch

und Gewohnheit antgesprochen und gebeten, ihnen die Gefangenen aus den Gerichten daselbst bis gen Prenzlau zu verstaten. In Erwägung daß erstlich ihrer, als die zum Teil verwundet, daselbst besser denn zu Seelübbe im Dorf, mit Aerzten und anderer Notdurft könnte gewartet, zum andern auch, daß sie in die Gerichte, darin sie die ersten Angriffe getan und delinquent, eingestellt möchten werden. Welches dann benannter kurfürstlicher Schöppe also ausdrücklich eingangen, bewilligt und nachgeben, doch daß die unsern ihm am ersten angeloben müssen, es sollte den andern allen das Recht werden und anderes nicht widerfahren. Darauf seind auch die Täter, etwas hart verwundet in die Stadt bracht und von dem Rat in Hochgedachten Kurfürsten Händen bestrickt und in eines Edelmannes Behausung daselbst eingelegt und bedacht worden. Den Knecht aber haben sie in ihr Gefängnis verwahren lassen.“

Das der Bericht.

Mit Genugtuung und im Triumph wird Prenzlau's Bürgerschaft, die Gefangenen in ihrer Mitte, durchs Steintor wieder eingezogen sein. Die Glöckner auf den Türmen, die erst die Signale zum Sturm gegeben, werden ausschauhaltend nach den Heimkehrenden, wieder an den Glockensträngen gerissen haben. Man hatte die Mißetäter und sperrte sie ein, ihrem Stande gemäß; die Herren von Flense bei einem Edelmann, die reißigen Knechte ins „Gefängnis“, also wohl ins Verließ eines der Mauertürme. Nun aber kamen dem Erfolg die Bedenken nach. Man war im Eifer des Gefechts auf kurfürstliches Gebiet geraten, hatte sozusagen neutrales Land betreten und dort weiter „scharmuziert“. Man hatte, nachdem man erst die Gefangenen in die Gerichte zu Seelübbe eingeliefert, sie daraus wieder gefordert und erhalten. Es galt jetzt, das Geschehene zu rechtfertigen, und so ging denn unter eingehender Schilderung des Vorganges ein Schreiben an den Kurfürsten, Dienstag nach Visitationis Mariä (2. Juli) anno 1559 ab.

Nach der Anrede mit den üblichen Titulaturen sagen die Schreiber, daß sie keinen Zweifel darüber hätten, daß ihr gnädigster Herr und sein löblicher Rat sich gnädigst und günstiglich erinnern würden, was für Beschwernisse, Vergewaltigungen und Eingriffe sie vor dieser Zeit von etlichen ihrer Nachbarn, denen vom Adel und andern, unaufhörlich erlitten, daß sie jedoch bisher mit großer Geduld, aber nicht ohne ihren Nachteil, Schaden und Unglumpf dies des geliebten Friedens willen erduldet hätten. Dann setzt die Schilderung des Vorfalles ein, beginnend aber erst mit dem Bedrängen des alten würdigen Bürgers durch die von Flens und

ihre Reißigen, „wider Gott, Fug und Recht und wider den publizierten und aufgekünigten kaiserlichen Landfrieden“. Das Vorspiel des Angriffs der reißigen Knechte auf die Ackerknechte fehlt. Die Herausnahme der Gefangenen aus dem Seelübbe Gericht wird eingehend begründet mit dem Verhalten der Bürgerschaft und vor allen Dingen der Ackerknechte, die, wenn die Landfriedensbrecher nicht gefangen nach Prenzlau geführt worden wären, sich rottiert und Aufruhr gemacht hätten. Auch jetzt sei es noch schwer, die Bürgerschaft zu beschwichtigen, die unter Hinweis auf den erschossenen Ackerknecht und die weiteren Verletzten eine sofortige Abstrafung der Gefangenen fordere. Bürgermeister und Rat bitten den Kurfürsten, er möchte einen seiner gelehrten Räte oder jemand anders zur Anhörung dieser Sachen nach Prenzlau verordnen. Was alsdann das Recht dem einen oder dem andern Teil geben oder nehmen wird, dem wollen sie sich nicht widersetzen. Sie bitten noch, genädigst zu bedenken, daß die Stadt vom Acker leben müsse und daß unter den vorliegenden unsicheren Verhältnissen die Ackerknechte sich weigern würden, ihre Arbeiten draußen zu verrichten. Sie bauen darauf, daß dem Recht sein gebühlicher Lauf gelassen wird, damit dergleichen mutwillige und „handtätige“ Friedensbrecher daran ein Abscheuen haben. Mit der Versicherung der Darbietung des Leibes und Gutes, zeichnen „die getreuen Untertanen, Bürgermeister und Rat zu Prenzlau“.

An demselben Tag, von dem dieses Schreiben datiert, geht ein Schreiben ein von Georg Lindstedten, der Kloster Gramzow und Seehausen Hauptmannes, dem Seelübbe mit unterstellt ist. Herr von Lindstedt beginnt: Meinem willigen Dienst zuvor, edle und wohlweise besondere Freunde! Dann aber erklärt er, daß er sich dessen nicht vom Prenzlauer Rat versehen habe. Er habe dessen freundlichem und nachbarlichem Willen immer vertraut und habe solches um die Stadt Prenzlau nicht verdient noch verschuldet. Wenn aber die Prenzlauer seiner Person wegen nicht Rücksichten hätten nehmen wollen, so hätten sie dies des Kurfürsten wegen tun müssen, dessen besoldeter Diener einer der Gefangenen wäre. Sie hätten nicht mit solcher ungehörter mutwilliger gewaltsamer Tat die Redlichen vom Adel aus dem Seelübbe Gericht nehmen dürfen und wegführen. Er bittet des Kurfürsten wegen, die Gefangenen noch heutiges Tages wieder in das Gericht zu Seelübbe einbringen zu lassen. Nachdem dies geschehen, solle das Recht seinen Fortgang haben, aber „Das Gericht wegen meines Amtes will ich von euch ungeschwächt haben“. Wenn die Prenzlauer Mißtrauen wegen der Sicherung der

Gefangenen hätten, so möchten sie von den ihren eckliche dazu tun, um die Gefangenen zu bewachen. Sollten sie auch hierauf nicht eingehen, so werde er mit den Maßen messen, mit denen er gemessen worden sei. Wenn einige Prenzlaurer sich hätten vermerken lassen, sie achten seiner nichts, und wenn er kommen würde, so würden sie ihn ebenso aufnehmen wie die Gefangenen, so wüßte er nicht, womit er diese Meinung um die Stadt Prenzlau verschuldet hätte. Er weißt dann noch hin auf den durch die Jagd hinter den jetzt Gefangenen her, im Korn des Kurfürsten entstandenen Schaden und fordert dessen Erstattung. Würde diese Forderung nicht erfüllt, so werde er das Weiter in der Angelegenheit dem Kurfürsten anheim stellen. Datiert ist das Schreiben, Seelübbe, am 13. Tag nach Petri und Pauli (29. Juni) anno 59.

Der Rat antwortet. Begrüßung: „Unseren freundlichen Dienst zuworden, ehrenfester und gestrenger, günstiger Freund und Nachpauer!“ Sodann folgt Freundschaftsversicherung in verbindlichster Form für „unseren gnädigsten Herrn Amtmann“. Danach wird erklärt, daß man allezeit die gute Zuversicht gehabt habe und noch habe, daß der Amtmann anstatt des Kurfürsten Hülfe und Beistand leisten würde zur Abweh- rung solcher gewaltsamer Taten und zur Erhaltung des allgemeinen Landfriedens. Sie hätten nichts lieber gewollt, als daß dieser ganze Unrat unterblieben und sie in Frieden gelassen worden wären. Was sie getan hätten, wäre notwendig gewesen zur Rettung der Ihren, ihrer Leiber und ihrer Leben. Dann werden die ganzen Vorgänge eingehend abge schildert. Der Rat könne nicht zugeben, daß er in irgend einem Punkte zu weit gegangen wäre. Sie, die Prenz- laurer hätten auch die Gefangenen nicht aus dem Seelübber Gericht herausgeholt, sondern die den verstorbenen Schultheißen vertretenden Richter und Schöppen hätten selbst die Gefangenen her- ausgegeben. Der Herr Amtmann möge nicht annehmen, daß sie gegen seine Gerichte freveln oder sie hätten verachten wollen. Da einige der Gefangenen verwundet waren, so hätten sie auch in deren Interesse sie mit nach Prenzlau ge- nommen, weil in der Stadt ärztliche Pflege eher und besser zu haben sei. Berufe sich der Herr Amtmann auf den Kurfürsten, so täten sie das gleiche. Daß einer von den Gefangenen ein besoldeter Diener des Kurfürsten sei, wäre bisher nicht gemeldet worden. Ihrer Meinung nach hätte dem aber denn viel mehr gebührt und nicht übel angestanden, daß er sich des Vorgefallenen enthalten hätte und wenn andere „durstige Leute“ sich solcher Gewalt unterstan- den hätten, da hätte er sollen davon abtreiben

und hindern helfen. Der Kurfürst werde ihrer Meinung nach an solchem Beginnen kaum Ge- fallen haben können. Sie meinen, daß der Herr Amtmann aus ihrem Bericht ersehen haben müsse, daß die Prenzlaurer zu diesem Lärmen und den Weiterungen keine Ursache gegeben haben oder die Gerichte verachtet oder geschmä- lert hätten. Deswegen hoffen sie auch, daß er nichts Tätliches oder Feindliches gegen sie unternehmen werde, worum sie auch noch freund- lich bitten. Wegen der ungebührlichen Äuße- rung über seine Person teilen sie mit, daß diese nur von ganz unwissenden Personen herrühren könne, daß eckliche „ungewaschene Mäuler“ dar- unter gewesen seien, die es getan haben müs- ten. Sie bedauern es, versprechen der Sache nachzugehen und die Schuldigen nach Gebühr zu bestrafen. Was den Schaden im Korn an- betreffe, so wollen sie diesen dem Kurfürsten und den armen Leuten, deren Felder dabei ge- litten haben sollten, nach genugamer Besich- tigung und Billigkeit erstatten. Sie schließen mit dem Bemerken, daß der Herr Amtmann aus ihrem Bericht ersehen müsse, wie sie wider alle göttlichen und menschlichen Rechte durch die Landfriedensbrecher vergewaltigt worden seien. Datiert: Dienstag nach Visitationis Mariä anno 1559.

Lindstedt antwortet umgehend von Gram- zow aus am Mittwoch nach Petri und Pauli anno 59. Nach der üblichen freundschaftlichen Begrüßung bestätigt er den Empfang des „langen“ Schreibens und erklärt dann, daß es nicht nötig gewesen wäre, ihm das alles zu ver- melden, denn er würde sich der Sache nicht an- nehmen. Es handle sich bei ihm um nichts weiter als um die Wahrung der Jurisdiktion, die durch die eigenmächtige Fortnahme der Ge- fangenen aus dem Gericht zu Seelübbe verlegt sei. Er hätte sich in dieser Sache dem Kurfürsten gegenüber zu verantworten. Die Schilderung der Prenzlaurer sei lückenhaft. Seine Vertreter in Seelübbe hätten die Gefangenen nicht ohne weiteres herausgegeben, sondern hätten sich immer wieder auf ihn, Lindstedt, berufen. Einige der Prenzlaurer hätten aber hören lassen, Prenzlau wäre mehr als Seelübbe und Lind- stedt, und sie würden die Gefangenen doch mit- nehmen. Der Prenzlaurer Bürgermeister Wirtenheim sei längst wieder aus dem Dorf heraus und bis zur Landwehr geritten ge- wesen. Danach sei er aber zurückgekommen und habe befohlen, die Gefangenen mitzunehmen. In dem ganzen Verhalten der Prenzlaurer zeige sich eine Mißachtung nicht nur seiner Person, sondern auch des Kurfürsten. Er bittet noch- mals, sofort die Gefangenen wieder nach See- lübbe zu bringen und dort einzustellen. Die

Prenzlauer möchten sich doch erinnern, wie sie es mit Gerike Berge gehalten hätten, da er seinen abgefangenen Mordbrenner auf ihrem Feld griff, und zwar nach Fug und Recht. Er hätte dafür 15 F. Strafe zahlen müssen und den Gefangenen in die Stadt bringen. Lindstedt schließt: „Und was ihr von andern nicht getan haben wollt, das sollt ihr Kurfürstlichen Gnaden noch viel weniger bieten“. Sie sollen die Sache nicht vergessen, er will von wegen des Kurfürsten und seines Amtsgerichts nicht von ihnen beraubt sein.

Bewundernswürdig sind die Höflichkeitsformen in den Schreiben, sowohl auf der einen wie auch auf der andern Seite. Jeder glaubt im Recht zu sein, aber keiner fordert; jeder bittet, und jeder hält es nicht für unter seiner Würde, seine Bitte bis in alle Einzelheiten zu begründen und zu belegen.

In einer Nachschrift weist Lindstedt noch darauf hin, daß zum Ueberfluß einer seiner Amtsverwandten, Niebo genannt, die Gefangenen samt ihren Pferden als sie ins Gericht gebracht wurden, mit kurfürstlichem Recht arretiert habe. Auch der Prenzlauer einige fromme alte Leute hätten gesagt, man solle die Gefangenen nicht ohne sein Vorwissen aus dem Gericht nehmen. Diese Leute könnten dem Kurfürsten mit Namen angezeitigt werden.

Auf das zweite Lindstedtsche Schreiben beruft der Rat die ganze Bürgerschaft, um in gemeinsamer Versammlung dazu Stellung zu nehmen. Man kann sich ein ungefähres Bild von dieser bewegten Generalversammlung machen. Denn so sänftiglich, wohl abgewogen, wie in den Schreiben, die vom Rat ausgehen, sind die Aeußerungen hier sicherlich nicht gefallen. Man muß sich vor Augen halten, daß die Umgangssprache damals selbstverständlich noch in allen Kreisen das grade derbe Platt war, und daß nur für den Schriftwechsel das sogenannte sächsische Kanzleideutsch Anwendung fand. Der Rat wird Mühe gehabt haben, die Versammlung zu leiten und die Leidenschaften bei Wort und Tat zu zügeln. Nach gehaltener Aussprache wird beschloffen, Lindstedts Ersuchen abzulehnen. In dem Ablehnungsschreiben, datiert Donnerstag nach Visitationis Mariä anno 59, wird zunächst gesagt, daß die Seelübber Schöppen, auf ihren Eid gefragt, wohl nicht ihre Behauptungen aufrecht erhalten würden. Nochmalige Umfrage bei Prenzlauern habe die Bestätigung dessen gebracht, was bereits berichtet worden sei. Dem Bürgermeister Wirtenheim geschehe mit dem, was Lindstedt über ihn geschrieben, sehr unrecht. Er sei nicht „auf- und abgerannt“, das heißt hin- und hergeritten. Er habe noch besonders einen Prenzlauer Bürger gen Seelübbe

abgefertigt, den Prenzlauern zu vermelden, die Gefangenen ohne ausdrücklichen Urlaub und Vergünstigung des Gerichts, daselbst nicht wegzunehmen. Dies können alle bezeugen, die dabei zugegen gewesen seien, insonderheit auch einer vom Adel, so dabei gehalten. Wenn Lindstedt aber ihren Angaben nicht Glauben schenken will, so wollen sie sich auf den Kurfürsten berufen haben. Was nun den Fall mit Gerike Berg anbetreffe, den sie um 15 Gulden gestraft haben sollten, so liege dieser ganz anders. „Da seid ihr zu milde berichtet“. Die Diener und Knechte von Gerike Berg haben einen Mordbrenner, Kesselflicker und leichtfertigen Abenteurer mit guten Worten bis in die Stadt in eines Bürgers Haus gebracht und ihn danach, ohne Wissen des Rates und ohne Urlaub gefangen genommen und gebunden. Darauf hat die Stadt, um formal im Recht zu bleiben, von Berg „50 Mark“ gefordert. Er habe aber diese Scheinstrafe bis heute noch nicht erlegt. Der Rat habe auch nicht die Absicht, ihn aufs höchste darum zu beschweren. Es werden Gerike Berg sowohl wie auch andere viele vom Adel reden und sagen, was für nachbarlichen, guten Willen die Prenzlauer immer wieder getreulich bewiesen. Es folgt dann nochmals eine ausführliche Rechtfertigung des Verhaltens der Prenzlauer „Um des lieben Friedens willen“ wollen sie, wenn der Kurfürst die Bestrickten nicht abfordern wird, unter Wahrung aller Rechtsmittel selbst Gericht halten über die Missetäter. Das sind sie der Verwandtschaft des Entleibten und der ganzen Einwohnerschaft schuldig. Sie wollen auch Versicherungen und Kauttionen haben, daß dergleichen nicht wieder vorkommt.

Hinter diesem Schreibensentwurf vermerkt der Chronist, daß Lindstedt die Sache nunmehr habe auf sich beruhen lassen.

Es folgt ein Schreiben des Hauptmanns Martin von Wedeln zu Collin. In Frage kommen kann wohl nur das Collin im Kreise Pyritz bei Stargard in Pommern. Dorthin, zum Heimort des entleibten Knechtes ist inzwischen die Kunde von den Vorfällen gekommen. Der Herr Hauptmann fordert für Tönnis Finke, seinen Amtsverwandten und des ritterlichen Sanct Johannesordens Untertanen, Bruders des in Prenzlau Umgekommenen, der mit einem andern Bruder bei ihm erscheint, zugleich auch für die Mutter der Brüder, Gerechtigkeit und Sühne für die Untat. Der Rat entschließt sich daraufhin, die ganze Angelegenheit dem edlen und wohlgeborenen Wilhelm von Hohnstein, Herren zu Pierraden, und in der Uckermark Landvogt, zu unterbreiten und um seinen Rat zu bitten. Man beruft sich auf die Forderung der Verwandten des getöteten Knechts und teilt

mit, daß der Kurfürst Bericht erhalten habe, worauf die Gegenäußerung jedoch noch ausstehe. Datiert: Donnerstag nach Visitationis Mariä anno 59.

Der Landvogt der Uckermark antwortet Sonnabends nach Visitationis Maria anno 59. Er schreibt, daß er die Geschichten sehr ungern vernommen habe und wünschen möchte, daß sie unterblieben wären. Er ist verstimmt, daß der Rat die Angelegenheit, ohne ihn erst zu hören, dem Kurfürsten unterbreitet habe. Es erscheint ihm bedenklich, vor Eingang der Antwort des Kurfürsten etwas zu unternehmen. Wenn die Sache ihm, dem Landvogt, zu Anfang gemeldet worden wäre, hätte er wohl etwas dazu tun können. Die Entschuldigung, warum er übergegangen sei, will er an ihrem Ort berühren. Er will aber nicht zweifeln, daß der Rat mit den Sachen also bescheidenlich umgegangen sei und hinfürder noch umgehen werde, wie er das verantworten könne und so, daß dem Kurfürsten kein Nachteil oder Schaden daraus entstehen könne. Datiert: Bierraden, Sonnabends nach Visitationis Mariä anno 1559.

Hierauf überfendet der Rat das Rechtsansuchen der Verwandtschaft des getöteten Knechts dem Kurfürsten in Original mit besonderem Begleitschreiben, unter Hinweis auf bereits erstatteten Bericht und mit der Bitte um Stellungnahme. Der mit dem Schreiben an den Kurfürsten abgefertigte Diener hat diesem das Schreiben in Beelitz überreicht, ist dann mit nach Berlin gegangen, hat dort auf Antwort warten müssen und kommt nun mit der Antwort wieder in Prenzlau an. Nachfolgend die Antwort.

Joachim von Gottes Gnaden, Markgraf zu Brandenburg und Kurfürst P.P. Unseren Gruß zuvorn, liebe Getreuen! Wir haben euer Schreiben und Bericht, was sich diese vergangenen Tage zwischen Hans und Kurt Gebrüthern denen Flensen und euch zugetragen, auch ihr darauf wider sie selbst und ihre Diener vorgenommen, empfangen. Und ob wir wohl von benannten beiden Brüdern noch keinen Gegenbericht haben, befinden wir doch aus euerm selbsteigenen Schreiben, daß ihr die Gefangenen in unserer Hand bestriekt. Zudem werden wir berichtet, daß ihr sie in unseren selbsteigenen Gerichten ereilet und angenommen. Und ungeachtet, da gleich dieselben unser Gericht darum angesprochen und sie darin zu lassen gefordert, doch nichts weniger mit Gewalt wieder daraus genommen und weggeschickt habet. Wiewohl solches nun uns, als dem Kurfürsten, nicht allein zu Mißfallen, sondern auch gemeldeten unseren Gerichten zur Schmälerung gereichen tut, stellen wir es doch diesmal dahin und lassen es in seinen Würden und Unwürden beruhen, und

befehlen euch danach hiermit ernstlich, wollet gemeldete Brüder, die Flense, samt ihren Dienern angeichts Briefes betagen (d. h. an den Tag, an die Freiheit bringen) und sie allhier einstellen lassen. Wollen wir gegen Marie Magdalene (22. Juli) oder Assumptionis Mariä oder aber junsten forderlichst zu ferner vorher, dieser Sachen Tag ernennen und dann nach geübter Erkündigung darinnen dermaßen gebühlich Einschung und Beschaffung tun lassen, daß ihr euch deshalb einiger Ungebühr gar nicht zu beklagen haben sollt. Darin geschieht unsere endliche Meinung und wolltten euch dieser in Antwort nicht verhalten. Seind euch mit Gnaden geneigt. Datiert: Köln an der Spree, Sonnabends nach Visitationis Mariä anno 1559.

Joachim, Kurfürst P.P.

Dieses Schreiben in Abschrift schickt der Rat sofort an Lindstedt als Erklärung und Entschuldigung dafür, daß er bisher auf die beantragte Einlieferung der Gefangenen in das Seelübber Gericht nichts veranlaßt habe. Der Chronist meldet sodann, daß die Flense Dienstag nach Kilian nach Berlin abgegangen seien, und zwar in Begleitung ihres Knechts Jörg Möller „von Tangermünde auf der Elben bürtig“, nachdem sein Junker Hans Flens angelobt und zugesagt, ihn zu Berlin oder hier lebendig oder tot wieder einzustellen. Der Rat hofft nun, daß ihm sein Recht werde, da andernfalls wohl der Kurfürst die „Gefangenen und Bestriekten“ nicht nach Berlin angefordert haben würde. Auch dem Komptur des Johanniterordens Martin von Wedel zu Collin wird zur Weitergabe an die Verwandten des getöteten Knechtes Mitteilung von dem Stand der Sache gemacht, zugleich mit dem Bemerken, daß nach ergangener Entscheidung weitere Nachricht gegeben werden würde.

Am 12. Juli geht ein neues Schreiben des Kurfürsten ein, worin er den Erhalt des Schreibens des Komptur Martin von Wedel mit Begleitschreiben des Rats bestätigt und mitteilt, daß er einen Tag für die Verhandlungen des Streitiges zwischen der Stadt und den Brüdern von Flense ansetzen will. Datiert: Köln an der Spree, Montags nach Kilian (8. Juli) anno 59.

Am 22. Juli kommt die Einladung zu der auf Sonntag nach Michaelis in Berlin angeetzten Tagfahung. Der Rat soll dazu im kurfürstlichen Hoflager erscheinen und Montags des ergangenen Bescheides und Urteilspruchs gewärtig sein. Der Kurfürst weist darauf hin, daß er am erst angeetzten Termin, dem Marie Magdalentag, verhindert gewesen sei. Datiert: Grimmich, Mittwoch nach Margareten (20. Juli) anno 59.

Der Chronist vermerkt, daß der Rat zunächst die Absicht gehabt habe auf die Tag-

satzung und deren Ergebnis zu warten. „Weil aber die Täter eines Teiles“ durch die Stadt Ihres Gefallens geritten, ungezweifelt, einem Rat und der Gemeinde zu sonderlichem Verdriß und Schimpf und Verachtung, zudem auch derer eckliche Junker auf dem Lande und zufördersten ihre Diener die Einwohner aus Prenzlau mit Scheltworten angepörrt, sich auch vielfältiger bedräulicher Rede, über sie ohne alle Scheu hören und vernehmen lassen, also daß schier niemand sich aus den Stadttoren sich begeben dürfen, ist ein Rat notdränglich verursacht, solches an den Kurfürsten aufs neue untertänigst gelangen zu lassen und zu bitten, die allbereits beraumte Tagsetzung etwas kürzer anzustellen, um der drückenden Gewalt gebühlich abzuwenden.“

In dem wieder sehr gründlichen Schreiben an den Kurfürsten wird auf die immer größer werdende Verbitterung der Bürgerschaft hingewiesen. Resigniert vermerkt der Stadtschreiber, daß auf das vom Dienstag nach Maria Magdalenen datierte Schreiben eine Antwort nicht gefallen sei. Der Bote habe dem Kurfürsten zu Wardenitz das Schreiben überantwortet und seine kurfürstlichen Gnaden hätten es selbst dem Sekretario Pantheln zugestellt. Er, der Bote, sei bis gegen Schönebeck, wie ihm der Sekretario befohlen, dem Kurfürsten gefolgt. Doch habe er trotz langem Hartens keine Antwort bekommen. Auch der Sekretar wäre nicht gegen Schönebeck gekommen, sondern von Wardenitz gen Berlin gereist. — Inzwischen meldet sich Wedel wieder. Wegen seines Amtsverwandten Tönnis Finken und Konforten und ihres totgeschossenen Bruders bittet der Komptur um Nachricht. Als Antwort übersendet der Rat mit längerem Bericht die Kopie des Schreibens des Kurfürsten am 13. August anno 59.

Nun erscheinen am Tage Maria Assumptionis der Landvogt, Graf Wilhelm von Hohnstein und Christoph Sparr, lassen die drei Bürgermeister zu sich in das Neue Haus am Markt fordern und teilen ihnen mit, daß sie als besondere Kommission des Kurfürsten kommen. Zum Ausweis überreichen sie ein kurfürstliches Schreiben. Sie richten den Auftrag aus, daß alle Akterknechte, die in der Flensenschen Sache Gewalt geübt haben, durch Gelübde und Bürgschaften gebunden werden sollen, bis zum angeetzten Tag nicht aus Prenzlau zu gehen und alsdann mit in Berlin zu erscheinen.

Der Spieß wird umgedreht. Die Akterknechte, „welche die Gewalt begangen haben“, sollen erscheinen. Recht lange Gesichter werden die Herren vom Rat der Stadt Prenzlau gemacht haben bei den Eröffnungen der beiden

Kommissare. Sie bringen ihre Bedenken gegen die Anordnung des Kurfürsten gleich vor. Die Knechte werden, sobald man ihnen sagt, daß sie in Berlin erscheinen sollen, es mit der Angst kriegen und werden trotz der Gelübde das Weite suchen. Die Stadt würde mit ihren Bürgschaften in arge Bedrängnis geraten. Die kurfürstlichen Beauftragten erklären, daß sie für ihre Person die Gründe des Rats gern anerkennen und vertreten wollen und empfehlen sich.

Der Rat will jedoch sicher gehen und schreibt unter eingehender Darlegung seiner Gründe nochmals an den Kurfürsten. Er weist besonders darauf hin, daß die Tagsetzung mitten in die Saatzeit falle. Die Prenzlauer müßten im Grunde verderben, wenn infolge des Ausrückens der Knechte, die alle ledig seien, der Akter unbestellt bliebe. Wenn die Knechte nicht nach Köln oder Berlin kommen müßten, würde der Rat sich dafür einsetzen und darauf achten, daß sie vor Martini (11. November), wo sie ausgesiedelt hätten, nicht ihre Stellen verlassen könnten und ihre Vernehmung und eventuelle Bestrafung somit gesichert blieben.

Der bittende Rat veräumt nicht, in seinem Schreiben die Gegenpartei als Urheberin dieser vom Kurfürsten gewollten Maßnahme hinzustellen, die solche „krumme und unrechtmäße Wege an die Hand nähme“. Dann wird noch versichert, daß trotz fleißiger Nachfrage keine Gewalttat der Knechte zu ermitteln gewesen sei. Es sei ja auch landrücklich und offenbar, wie die ganze Angelegenheit sich entwickelt habe. Schließlich wird vorgeschlagen, den Fall am Ort in Prenzlau zu erledigen. Die Gegner möchten zwei Kommissare und einen Notar bestellen, der Rat würde daselbe tun. Die Knechte könnten dann hier vernommen werden, Unkosten und weiterer Schade würden vermieden und beiden Teilen wäre damit gedient. Der Kurfürst möge diesen „Fürschlag“ annehmen und sie, die Prenzlauer, nicht weiter bedrängen. Datum: Mittwoch nach Assumptionis Mariä anno 1559.

Am 27. August 1559 meldet sich der Amtshauptmann von Wedel-Collin wieder. Die Verwandten des Entlebten haben an ihn geschrieben und ihn gebeten, ihr Schreiben dem Rat in Prenzlau zu übermitteln. Er tut es befürwortend und schließt: „Ich tue euch hiermit dem Allmächtigen zur Gefundung empfehlen. Eilend, Collin, Sonnabend nach Bartolomäi (24. August) anno 1559.“

Und nun das Schreiben der Anverwandten des getöteten Knechts. Es ist ein Kultur- und Literaturdokument für sich, denn es ist geschrieben in der Sprache des Umgangs, in Platt. Wie selbstverständlich es damals noch war, Platt-

deutsch auch im schriftlichen Verkehr anzuwenden, geht daraus hervor, daß der sonst alles eingehend erläuternde Stadtschreiber es wörtlich wiedergibt, ohne auch nur einen Vermerk dazuzutun. Er findet nichts Ungewöhnliches dabei. Die Antragsteller beginnen: „Ehrenfester und ehrbarer, günstiger leuwer Junfer“. Sie schreiben dann weiter, daß der Kurfürst sie zu der Tagsetzung nach Köln vorgeladen habe. Dann: „Hierup geuw wi ju to erkennen, dat uns also arme Buerlüde und de wi noch ein Deel bi anner Lüden denen müdden, to Köln to erschienen hoch beschwerlich und fast unmögeliken ist, denn wi sulke ferne Reise ungewennt, können und mögen of so eine lange Tied van unsere Rohrung nich afkommen. Wi warden of van verständigen Lüden berichtet, dat wi denen Todschlogers bet to Köln nich schuldig sind to folgen, denn wo jote böse Dat begangen, dar-sülwst mütt of die Rechtfertigung oder Söhn-likstverdrag herinnen geschehen“. Der Rat, der die Täter aus ihren Gefängnissen ohne ihren Willen herausgelassen, möge auch ihre Forderung auf Recht vertreten. Sie erheben eine Forderung von 100 und (Ziffer unleserlich) Gulden, „dieses Lendes Währung Söhnegeld und (?) Walden Ungeld“. Wenn sie dies Geld erhalten haben, wollen sie zufrieden sein und den Rat nicht ferner bedenten. Kann der Rat diese Forderung nicht durchdrücken, so müssen sie bitten, daß er die Gefangenen wieder in ihr Gefängnis bringen und den Antragstellern gestatten möge, nach Prenzlau zu kommen und ihre Forderung dort erneut vorzubringen. Sie erwarten Antwort und zeichnen „juge Diener erkennen wi uns schuldig J. G. (ihrer Gnaden) Underdaner

Tonnies, Walter, Joachim, Gebrüder die Fink.“

Der Rat antwortet: „Unsern freundlichen Dienst zuvorn, ehrenfester und gestrenger günstiger Herr Hauptmann und Freund“, bestätigt dem Herrn von Wedel, daß er sich alle Mühe gegeben habe, die Verwandten des Entleibten zu belehren und erläutert nochmals, warum ihnen Recht nicht in Prenzlau gesprochen werden könne. Wenn nicht der Kurfürst selbst die Gefangenen abgefordert hätte, würden diese niemals herausgegeben worden sein. Der Herr Hauptmann möge der Sippe des Knechtes dringend empfehlen, doch nach Berlin zu der angesetzten Tagung zu kommen und dort ihre Ansprüche vorzubringen. Der Rat selbst würde durch seine Abgesandten die Ansprüche der Betroffenen unterstützen. Die Ausführungen lassen erkennen, daß der Rat zur Verteidigung seiner Rechte großen Wert darauf legt, daß die Bauern aus Collin nach Berlin kommen. Datiert vom Sonntag nach Bartolomäi (24. August) anno 1559.

Man sieht, der Rechtsapparat arbeitet. Es war doch nicht mehr so ohne weiteres angängig, Leib und Leben des Bürgers und sei es auch nur einer aus unterem Stande, zu vernichten. Ein Verfahren mit unendlichen Weiterungen entspringt daraus.

Inzwischen ist der mit dem Schreiben an den Kurfürsten abgefertigte Bote wieder zurückgekommen und berichtet, daß er dem Herrn Kanzler die Briefe überreicht und daß diese auch ferner an den Herrn Sekretarius Pantheln gelangt wären. Da er, der Bote, aber nach längerem Harren und Anhalten keine Antwort habe erlangen können, wäre er davongelaufen. Der Rat erachtet deshalb für notwendig, abermals an Seine kurfürstliche Gnaden um Antwort zu schreiben. Gleichzeitig schreibt er an den Herrn Kanzler und den Herrn Sekretarien Pantheln und bittet unter Darlegung des ganzen Tatbestandes, doch dafür einzutreten, daß der Kurfürst antworte.

Nun kommt das Schreiben des Kurfürsten, überantwortet den 3. Septembris. Sehr ungnädig. Der Kurfürst ist sich der Antwort, die ihm der Landvogt der Uckermark, Wilhelm Graf von Hohnstein und Herr zu Bierraden und Christoph Sparr zu Lichterfelde, überbracht haben, nicht vermutet gewesen, hat sich vielmehr eines mehreren Gehorsams versehen und deswegen sonderlich, „weil uns dafür von euch Recht geweigert wird“. Er will „dieses zu andern und vorigem euch noch auf das Kerbholz schneiden“. Dem Rat sollten die gesandten Kommissarien, „als ein Graf und Landvogt, neben einem fürnehmen Rat, solcher Sachen halber mehr denn genügsam sein“. Weitere Verordnungen zu tun, ist der Kurfürst nicht gewillt. Er verwarnet den Rat, geht auf weiter nichts ein. Das Schreiben schließt: „Danach ihr euch zu richten“. Datiert: Grimmiß, Sonnabends nach Egedy (1. September) anno 1559.

Es folgt ein Bericht, daß wieder „ekliche Bürger und Knechte, so vor dem Tor nach Holz gefahren und sonsten auf dem Acker gewesen, von eklichen Reutern mit großen Schmähworten angesprengt, bedroht und befragt worden seien, ob sie auch von denen Schelmen, so dabei gewesen, wie die Hensen geschlagen wurden? Auch ist wieder auf ekliche ihrer abgeschossen worden“. Der Rat nimmt diese Geschehnisse als Anlaß, erneut an den Kurfürsten zu schreiben und ihn um Schutz zu bitten. Mit derselben Gründlichkeit wie bisher werden Tatsachen und Beschwerden vorgetragen. Datiert vom Freitag am Tage Egedy anno 1559.

Nun des Kurfürsten kurze Antwort, überantwortet am 8. September anno 1559. „Joachim von Gottes Gnaden, Markgraf

von Brandenburg und Kurfürst. Unseren Gruß zuvor, lieben Getreuen. Wir haben Euer Schreiben, darin Ihr uns abermals zu erkennen gebt, was Bedrohungen Euch von eßlichen Euren benachbarten vom Adel und derselben Diener widerfahren sein soll, empfangen. Nun wißt Ihr Euch zu erinnern, daß wir durch unsere stattlichen und ansehnlichen Räte wider Eure Ackerknechte bei Euch haben Recht suchen lassen, daß Ihr uns daselbe versagt und geweigert, welches wir dahin stellen müssen. Da es Euch nun wiederum auch nicht allewege nach Eurem Willen geht, mögt Ihr mir gegen dem andern abrechnen. Wollen uns aber sonst als der Landesfürst und Gebieter zu erzeigen wissen, daß wir Euch zur Antwort hinwieder nicht verhalten wollen.“ Datiert: Groß-Schönebeck, Mittwoch nach Egedy anno 1559.

Nach einer sachlichen Beurteilung der Beschwerden sieht diese Antwort kaum aus. Einen sarkastischen Beigeschmack hat der Gruß an die „lieben Getreuen“ und fast hämisch mutet an, was dem sich nicht beugenden, sondern nur sein Recht suchenden Rat eröffnet wird. Der Chronist berichtet: „Ob nun wohl der Rat sich solcher gar ungnädigen Antwort nicht versehen, so hat er doch aus allerhand Beweggründen und Ursachen sich ferner gegen Seine kurfürstliche Gnaden schriftlich zu entschuldigen unterlassen. Damit aber gleichwohl die Gefahr der Ungnade möchte abgewandt werden, hat der Rat ein Schreiben an alle Haupt- und andern Städte des Kurfürstentums gesandt, so auf Kurier zu Berlin versammelt und ihnen überreichen lassen“. Es folgt das Schreiben. Man sieht bei aller Höflichkeit in den Zwischenberichten und in den Schreiben: Der Rat will auf seinen Schein bestehen. Er will sein Recht haben und verfolgt seine Ziele mit echt uermärkischer Zähigkeit und Hartköpfigkeit. Es wollte doch etwas heißen in jener Zeit, gegen den Fürstenwillen und gegen zwar offenes Unrecht, die Städte des Kurfürstentums aufzurufen. Gründlich wird der Sachverhalt auseinandergesetzt und um Hilfe gebeten. „Zu Gegendiensten gern bereit“, wenn auch in etwas umständlicher Formulierung, schließt das Ersuchen.

Des Rats Gesandte nach Berlin haben die Schreiben mitgenommen, aber dann „aus eßlichen Beweggründen und erheblichen Ursachen“ den Adressaten doch nicht überantwortet. Man hat in Berlin abgeraten und gewarnt. Ein Auszug des Schreibens ist dem Bürgermeister Hansen Blankenfeld zugestellt worden. Dieser hat zugesagt, mit dem Kurfürsten in der Angelegenheit zu reden. Leider wird nicht vermeldet, in welcher märki-

sehen Stadt Hans Blankenfeld Bürgermeister war. Vielleicht wars Berlin oder Köln.

Man war im Recht und wollte sein Recht haben. Der Chronist berichtet: „Und ob wohl diese des Rates und gemeiner Bürgerschaft Sache dermaßen geschaffen, daß sie „in fakto et juri“ ganz voll ergründet und ihrenthalb gar keines Zweifels bedurft, daß ihnen Rechtes widerfahren soll und daß sie desselben verlustig werden können, so hat doch gleichwohl ein Rat zu allem Ueberfluß und der Sachen zugute die Rechtsfragen mit wahrhaftiger Erzählung der ergangenen Geschichte an beide Juristenfakultäten zu Wittenberg und Leipzig zur Stellungnahme abgesandt. Man überlege, was dieser Schritt bedeutete. Eine märkische Stadt ruft zur Wahrung ihrer Rechte die juristischen Fakultäten der beiden Universitäten des Nachbarlandes Sachsen an. Frankfurt an der Oder, des Landes Universität, wird nicht bemüht, offenbar mit dem Hintergedanken, daß dort aus Rücksicht auf den Landesherrn vielleicht eine objektive Beurteilung der Rechtsfrage nicht erfolgen würde. Es folgt nun „des kurfürstlichen sächsischen Hofgerichts zu Wittenberge rechtliche Bedenken auf obgesagten Fall“ und weiter der „juristischen Fakultät zu Leipzig rechtliche Bedenken“. Gründlich wie die Berichte sind natürlich die Gutachten. Das Urteil des Hofgerichts zu Wittenberg schließt: „So habt Ihr dadurch, daß Ihr obgemeldeter Gestalt die Gefangenen aus des Kurfürsten Gerichten in Eure Stadt geführt, wider Recht nicht gehandelt, mag auch wider Euch derowegen einiger Straf haben billig nicht verfahren werden. Alles von Rechts wegen, urkundlich mit des Hofgerichts Insiel besiegelt. Berordnete Doktores des kurfürstlich sächsischen Hofgerichts zu Wittenberg“.

Das Rechtsgutachten der juristischen Fakultät zu Leipzig schließt: „So habt Ihr und Eure Bürger dadurch, daß Ihr die gemeldeten Gefangenen aus hochgedachter Kurfürsten Gerichten abgemeldeter Gestalt in die Stadt gebracht, in Rechten keine Straf verwirkt. Von Rechts wegen zu Urkunde mit unserem Fakultätsinsiegel versehen. Modestinus Pistoris Ordinarius, Valerius P. Fischer Senior, und andere Doktores der juristischen Fakultät zu Leipzig“.

Noch ein weiteres Gutachten fordert der Rat alsdann von dem Hofgericht in Wittenberg. Weil der Kurfürst des Rates schriftliche und mündliche Entschuldigung wegen der Vorstellung der Ackerknechte nicht hat annehmen wollen, sondern diese Entschuldigungen als eine Rechtsweigerung angesprochen hat, wird das Hof-

gericht um Stellungnahme auch zu dieser Frage gebeten. Es folgt die rechtliche Belehrung des Hofgerichts, schließend: „Es ist nicht zu befinden, daß Ihr dadurch Seiner kurfürstlichen Gnaden sollet das Recht geweigert haben, derhalben Ihr auch wegen solches Schreibens und Entschuldigungs allein nicht strafwürdig worden. Von Rechts wegen urkundlich mit des Hofgerichts In-siegel besiegelt. Verordnete Doktores des kurfürstlichen sächsischen Hofgerichts zu Wittenberg“.

Der Chronist erzählt weiter: „In mittels ist der angezakte Tag als Montags nach Michaelis herzukommen, auf welche Tagsetzung die drei Bürgermeister neben einem Doktores geschickt und abgefertigt worden. Was daselbst gehandelt und fürgelaufen und zu endlichem Abschied geben worden, findet sich hernach ganz treulich. Ehe und zuvor aber dazu geschritten wird, ist zu wissen, daß der Kurfürst zu Brandenburg diese Sache eigener Person neben derselben freundlichen lieben Markgraf Johann Georgen und andern Seiner kurfürstlichen Gnaden fürnehmen Räten und von Grafen, denen von der Ritterschaft und Gelehrten, in Verhör genommen, in solcher Anzahl und so stattlich, als Seine kurfürstliche Gnaden kaum hiervor in einigen Sachen bei derselben Regierung getan haben möge“. Also, zu einer Haupt- und Staatsaktion ersten Ranges hat sich die Angelegenheit jetzt ausgewachsen. Nach dem Muster eines jener Reichstage heiligen römischen Reiches deutscher Nation wird getagt. Interessant ist, daß des Kurfürsten Sohn, der Kurprinz als „freundlicher lieber“ bezeichnet wird. Sodann wird berichtet, daß man dem Rat das mündliche Vorbringen seiner Klage und Beschwerden verweigert habe, vielmehr ihm nur gestattet worden sei, seine „vorige Supplikation“ öffentlich zu verlesen. Es folgt die Supplikation, beginnend: „Ob wohl in göttlichen, kaiserlichen und beschriebenen Rechten auch des heiligen Reiches deutscher Nation Abschiede heilsamlich geordnet, auch bei schwerer Böne und Strafen ernstlich verboten, daß niemand den Landfrieden brechen dürfe, so sei dies doch durch Hans und Kurt von Flens samt ihren Dienern geschehen“. Die Tatsachen seien in Juri et Facto ergründet und notorisch und landkundig. Der Kurfürst wird, was wohl als sehr geschickt nicht angesprochen werden kann, auf sein Richteramt hingewiesen, was der Allmächtige ihm verleihe und um Rechtspruch gebeten. Am folgenden Dienstag ist dann der kurfürstliche Abschied in Gegenwart beider Parteien verlesen und jedem der Parteien zugestellt worden. Die Abschrift des kurfürstlichen Abschiedes umfaßt 29 Schriftseiten. Armer Prenzlauer Rat,

der da im festen Vertrauen auf sein Recht seine Abgesandten nach Berlin geschickt hatte, wie wird ihm heimgeleuchtet. Alle Schuld trifft ihn. Aus einer Bagatelle hat er eine große Sache gemacht. Im Recht waren die Diener derer von Flensen, im Recht waren die Flensen selber, unerhört war es, die Sturmglocke zu ziehen, die Bürgererschaft zu alarmieren wegen eines so wichtigen Vorwandes. Seiner kurfürstlichen Gnaden Obrigkeit hat der Rat verachtet, hat eigenmächtig in die Gerechtsame des Kurfürsten eingegriffen, hat in eigener Sache selbst richten wollen. Der Rat hat nicht allein an den Flensen, sondern zuvörderst an Ihrer kurfürstlichen Gnaden als ihrem Herrn und Landesfürsten ganz hochlich und groblich verhandelt und verbrochen. Solches ist dem Kurfürsten dermaßen beschwerlich und verdrießlich vorgefallen, daß er wohl sagen könne, daß bei Zeit seiner ganzen Regierung ein solcher Eingriff, eine solche Verachtung der kurfürstlichen Obrigkeit, Hoheit und Reputation von keiner der kurfürstlichen Städte oder Untertanen jemals erfolgt sei. Er könne sich auch nicht erinnern, daß bei seinen löblichen Vorfahren dergleichen verächtliche Handlung sich jemals zugetragen habe. Der Kurfürst habe zu Prenzlau sowohl wie in den andern Städten des Kurfürstentums Bürgermeister und Ratsmänner darum verordnet, daß sie nach göttlichem Befehl die Frommen schützen, die Bösen mit gebühlicher Strafe verfolgen und an des Kurfürsten Statt selbst Friede und Ruhe sollen helfen schützen und handhaben. Das Gegenteil hätten sie getan. Wegen der Flense und ihrer Diener insgesamt fünf Personen, wobei noch zwei unwehrhaftige Burschen gewesen, die Stadt zu alarmieren und Sturm zu schlagen, nicht anders als wenn eine große Anzahl Feinde vor der Stadt gelegen hätte, sei unerhört. Der Rat hätte wissen müssen, wie gefährlich es sei, den Pöbel in Aufruhr zu versetzen. Schon die alten weisen Heiden hätten solches Ungeßüm des gemeinen Volks mit einer unlenkbaren Fortuna des Meeres verglichen. Der im Korn angerichtete Schaden wird den Prenzlauern nochmals vorgehalten. Die Begründung, daß sie die Flense aus dem Gericht zu Seelübbe genommen, damit sie in Prenzlau besser verpflegt und auch Arzt und Arznei hätten haben sollen, sei ganz abwegig. Die Flensen hätten erklärt, daß sie viel lieber in Seelübbe im Gefängnis geblieben wären. Die hohen Kommissarien, die der Kurfürst in entgegenkommender Weise geschickt habe, habe man unverrichteter Weise wieder gehen lassen. Die Flensen, die sich in des Kurfürsten Bestrickungs- und ritterliches Gefängnis und damit in seinen Schutz und Schirm gewagt haben, tragen die Malzeichen der Be-

handlung durch die Prenzläuer jetzt noch am Leibe. Mit unmenslichem und unerhörtem Schlägen, Schmähworten, Schänden, mit Bedrohungen des Henkers und andern vielfältigen Belästigungen haben sie sich beleidigen lassen müssen. Es ist nicht allein in Kriegsläufen bräuchlich, sondern auch sonst, daß ein jeder Gerichtsherr und Obrigkeit ihre Gefangenen vor unrechter Gewalt zu verteidigen habe. Der Kurfürst muß dies alles empfinden, als ob das seiner Person geschehen sei. Es sei landrücklich, daß die Ackerknechte ein mutwillig, widerseßlich und halsstarrig Volk wären. Sie sollen auch mehr als einen vorseßlichen Mord an ihrer selbst, frommen und unschuldigen Bürgern, auch frommer ehrlicher ihrer Mitwohner und anderer derer Art, wandernder Weiber, viel Schand, Schmach und Gewalt begangen haben. Der Rat hätte die beteiligten Ackerknechte wenigstens auch gefangen setzen müssen bis zur Klärung der Angelegenheit, aber er habe das nicht nur nicht getan, sondern auch des Kurfürsten Verlangen, die Ackerknechte nach Berlin zu schicken, abgelehnt; dieses Recht des Kurfürsten, das sie einer viel geringeren Person nicht sollten abgeschlagen haben, auch ihres Amtes halben einem jeden auf sein Ansuchen wären schuldig gewesen. Es hat ihnen auch über die stattliche Beschiebung (die Kommissarien) keineswegs geübt, über ihres Herrn und Landesfürsten Befehle weiter zu klügeln. Der schwer beleidigte Kurfürst legt Bürgermeister, Ratmann und Gemeinde der Stadt Prenzläu auf, daß sie sich mit ihm zwischen diesem und Martine obgemeldeter vielfältiger großer Verbrechen halben sollen vertragen, oder gewärtig sein, daß der Kurfürst im Fall ihres weiteren Ungehorsams zur Haltung seiner Reputation und schuldigen Gehorsams weiteres wider sie werden vornehmen.

Weiter wird verlangt, daß den Flenen ihr Pestschaft und Geld, was sie bei ihrem adeligen Treuen und Glauben werden aussagen, daß sie es bei sich gehabt, zwischen dies und Martini wieder zugestellt wird. Der Rat mag es sich holen von denen, die es ihnen nach ihrer Aussage genommen haben. Die Ackerknechte, die bei dem Handel beteiligt waren, sind, sobald der Stadt Gesandte zurückgekommen, gefänglich einzuziehen und in enger und harter Verwahrung zu halten, bis auf weiteren Bescheid. Diejenigen, die etwa entgegen dem kurfürstlichen Ersuchen und Befehl abhanden gekommen sein sollten, sind zur Stelle zu schaffen und gleicher Gestalt zu verwahren. „Denn S. k. G. wollen dieselben bei ihnen und niemanden anders wissen.“ Letztlich gebietet der Kurfürst den Parteien erstlich, daß sie aller dieser vergangenen Handlungen und was sich in und

seit derselben zwischen ihnen und allen denen, die den Sachen verwandt, weiter noch zugetragen habe, hinfüro in Unguten nicht sollen gedenken noch eifern, sondern sich gegeneinander mit Worten und Werken friedlich verhalten. In Sonderheit aber legen S. k. G. Bürgermeister und Ratmannen zu Prenzläu auf, daß sie mit ihren Bürgern und Einwohnern, auch derselben Bauknechten und Gesinde ernstlich sollen beschaffen, daß sie denen vom Adel, wenn sie durch oder vor der Stadt überziehen, nit nachschreiben noch dieselben anblecken oder sie sonst mit etwas injurieren oder beleidigen. Der Kurfürst glaubt, daß das mehr denn anderswo geschehen sei. Sie sollen dieselben friedlich und ruhiglich reiten und ziehen lassen. Würden sich aber die vom Adel eines Anzugs wider sie oder die Ihren unterziehen, dasselbe sollen sie oder die Ihren an S. k. G. gelangen lassen. Der Kurfürst will dann gebürlich Einsicht tun und sie nichts weniger als die vom Adel in gleichen, gnädigen Schutz und Schirm halten. Jede weitere Erörterung der Angelegenheit wird abgelehnt, den Parteien aufgegeben, sich in diesen Abschied gehorsamlich zu fügen. Schluß dann: „Artundlich mit unserem aufgedrucktem Sekret besiegelt und geschehen zu Köln an der Spree, Dienstags nach Michaeli (29. September) anno 1559“.

Man kann sich vorstellen, wie die Prenzläuer Abgesandten bei Verlesung dieses Abschiedes die Köpfe tiefer und tiefer haben hängen lassen, und wie die andere Partei sie gehoben hat. Ihre Schadenfreude zu verhehlen hatten die Gegner bei Form und Fassung dieses Abschiedes wohl kaum nötig. S. k. G. würden darin eine Achtungsverletzung schwerlich erblickt haben. Ja, die Prenzläuer hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es war nicht mehr der erste Joachim, der das Zepter führte. Ein anderes wäre wohl herausgekommen, wenn der in dieser Angelegenheit zu Gericht gesessen hätte. 400 vom märkischen Adel sollen ja zum Gefolge des anderen Joachim mit dem stolzen Beinamen Sektor, gehört haben. Unter denen war einer derer von Flenze. Konnten unsere Vorfäter bei dieser Sachlage auf einen andern Spruch rechnen? Mehr als verblüfft werden sie in den ihnen vorgehaltenen Spiegel schwärzesten Verbrechertums gesehen haben. Schwer wie ihr Verbrechen, mußte die ihnen zuerkannte Pöne sein. Je schwerer die Untat, je schwerer die Strafe. Der Chronist meldet weiter: „Nach Verlesung dieses beschwerlichen und aller Ding unvermutlichen Abschiedes ist hochgedachter Kurfürst aufgestanden, davon gegangen und hat von weiterem nichts hören wollen und hat folgendes S. k. G. des

Rates Abgefertigte durch den Herren Grafen und Landvogt auch S. f. G. Kanzler mündlich vermelden lassen: „Ob S. f. G. woll große Ursache hätten, denen Rat und gemeinen Bürgern der Stadt wegen dieser Sachen in höchster Strafe zu nehmen, so wollen doch S. f. G. es diesmal bei dem und so weit bewenden lassen, daß sie S. f. G. die 3 Feldmarken Beenz, Hindenburg und Buchholz, das Dorf Blindow und oberstes Gericht zur Straf geben und abtreten sollten“. Wirklich ein eigenartiges Erkenntnis auf eine strafbare Handlung, die man schlimmstenfalls als im Eifer des Gefechts begangenes Vergehen, nämlich den Eingriff in die kurfürstliche Gerichtsbarkeit bewerten möchte. Der Landesherr nimmt mit einem Rechtspruch einer der bedeutendsten Städte seines Kurfürstentums (Sekt berichtet uns, daß Prenzlau beim „Botieren und Unterschreiben“ damals an 5. Stelle stand und daß Leutinger sie mit zu den Säulen der Mark rechnet) die Feldmarken dreier Dörfer und ein weiteres Dorf mit Gericht. Die andere Partei kommt ungestraft, ja ungetadelt davon. Mag man bei dem Handeln der Prenzlauer einen gewissen Uebermut, vielleicht auch eine starke Dosis Ueberheblichkeit in Ansatz bringen, mögen sie die Herren von Flense nicht gerade säntziglich behandelt haben, so steht dem doch gegenüber die Tatsache des Landfriedensbruches jener, des Zuzammentreibens der Leute auf dem Acker, des Dazwischenschießens, des Verwundens verschiedener und der Tötung eines Menschen.

Lüdtko setzt seinen Bericht fort:

„Und wiewohl die Gesandten dieses mit hohen Beschwerden vernommen und sie S. f. G. mit Erinnerung, wie unschuldig sie zu diesem Handel kommen und verursacht, neben anderen Umständen und allerhand Einführungen zum untertänigsten bitten lassen, sie mit angezogener Straf, auch gefänglicher Einziehung der Ackerknechte gnädigt und väterlich zu verschonen, so hat doch solch ihr Bitten und Erbieten bei S. f. G. gar nit Statt finden mögen. Es haben wohlgedachter Graf und Kanzler geraten, man solle S. f. G. mit Einziehung der Ackerknechte Gehorsam leisten und danach ferner ansuchen. Alsdann möchten S. f. G. vielleicht eher zu etwas zu bewegen sein.“

Als die Gesandten am Freitag nach Michaels gegen Abend zu Hause angekommen sind, haben sie sofort in Stille und unvermerkt, des folgenden nachverzeichnete Bauknechte, welche sie ablangen konnten, gefänglich einnehmen und verwahren lassen.

Es folgen Namen, Herkunft und Arbeitgeber von 23 Ackerknechten. Interessant bei dieser Aufzählung ist die Herkunft. Die Ackerknechte sind zu Hause in den verschiedensten Orten der

Ackermark, Pommerns und Mecklenburgs. Man wundert sich, wie in jenem Zeitalter der primitivsten Verkehrsmittel doch die Leute durcheinander gewürfelt wurden.

Sofort wird am Sonnabend nach Franziska (4. Oktober) anno 1559 dem Kurfürsten berichtet, daß die noch am Ort anwesenden Ackerknechte, 23 an der Zahl, gefänglich eingezogen worden seien. Weitere Einziehungen wären nicht möglich, da einige der Knechte, jedenfalls vorher gewarnt, davongelaufen seien. (Die öffentliche Verlesung des Urteils hat wahrscheinlich das Vorausschicken von Warnern veranlaßt.) Der Rat gibt nunmehr zu bedenken, daß den Ackerbesitzern die Möglichkeit zu der Bestellung der Acker genommen sei. Die Pferde ständen in den Ställen, Steuern könnten die Besitzer daher auch nicht entrichten. Der Rat bittet, die gefasste Unnade gnädiglich abwenden zu wollen und bittet ferner um weitere Entscheidung bezüglich der jetzt eingezogenen Ackerknechte, von denen wahrscheinlich nicht viele bei der Handlung gewesen seien. Den Entlaufenen nachzusehen sei unmöglich gewesen, da man nicht wisse, nach welcher Richtung sie sich gewandt hätten. Das gleiche Schreiben geht ab an den Herrn Grafen und Landvogt mit der Bitte, bei dem Kurfürsten Fürsprache zu tun. Auch an den Herrn Kanzler wird geschrieben. Auch er wird um Fürsprache gebeten. Der Allmächtige werde solches zu seiner Zeit reichlich vergelten. Sie „haben den Herrn Kanzler anfangs, seither und noch für ihren sonderlichen Herrn Patron und Förderer gehalten“. Das Schreiben an den Kurfürsten wird beigelegt und gebeten, es ihm zuzustellen.

Der Tatsachenbericht wird fortgesetzt: Ein Bürger, Thomas Friedrich, ist auf den großen Turm gangen (jedenfalls der Hexenturm), um daselbst einen der Gefangenen, seinen Verwandten zu sprechen. Und derweil er die Tür des einen Gewölbes „dafür ein ungechlossen Schloß gehängt“ geöffnet hat, und sich oben den Bürgergehorsam und das übrige hat befehen wollen, ist der 23., Morizen Bietkows Knecht, so auf dem Gewölbe gefänglich gehalten gewesen, ausgekniffen. Thomas Friedrich wird an des Entlaufenen Stelle einbehalten. Donnerstag nach St. Gallus (16. Oktober) ist der Graf und Landvogt in Prenzlau angekommen. Folgenden Freitags sind Mathias Kolbens, M. Wirtenheimers, Johannes Westphalens und der Thomas Eichholzische Knechte durch Seine Gnaden sonderlich verhört und wiederum verwant worden. Die andern sind nicht verhört worden, nur gefragt, wer mit dabei gewesen ist; der solle sich namentlich machen. Die Verhörten bestreiten, daß sie mit dabei gewesen, und werden „auf genügend geschworene Urpheiden und

Bürgschaften entledigt“, d. h. also, in Freiheit gesetzt. Es kommen die Personalien der Entlassenen und ihrer Bürgen. Verklungene, aber auch noch heute klingende alte udermärktische und Prenzlauer Namen, z. B.: Kunow, Ladewig, Schütte.

Es folgt die beschworene Urpfehde.

„Ich N. N. bekenne und bezeuge für mich, meine Erben, Erbnehmer, Freunde und Fremde, Geborene und Ungeborene, die um meinetwillen tun und lassen sollen und wollen: Nachdem ich auf des Kurfürsten zu Brandenburg, meines gnädigsten Herren Befehl, wegen der Mangelung, so die Flense mit denen Bauknechten allhier kurz vorersehenener Zeit gehabt, neben anderen Knechten gefänglich eingezogen worden, und aber durch Aussage der anderen mitgefangenen Knechte, soviel bewiesen und ausgeführt worden, daß ich bei solchem Lärm, Schlagen und Zagen nit gewesen. Derowegen ich mit Bewilligung des Herren Grafen und Landvogts der Gefangnis auf meine gerühmte Unschuld zu dieser Zeit so weit entledigt worden, als da man hernachher etwas anderes und diesem zuwidern über mich bewiesen oder mich dieser Sachen halb ferner unbeschuldigt und unbesprochen nit lassen wollte, daß ich mich alsdann wiederum einstellen soll und will. Und bin iho wegen dieser Entledigung wohlgedachtem Herren Grafen, auch einem ehrbaren Rat der Stadt Prenzlau willig und mit Fleiße dankbar. Demnach gerede, lobe, schwere ich zu dem Allmächtigen für mich und alle die Meinen wie oblaut: Daß ich auf solche gefängliche Einziehung und Anhaltung hinfüro zu Brandenburch, desselben Land, Leuten, Untertanen und Verwandten, desgleichen den Herrn Landvogt, auch einen Rat der Stadt zu Prenzlau, derselben Bürger und Einwohner und alle andern, die ich dieser Sachen halb im Verdacht und Argwohn halten möchte, nit will sechten, rechten noch eifern. Dies auch weder mit noch ohne Recht in künftigen Zeiten nit besprechen, anfechten noch beklagen, viel weniger solches andern, die sich es mit oder ohne Befehl unterfangen würden, gestatten noch nachgeben. Besonders: Ich soll und will diesen meinen Urpfeiden in allen seinen Inhaltungen und Begreifungen neben alle dem was sich da zuziehet stets urecht und unerbrüchlich halten, mich auch durch keine Obrigkeit noch Recht, geistlich oder weltlich, wie sich das zutragen könnte oder Namen haben möchte, von diesem meinem Urpfeiden entbinden oder absolvieren lassen; in keiner Weise und Wege wie das Menschenfinne erdacht hätten oder künftiglich erdenken möchten. Getreulich und ungefährlich, alles so wahr

mir Gott in Ewigkeit helfen solle. Sonnabends nach Galli anno 1559.“ Das die Urpfehde.

Nach diesem, so fährt der Chronist fort, hat der Landvogt sich mit dem Rat dahin verabredet, daß aus der Mitte des Rats einige der Ihren zu ihm kommen sollten, mit denen er sich dann besprechen und wegen Linderung oder Aufhebung der Strafe beim Kurfürsten wieder vorstellig werden wollte. Dann folgt ein Schreiben des Rates an den Grafen, worin ersterer sich entschuldigt, daß seine Abgesandten nicht gleich gekommen seien, weil in Erfahrung gebracht worden wäre, daß der Kurfürst und sein Kanzler zur Zeit nicht daheim sein sollten.

Des folgenden Donnerstags hat der Rat einige aus seiner Mitte wiederum nach Berlin abgeordnet. Sie nahmen mit ein Schreiben von Bürgermeister, Ratmännern, Biergewerk und Gemeinde an die Frau Kurfürstin, darin diese gebeten wird, „bei derselben herzlichsten Herren und Gemahl, unserm gnädigsten Herrn Fürbitte zu tun“. Alle Gründe werden ins Feld geführt, das Herz der Kurfürstin weich zu machen und für die bedrängten Prenzlauer zu erwärmen. Es heißt in dem Schreiben: „Und anfänglich haben unsere Vorfahren, soviel dessen glaublich an uns gelangt, ingleichen wir, gottlob und ohne Scheu zu schreiben, sich gegen dem löblichen Hause Brandenburg und desselben Obrigkeiten als ihren Erbherren und Landesfürsten jederzeit dermaßen mit untertänigem Gehorsam, Treuen und willigen Diensten in Kriegsläufen und sonst, wie jenen und uns das auferlegt wurde und so weiter dermaßen verhalten, als frommen, ehrliebenden Untertanen gebührt und wohl anstehet“. Danach wird der ganze Sachverhalt wieder dargelegt und die „Landesmutter“ um Hilfe angefleht. „Das wird Gott der Allmächtige Kurfürstliche Gnaden als ein hehres, gutes Werk reichlich belohnen. So seind wir es auch um dieselbe K. G. Unserer gnädigsten Frau in aller Untertänigkeit zu verdienen, willig und bereit, tun hiermit K. G. dem Allmächtigen, der dieselbe in Gesundheit und allerglücklichster Wohlfahrt lang erhalten wolle, untertänigst und getreulich befehlen. Donnerstag nach Ursuli (21. Oktober) anno 1559.

Auch an Landvogt und Kanzler wird wieder ein langes Schreiben mitgegeben. Beide werden gebeten, doch mitzuhelfen, daß der Kurfürst die gefaßte Ungnade „um Gottes Willen“ wolle fallen lassen und mit der angedrohten spezifizierten oder auch andern Strafen, die ohne allem Zweifel zu dieser armen Stadt ewigen und unwiederbringlichen Schaden und Verderb gereichen müßten, diese gnädigst verschonen möge. Auch diese Schreiben schließen mit einem Hinweis darauf, daß Gott die Vermittlung lohnen werde. Aber

nicht nur Kurfürstin, Landvogt und Kanzler werden attackiert. Des Kurfürsten Bruder und Mitregent in der Neumark, Johann von Küstern, sodann der Kurprinz Johann Georg und endlich dessen Gemahlin erhalten Schreiben. Erschütternd wirken diese Nottschreie. Im Schreiben an den Prinzen heißt es: „Nun können wir mit gründlicher Wahrheit wohl schreiben, auch zur Notdurft dartin, daß unsere Vorfahren und diese Stadt S. k. G. und S. k. G. löblichen Vorfahren, denen Markgrafen und Kurfürsten zu Brandenburg, allen ihren Erbherren und Landesfürsten in allen Sachen und Anliegen, wie ihnen das auferlegt wurde, und zuzuförderst in Kriegsläufen, nachdem die Marken zu Brandenburg diesesorts aus Pommern, Mecklenburg und sonst in anderer Wege viel Kriegs und Widerstands gehabt, mit Darstreckung ihrer Leibes Güter und Blutes ihrer Pflicht und Verantwortung nach so ganz stattliche, getreue und untertänige Dienste jederzeit getan und bewiesen, als kaum eine Stadt in diesem Kurfürstentum in ehlichen hundert Jahren hievor, soviel wir erfahren können, getan haben möge“.

Sodann später im Text: „So hatten doch wir als arme und einfältige Leute solches dazumal, so wahr uns Gott in Ewigkeit helfen solle, joweit nit verstanden und darin aus lauterem Unverständnis und schlechter Einfalt ohne allen Falch, Betrug und Vermessenheit geirret und gefehlet, ist uns auch getreulich und von Herzen leid. Wir wollen uns auch in solchen und dergleichen Fällen hernachher soviel desto fleißiger versehen, auch ferner zu dem allmächtigen Gott als den Vater aller Barmherzigkeit stets flehen und bitten, er wolle uns hierfür gnädiglich dabei halten und sein Gnade hierzu geben, und bitten danach untertänigst und höchstem Fleißes, Euer fürstliche Gnaden wollen aus hochadelicher angeborener Tugend diese unsere ihige Not, großes Elend, Betrübnis und Herzeleid auch die Umstände, welchergestalt wir hierzu kommen, zu gnädigem Gemüt führen und uns bei hochgemeldetem fürstlicher Gnaden Herrn Vater, unserem gnädigsten Herren, bestens verbitten“.

Weiter am Schluß: „Wenn Euer fürstliche Gnaden sich hierinnen gnädiglich erzeigen, dann tun E. f. G. ungezweifelt Gott dem Allmächtigen ein gefällig behaglich Werk, welches der Vater aller Barmherzigkeit droben im Himmel ewiglich wird mit wunderbarer Gnade belohnen“.

Im Wortlaut erscheint dann das dem Gesandten mitgegebene Fürbitteschreiben der Kurprinzessin an den Schwiegervater, unterzeichnet „Euer Gnaden gehorsamste Tochter, Sabine, von Gottes Gnaden geborene Markgräfin zu Brandenburg“ usw. usw. Mit dieser Bittschrift und dem gnädigen Rat und der Vertretung des Kur-

prinzen sind dann die Abgeordneten vorstellig geworden. Der Kurfürst gibt darauf etwas nach. Von den drei begehrten Geldmarken will er ablassen. Aber die Gerichte neben dem ganzen Dorf Blindow will er haben. Wenn die Prenzlauer damit sich nicht einverstanden erklären würden, so werde er seine alten Forderungen wieder aufnehmen. Die Abgesandten des Rates fühlen sich aber auch durch diesen Bescheid noch beschwert und werden wieder vorstellig bei Markgraf Johann Georgen, dem Landvogt und anderen mehr, die alle zur selben Zeit in Berlin anwesend sind. Sie wollen sich aber nicht weigern zur möglichen vertraglichen Geldstrafe. Am Hoflager in Berlin war ihnen jedenfalls zugewinkt worden, daß Joachim, der in ständiger Verlegenheit war, hierauf sicher eingehen würde. Die Abgesandten erhalten aber nur den Bescheid, daß der Kurfürst um den Freitag vor Martini (11. November) zu Zechlin ihre Gesandten haben wolle. Dasselbst würde der Kurfürst dann anzutreffen sein. „Was S. k. G. auf die Zeit im besten befinden könnten, daran wollten sie keinen Fleiß sparen“.

Ergebnislos kehren die Prenzlauer zunächst zurück. Daheim ist man aber in der Zeit nicht untätig gewesen. Man hat zwei Abgeordnete an Herrn Adam Trott und Georg Blankenburg mit einem Schreiben abgeschickt, worin diese um Fürbitte beim Kurfürsten gebeten werden.

Auch in diesen Schreiben, die vom Donnerstags nach Ursuli (21. Oktober) datiert sind, wird nach eingehender Schilderung der Vorgänge Arglosigkeit und Unschuld beteuert und dann gesagt, daß man der guten Zuversicht sei, „Eure Gnaden als Ehrliche Löbliche vom Adel und unseren Nachpauern werden aus angeborener Tugend und Ehrbarkeit mit uns armen elenden Leuten ob diesem unserm Jammer und Herzeleid ein getreues und christliches Mitleiden haben und tragen.“ Blankenburg kann das Schreiben nicht zugestellt werden, da er nicht daheim ist. Trott erhält es und gibt den Gesandten zur Antwort, daß er wohl geneigt wäre, auf des Rats und der ganzen Gemeinde Bitten sich zum Kurfürsten zu verfügen und wegen Nachlaß der Strafe Fürsprache zu tun. Da er aber mit Leibeschwachheit behaftet sei und auch seine Kinder zu sich verschrieben habe, bitte er zu entschuldigen, daß er nichts unternehmen könne. Er wisse aber gewiß, daß der Kurfürst, sein Bruder Johann und Markgraf Johann Georg um Martini zu Zechlin ankommen und daselbst um einen Bären Freude und Kurzweil haben würden. Dahin würde er vielleicht auch kommen. Er würde bei der Gelegenheit zusammen mit Georg Blankenburg allen Fleiß bei dem Kurfürsten anwenden.

Der Rat trommelt jetzt wieder die ganze Gemeinde zusammen und erstattet Bericht über den Stand der Angelegenheit. Die Gemeinde möchte ihre Meinung äußern. Obgleich nun einige dem Rat die Ursache der ganzen mißlichen Lage in die Schuhe schieben wollen, spricht die Mehrheit ihm doch ihr Vertrauen aus und will, daß nach wie vor alle Mittel und Wege angewendet werden, um von der Strafe freizukommen.

Abermals machen sich die Gesandten nach dem Zechlin auf den Weg. Sie können aber, trotzdem sie 4 Tage lang dort verjuchen, vorgelassen zu werden, nichts erreichen, reisen jedoch wann dem Kurfürsten nach Grimnitz nach, wohin er sich mit den andern Herren begeben hat. Sie bringen es dort wenigstens nochmals zu einer Besprechung mit des Kurfürsten Bruder und mit dem Kurprinzen, wenden sich auch wieder an die anwesenden Herren vom Adel, den Landvogt, Adam Trotten und Georg Blankenburg. Die Prinzen sowohl wie die andern Herren bemühen sich für die Prenzläuer. Nun scheint es, als ob der Kurfürst dem vereinten Ansturm der Bittenden nachgibt. Aber die neuformulierte Forderung bedeutet kaum eine Milderung der Strafe. Die Säckel am kurfürstlichen Hoflager sind leer; selbst der vielvermögende Münzjude Lippold kann sie nicht mehr füllen. Die prunkvolle Hofhaltung, die ständigen großartigen Jagdveranstaltungen kosteten ungeheures Geld. Auch die Neigung der schönen Gießerin Anna Sydow wollte umhert und erhalten sein. Die Kapitalisten von damals borgten auch nur gegen Sicherheit, und so wird den Prenzläuern aufgegeben, statt Abtretung des Dorfes Blindow die Bürgerschaft für 6000 Taler, die der Kurfürst von „unserem lieben getreuen Hanfen von Buc“ geborgt hat, zu übernehmen und außerdem auch die Zinszahlung für diese 6000 Taler auf 10 Jahre. Ferner aber sollen sie auf ewige Zeiten jährlich 100 Wispel Korn aus den Aemtern Gramzow und Seehaufen nach Berlin anfahren. Wenn die Prenzläuer in diese Punkte willigen, will Seine kurfürstliche Gnaden die Ungnade gegen sie gnädigst fallen lassen. Weigern sie ihr Einverständnis, so bleiben die vorigen Forderungen bestehen. Man möchte beinahe sagen, daß die Neuforderung im Vergleich zu der alten ein vom Regen unter die Traufe kommen bedeutete.

Bei Hans von Buc, in dessen Behausung man seinerzeit die Flense standesgemäß „eingelegt“ hatte, saß der Kurfürst wohl besonders tief in der Kreide. Aus diesem Grunde jedenfalls hatte er ihm das Graue Kloster nach dessen Säkularisierung als Ritterlehen verliehen.

Beide Fürsten, d. h. Markgraf Johann und der Kurprinz, melden den Bescheid den Gesandten, die nicht wenig darüber erschrocken sind, und erklären, daß sie in solche ganz beschwerliche und unerträgliche Zumutung nicht willigen könnten, sie hätten dazu auch keine Ermächtigung. Es wird ihnen dann zugestanden, zurückzureisen, den Bescheid dem Rat vorzubringen und in 14 Tagen erneut des Rats Beschlüsse mitzuteilen. Sonnabend nach Martini 1559 kommen sie in Prenzlau an, und am Sonntag werden gemäß mitgebrachten kurfürstlichen Befehls die gefangenen Ackerknechte, noch 17 an der Zahl, gegen geschworenen Urfrieden freigelassen. Den Ackerknechten wird aber für ihre Befreiung noch ein Dank abgefordert, darin bestehend, daß sie angeloben und zusagen müssen, ihrem gnädigsten Herrn, dem Kurfürsten zu Brandenburg, 15 Wispel Hafer zur Strafe zu entrichten und diesen Hafer in eigener Fuhr bis Berlin zu bringen. Für die Erledigung dieses Befehls haften ihre Herren und Freunde in der Bürgerschaft.

„Darauf haben sich die Mutmacher, so bisher die Sachen heimlich gespielt und gewirkt, öffentlich hören lassen und ihr rachgierig, aufriührig Herz und Gemüt ganz an den Tag geben. Nämlich daß die von der Gemeinde nichts verwirkt hätten und daß deswegen der Stadt Güter auch nicht könnten genommen werden, viel weniger mit Dienstbarkeiten beschwert werden. Wenn aber jemand in diesen Sachen bestraft werden solle, so müßte es der Rat, so Ursach dazu gegeben habe.“ Der Rat hält der einberufenen Gemeindeversammlung nochmals vor, wie die ganze Angelegenheit gekommen sei und was bisher zur Beilegung getan habe. Er mahnt die Bürgerschaft, ruhig zu bleiben und sich von den „Mutmachern“ nicht zum Aufruhr bewegen zu lassen.

Binnen drei Tagen hat sich die Bürgerschaft wieder beruhigt. „Und ob wohl der mehrere Teil Bürger gute fromme herzige Leute darunter gewesen, welche in diesen Aufruhr nicht gewilligt und ungerne sich mit dem Rat auflehnen wollen, so seind doch dieselben von denen Zankmachern mit losen Worten und Schelten dermaßen eingetrieben, daß sie ganz und gar geschweiget wurden.“ Der Rat läßt schließlich noch die Gilden und Gewerke zu sich fordern und stellt denen die Sache vor. Diese erklären, daß sie in die Verzinsung der 6000 Taler willigen würden, bezüglich der Dienstbarkeit der Getreideanfuhr müsse aber unbedingt versucht werden, davon frei zu kommen. Wenn nicht anders möglich, willigen sie in eine Ablösung auch dieser Dienstbarkeit durch Geld. Nach Abschluß der

Verhandlungen werden erneut Gesandte an Markgraf Johann nach Küstrin abgeordnet. Der Markgraf hat sie aber anderer Verpflichtungen wegen, nicht hören können, hat ihnen jedoch sagen lassen, daß er nicht abgeneigt sei, nochmals für sie zu bitten. Er glaube indessen nicht, daß dies zur Zeit irgend einen Zweck haben werde und vertröstet sie auf später. Die Gesandten ziehen von Küstrin, ihrem Auftrag gemäß, wieder zu Adam Trott nach Zehdenick. Trott rät ihnen auch, das Angebot des Kurfürsten zunächst anzunehmen. Wenn später mal ein Gemeindefandtag abgehalten würde, so könnten sie auf die Angelegenheit zurückkommen, und dann wäre vielleicht die Möglichkeit des Erlasses oder der Milderung der Strafe zu erhoffen. Er selbst will jederzeit gern helfen.

Die genehmigte vierzehntägige Frist ist abgelaufen, die Gesandten gehen abermals gen Berlin. Der Kurfürst läßt ihnen sagen, daß er keine Zeit habe, sie zu empfangen, weil er zu Herzog Augusten (Kurfürsten von Sachsen?) reisen müsse. Er habe aber seinen Landvogt ermächtigt, mit ihnen zu verhandeln. Der Landvogt erklärt, daß er vom Kurfürsten Befehl erhalten habe, die Angelegenheit vor dem Rat in Prenzlau zu ordnen. Die Gesandten sprechen noch bei verschiedenen, ihnen günstig gesinnten Freunden vor, alle geben den Rat, zunächst einzuwilligen. Die Freunde wollen an ihrem Teil auch mithelfen, den Prenzlauern ihr Los zu erleichtern. So kommen die Abgesandten, ohne Frucht geschaffen zu haben, wieder heim und berichten. Donnerstag nach Nicolai (6. Dezember) anno 1559 erscheint der Landvogt und legt den ihm vom Kurfürsten mitgegebenen schriftlichen Befehl vor. Der Befehl geht auf die Fürbitte der beiden Markgrafen zurück und beauftragt den Landvogt, den Rat zur Unterzeichnung eines „Notell, welchergestalt sich der Rat gegen kurfürstliche Gnaden verpflichten soll“, zu veranlassen. In dem Notell verpflichten sich die Prenzlauer, zehn Jahre lang 6000 Taler, die der Kurfürst „bei unserem lieben getreuen Hans von Buch“ aufgenommen hat, zu verzinßen, die Bürgschaft für Kapital und Zins zu übernehmen und außerdem die 100 Wispel Korn aus den Aemtern Gramzow und Seehausen nach den jedesmalig zu bestimmenden Orten anzufahren. Der Landvogt legt ferner vor eine „Beschreibung über die 6000 Taler, dafür der Rat als Bürgen haften und siegeln sollen“. Jährlich 360 Taler Zinsen sind aufzubringen. Sie sind alljährlich „auf Weihnachten dem Gläubiger in seine Behausung oder Wohnung, da er gefessen sei oder haushalten wird, zu schicken und zu entrichten“.

Bei Säumigkeit der Bürgen erhält der Gläubiger das Dorf Blindow. Durch besonderen Revers des Kurfürsten wird den Prenzlauern zugesichert, daß sie über die zehn Jahre hinaus nicht mit Zinszahlung und Bürgschaft beschwert werden sollen. Das Notell ist datiert vom Freitag am Tag Konzeptione Marie Virginis (8. Dezember) 1559. Notell und Revers sind ausgefertigt Kölln an der Spree, Freitags nach Andrea (30. November), Christi unseres lieben Herren und Seligmachers Geburt, tausend fünfshundert und im neun und fünfzigsten Jahr.

Nach Verlesung dieser Urkunden wird aufs neue beratschlagt. Man stimmt der Bürgschaft und der Zinszahlung notgedrungen zu. Anlangend die in dem Notell geforderte Dienstbarkeit wird nochmals gebeten, davon abzusehen. Der Rat will versuchen, bei Freunden und Feinden eine entsprechende Summe Geldes für die Ablösung dieser Dienstbarkeit aufzunehmen. Der Graf erwidert „mit bewegtem Gemüt“, daß er Kenntnis nehme von dem Beschluß des Rates, daß er jedoch stracken Befehl habe, in keiner Beziehung etwas abzulassen. Der Rat möge sich seine Antwort überlegen. Ihm bleibe ablehnendenfalls nichts weiter übrig, als seinem Befehl gemäß der Stadt Güter und Gerichte einzunehmen. Der Rat verweist auf den drohenden Aufruhr, und der Landvogt gibt soweit nach, daß er anheimgestellt, die Werkmeister nochmals zu hören, aber bis Sonnabend müsse er bestimmt endgültige Antwort haben. Wieder werden die Vier-Gewerke und Viertelsherrn aufs Rathaus gefordert. „Da hat der Rat ihnen mit nassen Augen vermeldet, in was Stand und Wesen ihiger Zeit leider alle Sachen ständen und darauf ihr Bedenken begehrt.“ Nach gehaltener Aussprache geben die Vertreter der Gewerke notgedrungen ihr Einverständnis. Der Rat bittet bei der nachfolgenden Bürgersprache ihn zu entschuldigen. „Darauf hat der Rat dem Herrn Grafen vermeldet, weil K. G. der armen Stadt das nit lassen könnte, sondern solches haben wolle, so müßte der Rat diesmal 3. K. G. Begehren, großen Schaden und Unglück zuzukommen, dermaßen vollbringen. Es würde aber K. G. auch männiglich spüren und befinden, daß sie es auszurichten keineswegs vermöchten.“ Hierauf erfolgte die Vollziehung und Siegelung der Verpflichtungen.

Die Aufzeichnungen bringen nun einen Vermerk, daß trotz Ueberlegung aller Mittel und Wege keine Möglichkeit zu finden gewesen sei, die geforderten Kornfuhrten zu erledigen. Als einige Zeit nachher die Räte des Kurfürsten sowie auch die der beiden Herzöge zu Pommern und Stettin in der Stadt weilten, wird diese Gelegenheit wahr-

genommen. Des Rats Vertreter bestürmen die Gesandten, den Kurfürsten zum Erlaß der Dienstbarkeit zu bewegen. Darauf haben diese Räte, zuvörderst Kurt Rohr, Georg von Blankenburg, Jakob und Otto Gevattern von Arnim und Lampertus Distelmeyer, Doktor und Kanzler, ihre Fürsprache zugesichert. In Berlin angekommen sind sie vorstellig geworden, aber der Kurfürst bleibt starkköpfig. Der Rat läßt jedoch nicht nach. Er wendet sich, aufgemuntert durch Georg Blankenburg, an den kurfürstlichen Rat und Kämmerer Matthies von Saldern. Dieser verspricht, sein Möglichstes für die Prenzlauer zu tun und teilt den Gesandten des Rats dann auch bald mit, daß der Kurfürst ihm erklärt habe, er könne die Dienste nicht entbehren; weil jedoch soviel Fürbitte für die Prenzlauer geschehe, wolle er die Sache dadurch erledigen, daß die Stadt Prenzlau 6000 Taler auf Christi Fastnacht bar entrichte. Dann könne von der Verzinsung, Bürgerschaft und auch der Dienstbarkeit der Getreidefuhrn Abstand genommen werden. Die Gesandten bitten von Saldern nochmals um Ermäßigung dieser Forderung. Er erklärt ihnen jedoch, daß ein weiteres Verhandeln über den Punkt bei dem Kurfürsten nicht in Frage käme. Es bleibt den Prenzlauern nichts weiter übrig, als in den sauren Apfel zu beißen. 6000 Taler erhält der Landesfürst von einer seiner Städte als Strafe für eine Tat, die bestenfalls als rein im Uebereifer geschehenes Versehen gewertet werden kann. Der Chronist bringt nun den über diese Zahlung ausgerichteten Vertrag. Die Prenzlauer sollen zwischen dieses und dem Sonntag Estomihi die 6000 Taler bar vorlegen. Der Graf Wilhelm von Hohnstein als Landvogt und Jürgen Lindstedt erhalten Bescheid, daß die Angelegenheit in dieser Form geregelt worden ist und daß vor allen Dingen die Verpflichtung zur Leistung der Kornfuhrn wegfällt. Mit dieser Verhandlung kreuzt sich schon ein Schreiben des Kurfürsten um Erledigung der Kornfuhrn, Sonnabend nach Purifikationis Mariä (2. Februar).

Gründlich ist der Chronist. Er läßt ein Schreiben des Kurfürsten an den Junker Hans Bug zu Prenzlau folgen. Dann kommt eine Eingabe der Ackerknechte, die um Erlaß der ihnen zudiktirten Haferfuhrn von 15 Wispeln bitten. Der Landvogt befürwortet das Schreiben. Aber es ergeht die Antwort, daß der Hafer bis Schönebeck zu fahren ist. Der Rat läßt den Hafer von der Stadt Boden aufladen und durch seine Untertanen zu Blindow bis gen Schönebeck bringen. Da dort jedoch niemand ist, der ihn abnehmen will, bleibt den Bauern nichts übrig, als ihn bis Berlin zu fahren. Hier er-

halten sie eine Quittung des Amtschreibers. Auch diese bringt der Chronist wörtlich. Die Ackerknechte wollen aber den Schaden der Stadt nicht und verpflichten sich, den Hafer zu ersehen. Jetzt folgen die Anleiheverhandlungen über die Aufnahme der 6000 Taler. Die kapitalkräftigen Leute werden angegangen. Zunächst der Adel. Kurt Rohr wird um leihweise Herabgabe von 1000 Talern gebeten. In einem langen gründlichen Schreiben teilt er mit, daß er, wenn er etwas aufbringen könnte, dies gern dem Rat leihen wolle. Sodann wird an Georg Blankenburg geschrieben. Von beiden Adligen ist jedoch nichts zu haben. Nach vielen Mühen und langwierigem Hin- und Herschreiben sind die 6000 Taler beisammen. Es dürfte nicht uninteressant sein, zu wissen, wer der Stadt Prenzlau damals aus der Patsche geholfen hat. Daher nachstehend die Aufstellung der Gläubiger und ihrer Darlehen:

2000	Taler	gibt	Matthijonn	Sachtleben,
			Bürgermeister	zu Alt-Stettin,
1500	"		Georg	Lindstedt, Hauptmann
			zu	Gramzow,
500	"		Kurt	und Bernd, Gebrüder
			von	Arnim zu Boizenburg,
400	"		Johann	Herzberg, Pfarrer
			zu	Zehdenick,
150	"		Georg	Päker, Zollmann
150	"		der	selbe,
100	"		Klaus	Kluge, Bürger
			zu	Gramzow,
200	"		Hans	Bann, Bürger
150	"		Die	Simon Eichhorstische
			zu	Prenzlau,
100	"		Franz	Bernau
100	"		Dietger	Monfow, Ratsfreund
			zu	Prenzlau,
50	"		Andreas	Bierig, Ratsfreund
			zu	Prenzlau,
50	"		von	drei Vorstehern
			der	Kirchen
			St. Jakobi	zu Prenzlau,
50	"		von	den Vorstehern
			des	Heiligen
			Geistes	dieselbst,
150	"		hat	der Rat
			von	der Stadt
			Geld	selbst
			dazu	gelegt,
250	"		von	Joachim
			Halwensleben,	Befehlshaber
			zu	Löcknitz.

Der letzte Gläubiger verlangt Bürgen vom Adel, die er selbst vorschlägt. Dieserhalb entspinnt sich ein längerer Schriftwechsel. Sodann folgen die Schuldverschreibungen an die einzelnen Gläubiger.

Noch ist der Tag der Ablieferung des Geldes nicht gekommen und schon meldet sich der Kurfürst wieder. Er benötige das Geld vor der Zeit. „Die Stadt wolle doch sofort bei Tag und Nacht zufertigen, das was sie schon allbereit habe und

vermöge, und daran keinen Mangel noch Säumen einfallen lassen“. Dies schreibt er am Donnerstag nach Valentin 1560 (7. Januar). Der Rat antwortet sofort, der Kurfürst könne wohl ermessen, wie sauer und schwer es ihnen geworden sei, solche ansehnliche Summe Geldes aufzubringen. Sie wollen sofort bei Tag und Nacht schicken, was sie zusammen haben. Montags nach Valentin schreiben sie und am Mittwoch wird das Geld abgeschickt. Die Abgesandten haben nochmals versucht, etwas von der Summe abzuhandeln, aber sie müssen die 6000 Taler glatt zahlen. Es folgt ein kurfürstlicher Brief an „unsere lieben getreuen Bürgermeister und Ratmannen unserer Stadt Prenzlau“, worin der Kurfürst Quittung leistet und zum Ueberfluß abermals die ganze Angelegenheit des Darlehens und der Verzinsung an Hans Bug erläutert wird.

Hiermit war die Angelegenheit der Bestrafung der Prenzlauer erledigt. Der Chronist schließt mit der Ueberschrift: „Gott allein die Ehre. Vollendet am 5. Mai, an welchem Tag unser Herr und Heiland Jesus Christus, Gottes und Marien Sohn am 40. Tage nach seiner Auferstehung mit einem herrlichen fröhlichen Triumph und großer Wonniße der Altväter zu Himmel gefahren, daselbst er zur Rechten seines himmlischen Vaters als ein ewiger Priester und König sitzt, uns vertritt und seine Kirche wider des Teufels Gewalt, List und Anschläge verteidigt und erhebt. Mariä und Lucca ultimo (2. Februar) anno 1563“.

Gewissenhaft werden nunmehr aufgeführt die „Namen der Personen, so die Zeit am Regiment und Leben gewesen“:

Matthäus Wirtenheim,	}	Bürgermeister.		
Gregorius Westphall,				
Matthias Kalb,				
Andres Birix,				
Andres Paull,				
Christoff Schievelbein,				
Andres Werckmann,				
Baltin Damerow,				
Leonhard Fürstenau,				
Jörg Hermann,				
Cleman Pertermann,				
Hans Kleinfteiger,			}	Ratsverwandte.
Paull Reinicke,				
Dietger Mansow,				
Jakob Milow,				
Hans Lübbenow,				
Peter Preutker,				
Joachim Dittmer,				
Jakob Stobrow,				
Ciriarius Kost,				
Uchim Leisewitz,				
Matthäus Lüdtke, Stadtschreiber.				

Der Stadtschreiber Matthäus Lüdtke bringt am Schluß dann noch „den gründlichen und wahrhaftigen Bericht welchergestalt der Rat zu Prenzlau sich mit Hansen und Kurten von Flensen wegen ihres Geldes und Gewehrs, so in der Mangelung verloren sein sollte, vertragen und daselbig verstaten müssen. Anno 1560“.

„Und nachdem in dem beschwerlichen gegebenen Abschied unter anderem dem Rat ferner auferlegt worden, denen Flensen ihr angezogen verloren und genommenen Pisschaften, Geld und Wehrens, inmaßen sie bei ihrem adligen Treuen und Glauben solches werden ausfragen, wiederum zuzustellen, wie sie dessen ein Verzeichnis in der Handlung übergeben lassen. Weil aber darin (trotz adliger Treu und Glaubens) allerlei befunden, so der Rat zu erlegen nit schuldig, auch einesteils nit vorhanden noch wiederzubringen und es also zwischen ihnen und denen Flensen Handlung (d. h. der Verhandlung) bedürfte, hat der Kurfürst auf untertänige Bitten des Rates wohlgedachtem Grafen und Landvogt befohlen, hierin Handlung zu pflegen“. Der Befehl des Kurfürsten an den Landvogt ist datiert: Kölln an der Spree, Montags nach Omnium Sanktorie (1. November) anno 59. Der Landvogt ist Geschäfte wegen jedoch verhindert, zwischen den Parteien zu verhandeln und der Kurfürst schreibt in folgedessen auf nochmaliges Drängen derer von Flensen an den Rat, und zwar von Schönebeck aus, am Montag nach Fabiani et Sebastiani (20. Januar) anno 60. In dem Schreiben heißt es: „So befehlen wir euch, wollet beredeten Flens das alles alsofort ohne weiteres Aufhalten verstaten und zufriedenstellen“. Der Rat hat es aber anscheinend trotzdem nicht so eilig mit der Erstattung; denn als die Verhandlungen mit dem Kurfürsten zu einem endgültigen Ergebnis dergestalt geführt haben, daß der Rat die geforderten 6000 Taler zahlt, sind die Gesandten des Rats auch nochmals vorstellig geworden wegen der Erstattung der Sachen an die Flensen. Der Kurfürst gibt wieder schriftliche Antwort und setzt den Landvogt und die Gevattern Jakob und Otto von Arnim auf Gerswalde als Kommissare für die Verhandlung zwischen dem Rat und den Flensen ein.

Aber auch die Kommissare kommen in der Sache nicht weiter. Es scheint beinahe so, als ob sie die Ansprüche ihrer Standesgenossen vom Stegreif zu vertreten, nicht große Lust haben. Die Kommissare geben den Prenzlauern selbst den Rat, bei dem Kurfürsten darum zu bitten, den Handel vor dem Kammergericht entscheiden zu lassen. Der Kurfürst schreibt von Kölln an der Spree am Montag nach Palmarum 1560, daß es bei dem Verhandeln durch Kommissare

bleiben soll. Der Rat bittet nun um Abhaltung der Tagfagung.

Diese Tagfagung wird „zu Berlin auf Dienstag nach Quasimodogeniti“ angesetzt. Auch die „Zitation“ zu dieser Tagfagung vom Landvogt an die Kommissare Jakob und Otto Gevattern von Arnim zu Gerzwalde und an Hansen und Kurten Gebrüdern von Flensen zu Neuen-Angermünde wird gewissenhaft wörtlich verzeichnet.

Christoph Flens, in Abwesenheit seiner Brüder, antwortet, daß die letzteren nicht daheim wären. Des Rats Gesandte haben aber ihre Reise nach Berlin bereits angetreten. In der Herberge dort werden sie von zwei durch die Flensen abgesandte kurfürstliche Hofdiener wegen des verlorenen Gewehrs mit Unlust und vielen bedrohlichen Reden angesprochen. Obwohl die Gesandten dagegen allerlei Entschuldigungen vorgebracht und erklärt haben, daß sie nichts dafür können, hat dies doch „bei ihnen gar kein Ansehen haben mögen“. Als endlich Hans Flens ankommt, hat der Graf und der Herr Kanzler in Abwesenheit der beiden Herren von Arnim, die noch nicht angekommen waren, ihn und die Abgesandten des Rats zur Handlung beschieden und die Parteien nach allem angewandten Fleiß zum Vertrag bewegt. In dem Vertrag, der als kurfürstliches Diktat erscheint, wird festgestellt, daß der Rat den Gebrüdern von Flense zunächst einmal zu Pfingsten an Geld 140 Taler zu erstatten habe. Das Geld soll an den Junker Hans Bug zu Prenzlau gegen Quittung für die Flense gezahlt werden. Hans Flens will vor allen Dingen seinen Petschaftsring, den er bei dem Handel angeblich verloren habe, wiederhaben. Der Rat erklärt dagegen, daß er trotz allem füngewandten Fleiß über den Ring nichts habe ermitteln können. Um Hans Flensen vor Schaden zu bewahren, wird in dem Vertrag bestimmt, daß alles, was mit dem in Rede stehenden Siegelring von Unberufenen etwa gesiegelt werden sollte, ihm zu keinem Schaden reichen und Gültigkeit nicht haben solle. Der „Vertrag zwischen Hansen und Kurten von Flensen wegen ihres verlorenen Gewehrs und dem Rat zu Prenzlau“ schließt: „Und sollen damit die Flense und der Rat unserer Stadt Prenzlau vor sich, ihre Bürger und Diener hiermit

gänzlich und zugrunde vertragen sein. Urkundlich mit unserem aufgedruckten Sekret besiegelt und gegeben zu Kölln an der Spreew, Dienstag nach Misericordias Domini anno 1560.“

Der Chronist schließt: „Hiernach und vermöge obgeschriebenen kurfürstlichen Bescheides und Vertrages hat der Rat Hansen Bugken von wegen der Flense nachfolgend Geld und Geräte zustellen und überantworten lassen, nämlich: 140 Taler Inhalt des Vertrages, 2 Mantel und 1 Rock mit grünem Futter, 1 Schwert mit einer Scheiden, 1 Schwert ohne Scheiden, 1 silbern Tolscheiden, 1 Tolsch ohne Scheiden, 4 Büchsen mit dreien Haftern, 2 Wäschtaschen, darunter eine verschlossen, 1 Schießtasche.

Actum, Freitags nach Exaudi anno 1560.“

Damit schließen die Aufzeichnungen Matthäus Lütikes. Belastet mit einer Schuld von 6000 Talern, einer für jene Zeit bedeutenden Summe, und den Entschädigungen an die Flensen, ging die Stadt aus dem Handel hervor. Ungeklärt bleibt die Frage des Erbschaftsanspruches der Sippe des entlebten Knechtes in Collin. Sonst lassen die Blätter an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig, und auch der Wille zur objektiven Berichterstattung ist unzweifelhaft vorhanden. Das Bild des Zweiten Joachim, der ohnehin in der Reihe der Fürsten des Hohenzollernhauses nicht besonders glänzt, wird durch sein Verhalten in der Affäre Flens noch um eine Schattierung dunkler; vor allem für uns, den Nachfahren jenes streitbaren sein Recht fordernden und am Ende doch unterliegenden Geschlechts. Wie hell strahlt dagegen das Charakterbild jenes Hohenzollern, dem der Müller von Sanssouci das Kammergericht Berlin entgegenhalten durfte und der aus innerstem Rechtsgefühl heraus im Müller Arnoldischen Prozeß das Paragraphenrecht beiseite schob und durch königliches Machtwort nach menschlichem Empfinden Recht sprach. Aber das Schicksal meinte es doch gut mit dem Hause Brandenburg und der ihm zugeordneten Bildung des Staates, den wir heute Preußen-Deutschland nennen. Auf Joachim den Zweiten folgte Johann Georg, rechtlich, streng, hart, sparsam. Er machte weit, was sein Vorgänger versehen hatte.

Urzeit

Katharina Block

Wo der große dunkle Wald sich
um einsame Seen schmiegt,
eine niebetretene Wiese
in Mittagsstille liegt.

Schlummernd in des Waldes
heilighnster Hut
das reine, neugeborene,
urewige Sonnenlicht ruht.

Niemand wage zu wecken
das schlafende Licht –
eines Vogels Trift, ein Blatt, ein
den Mittagszauber bricht. (Hauch.)

Es ist Wanderzeit.

Marschmäßig.

Text, Melodie u. Bearbeitung v. E. Reichert.

2. Singstimmen.

mf

flü- hen und Ab- mi- zu- bang, ho- mit Kraft' und dort mit- bang,
 er- brucht, spitz- lieb- zu minn! jäh' spitz' in die Nacht zu- min!
 die Luft klingen, das ist groß' und mich fält und Nacht br- pft'!

Klavier *mf*

f

mit der Trommel löst der Schlag. Der Markt mir, wenn man- den mag!
 dann neue Schritte löst für Schritt, jungen al- la wo- ge mit!
 der- um nicht! Ich sch- re frun, und dem will die Hof- mit sein!

mf

Tra- la- la, ein laßt mich gehen! Tra- la- la, die Stimmen klingen!

Klavier *mf*

f

Tra- la- la, der Auhörle spricht: Es ist Wander- zeit!

Klavier *rit.*

K i n d e r l i e d e r

Von Max Lindow.

Leibgericht.

Ach, ich hab es gleich gerochen,
Mütterchen will Reis heut kochen,
Reis mit Zimt und Zucker drauf —
ich ess' sieben Teller auf!

Reis! Und dazu wird es eben
auch noch Eierkuchen geben!
Seht mein lustiges Gesicht:
Heute gibt 's mein Leibgericht!

Au! das soll mir aber schmecken!
Alle Finger will ich lecken!
Immer wieder ruf ich: „Na,
ist denn noch ein bißchen da?“

Große Wäsche.

Mutter hat heut flinke Beine,
hängt die Wäsche auf die Leine,
sieht zum Himmel, bittet fein
nun um Wind und Sonnenschein.

Sonnchen hat wohl heute Grillen?!
Ist der Mutter nicht zu Willen,
zieht den Schleier vor 's Gesicht
und spricht: „Nein, ich scheine nicht!“

Doch der Wind bläst auf die Backen,
kriegt die Wäsche hart zu packen,
reißt und zerrt und zieht sie sehr,
flattert mit ihr hin und her!

Alter Wind, was soll das heißen?
Soll die Wäsche denn zerreißen? —
Das ist aber allerhand —
wirft mein Hemdchen in den Sand!

Sonne hat wohl ausgeschlafen,
will nun auch ein wenig schaffen!
Doch der Wind ruft: „Papplapapp,
ich nehm' schon die Wäsche ab!“

Kirschen.

Hurra, jetzt hat es keine Not,
nun sind die Kirschen reif und rot,
die Kirschen, ja, die Kirschen!

Seht da, der ganze Baum ist voll!
Ob ich sie alle essen soll —
die Kirschen, ja, die Kirschen?

Ach, nein, ihr alle kriegt was ab!
Sie sind in diesem Jahr nicht knapp —
die Kirschen, ja, die Kirschen!

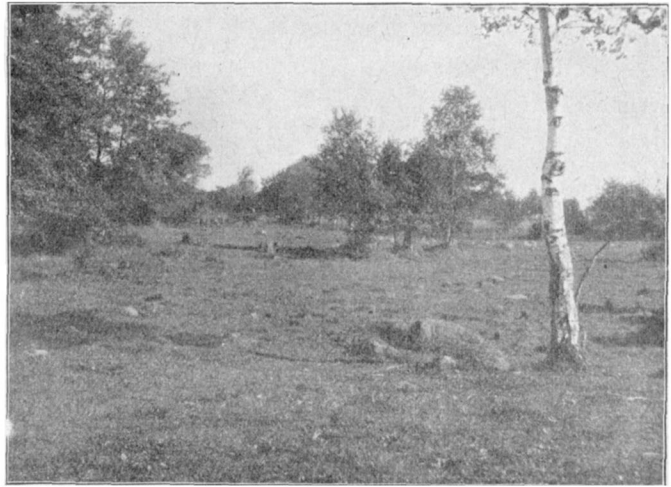
Du kleiner Spatz, was willst denn du?
Du guckst ja immer, immerzu
nach Kirschen, ja nach Kirschen!

Na, warte nur, du kleiner Mann,
auch du kriegst Kirschen dann und wann —
ja Kirschen, Kirschen, Kirschen!

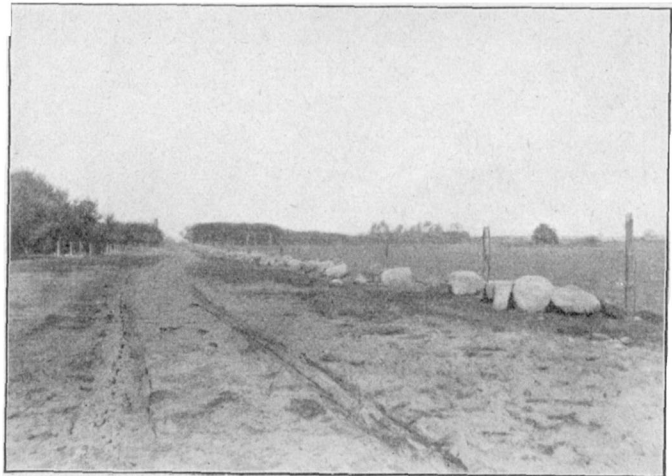
Steine am Wege.

Bildbericht und Aufnahmen
von W. Groß.

Im Wollschower Sandfelde liegen an manchen Stellen die Findlinge noch unberührt. Bild 1.



Nach schwerer Arbeit ist der Boden von Wurzeln und Steinen befreit. Die Steine ruhen wahllos am Wege (Wollschow). Bild 2.



Im Laufe der Jahre schichtet die ordnende Hand die Wegsteine zu Mauern auf (Wollschow). Bild 3.



Der Steinreichtum läßt den Bau langer Wegeinfassungen zu und ermöglicht außerdem noch die Trennung einzelner Ackerstücke (Wollschow).

Bild 4.

Die vorstehenden Bilder sind an ein und demselben Wege aufgenommen. Je näher man dem Dorfe kommt, desto älter, bemooseter und dornüberwuchert wird die Steinpackung. Sie reicht von der Randow bis an den Dorfeingang, ist etwa 2 km lang und die umfangreichste des Kreises.



Bild 5.

Die Steinpackungen als Wegeinfassung sind in der Ackermark stark verbreitet. Sie gehören zum Dorf- und Landschaftsbild. Die schönsten fand ich bei Lübbenow (Bild 5 und 6).



Bild 6.

Sie säumten die Wege schon, als noch die Herden täglich auf die Weide gingen. Sie ruhen vielfach noch unberührt. Doch wo Pflasterungsarbeiten notwendig werden, verschwinden sie und stellen sich willig in den Dienst der neuen Zeit.





Bild 7.
Wegweiser bei Hekdorf / Bild 7 Vorderansicht, Bild 8 Seitenansicht desselben.
Bild 8.



Besonders schön geformte Findlinge stehen noch hier und dort als Wegweiser. Wie stumme Wegewarte mahnen sie an alte Zeiten. Der Uebersichtlichkeit und Schnelligkeit des Verkehrs wegen sind sie oft schon den neuen Wegweisern gewichen.

Bild 9. Wegweiser zwischen Kleisshöhe und Lemmersdorf (Abzweigung Strasburg). In Kleisshöhe stehen am Ausgange nach Fahrenholz und Lindhorst noch zwei mächtige Wegweiser, die aus einem Stein geklobt sind. Jedoch sind sie zwischen Gartenzaun und Leitungsmaffen eingeklemmt, so daß ihre bildliche Wiedergabe unschön wirkt. Gewaltige Wegweiser finden sich bei den Mellenauschen Gütern. Ein Findlingsblock gab 6 große Steine von denen jeder über 2 m Länge aufweist. Als ich einen davon (Hardenbeck-Mellenau) im Lichtbilde festhalten wollte, war er leider verschwunden. Er ruht augenblicklich noch in Mellenau und soll der Nachwelt erhalten bleiben.

Bild 9. Wegweiser zwischen Kleisshöhe und Lemmersdorf.





Bild 10. / Wegweiser bei Wolfshagen.

aus Findlingen geformt. / Waren die Findlinge so groß und schwer, daß ihre Fortbewegung besondere Schwierigkeiten machte, so verblieben sie auf dem Acker. Der Pflug macht ihnen heute noch ehrfurchtsvoll Platz. Die Feldmarken Menkin (Schlitterstein), Fahrenwalde und Strehlow erhalten die schönsten von ihnen. (Siehe Heimatkalender des Kreises Prenzlau, Jahrgang 1926, Seite 111 und 113).

Bild 11. / Wegweiser bei Lübbenow.



Im Bereiche von Wolfshagen und Lübbenow zeigen die Wegweiser obige und nebenstehende Gestalt. Der Meißel des Steinmehzen hat sie

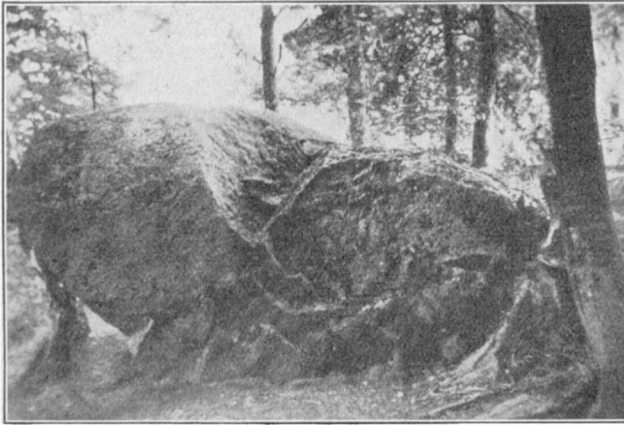


Bild 12.

Im Jahrgang 1932 unseres Kalenders gaben die Monatsbilder Gedenksteine wieder. Sie sind einst stille Hüter der Scholle gewesen und reden zur Nachwelt von dem Geschehen des großen Krieges.

Oft erinnern sie an einzelne Männer und an Ereignisse aus ihrer Zeit. (Wrangelstein in der Melzower Forst, Stülpnagel-Denkmal bei Grünberg). Zwei von ihnen soll unser Bildbericht noch bringen, sie stehen in der Großen Heide bei Prenzslau.

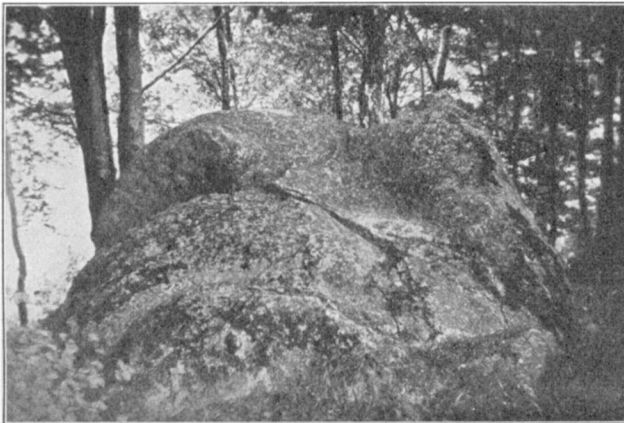


Bild 13.

Bild 14 Gedenkstein für Hans Karl von Arnim-Kröchlendorff in der Kröchlendorffer Forst.

Bild 14.

Opferstein bei Kreuzfrug (am Bahnkörper Kreuzfrug-Fährfrug) zeigt (Bild 12 links oben) ein roh eingemeißeltes Kreuz (Bild 13, heller Fleck) und eine schalenartige Vertiefung.

Frau Sage sitzt neben vielen Steinen und erzählt manchem Besucher ihre Geschichte. Nicht selten sind sie auch die Stätten alten Brauchtums gewesen, wie der Opferstein bei Kreuzfrug.



Bild 15. Dem Stadthauptförster Otto Nöring errichtete hier inmitten einer Eichenschonung die Stadt Prenzlau einen Gedenkstein zur Erinnerung an sein fünfzigjähriges Dienst-Jubiläum. Das Bild zeigt den nunmehr Achtzigjährigen an der Stätte seiner Ehrung.

Bild 15.
Aufnahme von
S. Nöring, Dauer.

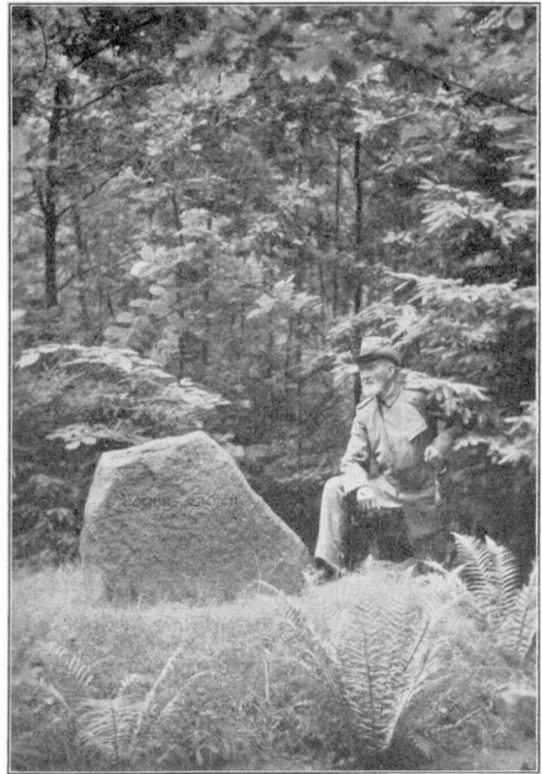
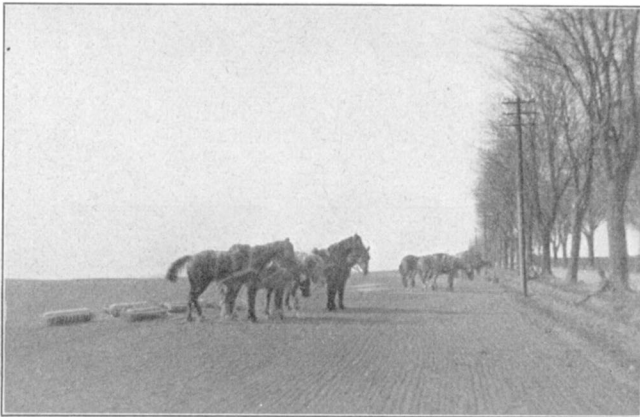


Bild 16. Brotzeit.



Angehindert gehen heute die Ackergeräte über die Heimatscholle, die ihrer Wächter beraubt ist. / Steine am Wege, die hier gezeigt werden, sind es wert, der Nachwelt erhalten zu bleiben.

Heimkehr.

Von G. Schulz.

Ich streck' mich aus — und fühl' die Seligkeit
Der Ruhe auf der alten Lagerstatt.
Endlich zu Haus; für lange Zeit befreit
Vom Staub und von der Hast der großen Stadt.

Ganz still lieg' ich, hör', wie die Gule ruft
Und wie die Linde sich im Nachwind regt;
Wie liebe Hände streichelt mich ihr Duft,
Wenn ihn ein Luftzug in das Fenster trägt.
Ich hör' noch, wie am Tor der Hofhund bellt,
Dann schlafe ich mit frohem Herzen ein;
Durch meine Träume wogt ein Weizenfeld,
Und lockend rauscht der grüne Wald hinein. —

Se drögt ehr Last wierer.

Von E. Sendte.

Gistern harr't in d' Zeitung stohn: Lisabet Tembrink und Otto Hohensee, Verlobte. Unner Lüüd, de süß ehr Sorgen mit sun Angelegenheiten hebben, de hier mäkeln und dor hökeln, de harrn ditmol gor keen Ursach to sowat. Otto wass 'n düchtigen, orndlichen Kärl un Lisabet 'n good Mäken. Dat groot Frogteeken, dat süß Mowersliid und Bekanntes moken deern, dat möök hier de Brut alleen. Gewiß un wahrhaftig! Se weer Brut, glücklich Brut, und harr bi alledem ehr Sorgen. Nich, dat se ehrn Otto nich lieden künn. Wer süll sun frischfründlich Mannsbild nicht gärn hebben. All Mäkens mit un ohn Geld harrn sich dat Genick no em binoh ut Rick un Schick mofft. Un Otto harr sich Geld sport. Fief Johr weer he nu al Stadtgärtner, weer richtig inwirtschafft' mit sien Mudder, höl sich 'n Koh, harr Schwien, Kaninken, Höhner- un Entenzucht un een groot Deenstwohnung för ümsüß.

De Deenstwohnung, de weer't, de geew Anstoß un Ursach to Lisabet'n ehr heemlich Koppwehdog. Diss' Wohnung stüend midden up'n Kirchhof. Na, doröwer har se sich noch wegfett' trängen. Dat harr se woll noch in Koop nohm. Awer dat fotofeggen mit de Wohnung unner een Dach de Hall för de Dooden leeg, dat keem ehr nich ut den Sinn. Se künn eenmol keen Sark un keen Dooden sehen, und nu süll se noch gor mit ehr Wand an Wand wohnen? Na, dat güng öwer ehr Kraft. Ehr Hoffnung weer ümmer west, dat Otto doch noch in d' Stadt trecken mücht. Den Glauben lööt se oof nich saken.

Otto künn sun Kinneri nich insehen.

„Dat ward sich gewennt, Lisabet“, harr he öfter as ees seggt.

Awer Lisabet wull sich nich öwertügen loten.

„N Sark und Dooden kann ich nich sehen.“ Un dorbi bleew se.

Den leßten Winter weer Otto sien Mudder storben. De Tosfall harr dat woll so wullt, dat üm de Tied Lisabet gerod krank weer. So künn se nicht hen tum Gräwnis, un ehr Mudder müßt jo oof tohus bi de Krank bliewen. Votter reißt dorüm alleen hen.

„Nu ward'n ji woll bald Hochtied hollen müdden“, sár Votter Tembrink to sien Schwiegerjöh, as de em werrer tum Bohnhof bringen deer.

„Dat darf gor nich mehr so lang durn“, meint Otto, „mi is't je eher, je leewer. Lisabet will hier jo nich hertrecken, awer ik dent doch, dat sich dat noch giwt.“

„Quackeli van dat Mäken“, gnurrt de Oller blot, un dunn weer't so wiet tum Adjeseggen.

De Hochtied keem, un allst, wat dor so mit vermofft weer, lööt Lisabet kum Tied, an dat to denken, wat ehr nich recht weer.

„Is jo oof mögliche, du gewennst di doran.“ Dat bleew ehr schwak Toverlicht un klein Trost. Erst as se Afhschied nehme van ehr Döllern, keemen ehr all Bedenken duppelt un dreefach. Se schreeg binoh as'n klein Kind, dat sich vör wat Schrecklichs ängstigt. Otto wass' wirklich licht, as he s' glücklich in Zug to sitten harr. Deufat oof, mit sun Sperenzken harr he gor nich rek'nt.

Awer nun weer Lisabet oof werrer toversichtlich. So, se schomt sich binoh vör Otto'n, ehren Mann. Un fest nehme se sich vör, sich to betwingen un nich werrer sun Wesens to moken. Wo süll denn dat oof hen. Se weer doch keen klein Kind mehr.

Un Dort un Stell weer allst vör den Empfang toricht't. Otto sien Brorer mit Fru begrößten dat jung Ehepoor vör de Husdör, an de een Girlanj van Buschbom de Inschrift dröög: Herzlich willkommen! Wo schön weer de Wohnung torecht mofft! Wo röök dat ganz Hus no Kaffee! Lisabet packt noch fief Sorten Hochtiedskooke ut, un all Sorgen weern vergäten. De Hochtiedsfrü würd noch ees döörnohm, de Manns rookten, de beiden Schwägern drünken ümmer noch een Tass, und as se späder de Stuben un Kommern, de Köken, Keller un Bön befecken, weer Lisabet doch 'n klein Kind, so freute se sich öwer allst. Un Otto, den güng dat genau so. Sun schier Nest, sun mollig Fru, mit wem süll he woll tutschen?

Dree Dog weer Lisabet nun al dor. Otto weer den nächsten Dag gleich werrer an sien Arbeit gohn. De Boamschool, in de he den ganzen Frühjohr un Sommer öwer weer, leeg kum twee Minuten af, gleich gegen den niegen Kirchhof. Dat weer fein. Nu künn he af un to ees tohus vörspäken. Sien jung Fru den ganzen Bör- un Nomiddag alleen to loten, dat güng jo binoh nich. Un he müßt sich jo oof oft wat ut den Stall un den klein Wirtschaftrum hollen. Ees fehlt em Handwartstüg, dennoch brukt he Bast un Boomwachs, öfters weer de Hipp oref dat Otuleermeh stump. Dat bröcht he denn allst glicke in Ordnung. Süß harr dat de Lehrjung mofft. Awer Lehrjongs sind eben Lehrjongs. De bring'n bald 'n falsch Sog, nicht dat richtig Weg, de falsch Rießer un den stumpen

Spoden. Doriim mööt Otto de Gäng nu alleen un harr oof noch 'n Minut Tied, Lisabet'n in de Dogen to kieken, ehr de Baden to stroken, dat Schörtenband uptobinden, un wat süß jung Lüüd, de drie Dog vertriegt sind, förn Schnack anstellen.

Alem de Middagsstund keem Lisabet wahrhaftig vör Klock twee nich tum Afwaschen. Awer dat rönnt ehr jo oof nich weg. De No-middag weer jo noch lang genoeg.

Ban dat, wat sich twischen dit jung Glück drängen wull, van de ol Angst, dorvan würd gor nich red't.

„Se ward sich ganz sacht an allst gewinnen“, jo beruhigt sich Otto.

„St ward dat woll all noch anward'n“, dat bleew Lisabet'n ehr Trost.

Hüt vormiddag harr se Möbel ümstellt. Ehr Nähgdisch harr annern Platz krägen. Worium, dat seeg Otto gleich, as he tum Middag keem. Gent van de grot Arbegrännisser keef ehr dor to sehr up de Finger. Dok vör dat Kommerfenster weer 'n dicht Gardin treckt.

„Dormit dor nich jerer rinkieken kann“, harr se meint, awer Otto wüßt woll, dat dat nich möglich weer, dor güng jo gor keen Weg oder Stieg vörbi. Awer Krüzer weern to sehn, Krüzer, luter Krüzer.

Den Nomiddag an difsen Dag weer de jung Fru Hohensee boben in de Bönstuw. Se wull een Veel van ehr Altstüer in de grot isenbeschlogenen Tod inrümen, de dor stünd as 'n Arwstück van ehr verstorben Schwiegermudder. Niescheerig keef Lisabet ut dat Fenster. Se künn van dor ut de grot Allee gerod langsehen. Dor keem eben den Weg rup de grot schwart Wogen mit de süßern Verzierung, de Wogen, in den'n all Lüüd ees ehr leßt Reiß antreden. Immer neeger keem dat unheimlich Gefährt. De beiden Schwarten dorvör nickten mit de Köpp, twee Doden-gräwers in schwart Röck un Schirmmützen harrn de Pärde an' Tumtögel. Nu föhrten se dicht bi dat Bönfenster vörbi, böögten links üm de Eck un höölen an. Un nun wüßt Lisabet, dat se mit 'n Doden unner een Daek weer. Deep holt se Oden un drückt mit de linker Hand up dat Hart. Mein Gott! Wat ward dat! Se lööt allst stohn un liggen un güng rasch no unner. Biellicht weer Otto — — — weer Otto dor!

Wo se de Trepp runner kommen weer, wüßt se gor nich.

Un kiek! Otto keem oof gerod in de Husdör rin. He harr jo den Wogen oof sehn. Fründlich lacht he ehr to, kreeg se üm de Talj to foten un dreht sich drie, veer Mol mit ehr rund.

Dunn erst, in de Köken, gewohrt he, dat Lisabet friedenwitt utseeg. Un nu leggt se den Kopp an sien Schuller un schluchzt een poor Mol up.

„Lisabet!“ Otto streek ehr öwer de Hoor.

„Wess doch vernünftig, di deit doch keen Minsch wat. De Dooden sind dot, dat sind de friedlichst Lüüd, de 't giwt.“

Endlich harr se sich beruhigt.

„Geihst du hüt noch weg“, fröög se heesch un halw lud.

„Nä!“ lacht he nun lud, „keen Schritt mehr, dich bi di blieb ik, un keener sall di wat don.“

Arbeit harr he allermeist, awer dit hier güng vör. „Helf ehr wenigstens öwer den Anfang weg, dat zweet Mol is 't nich mehr so schlimm.“ Obends seeten se in de klein gemütlich Bohnstuw. Otto lest in de Gärtnerzeitung, Lisabet awer türrert an sun nimoodsich Handarbeit, sun Ort Wullweberi. Uemmer wenn se hochkeef in Otto sien Dogen, denn twiing se sich tum Lachen, awer ehr Dogen stroften ehr Lügen. Klock teihn güngen se to Bedd. Lang durt dat nich, un Otto weer bi sien Tätigkeit as Gärtner, he füng an to sopen, Lisabet awer leeg un schmeet sich van een Sied up de anner.

Leg gegenan, dor hinner de Wand, nich oof eener lang utgestreckt. Wenn se nu de Dogen tomöök un inschlööp, weer se denn nich oof dot? Un klipp un klor, schier witt angepuht, seeg se sich in 'n Sark liggen. Ehr Anverwandten stünden in schwart Kleeder bi ehr rüm, rohrten un flogten. Fremd Lüüd keemen un drückten ehr'n Mann, Botern un Muddern de Hand. Nu keemen de Manns mit den schwarten Deckel. Grod wull'n se ehr dat Dings öwer'n Kopp stülpen, dunn schreeg se up un seet piel in 't Bedd.

„Otto!“

Otto harr Licht moft un beruhigt se werrer. Seemlich awer flooft he öwer sun Zucht.

Morgens weer allst vergäten. Jerer güng sien Beschäftigung no, un red't würd oof nich mehr dorvan.

Lisabet nehm sich barbarisch tosam'n. Se seeg un markt, dat Otto mit ehr lieden deer.

Awer acht Dog später werrerholt sich dat selwige Theater.

„Wat mößt du blot dormit?“ So grüweleert Otto Dag üm Dag.

Begreden? In 'd Stadt 'n Wohnung nehm? Denn müßten em woll d' Lüüd utladen. Harr he sowäl Geld, dat he jerern Monat teihn Dohler togewen künn? Dorunner kreeg he doch keen Süßung.

För den nächsten Sünndag weer Otto mit sien Fru inladen no sien Broder. Dor weer Geburtsdag. Se trööfen noch anner Bekannten, un dat güng ganz lustig to. Vertellt würd van dit un dat, un een van de Frugens wüßt ganz wat Niegs: „Mutter Zichersjch“ — dat weern Kleinrentnerfru van't Johannisstift — „de het dree Dog un dree Nächt an een Tour schlopen. Hüt Middag fall se nu storben sind, awer de anner Stiftsfrugens seggen, dat se nich richtig doot sal sind.“

Un nu kromt de ol „Generalanzeiger“ van ehr Erlewnißer sowat Aehnliches ut un vertellt mit al de grulich Eenzlichkeiten van een Schiendoden, de grad werrer upwokt weer, as se em den Sargdeckel harr öwerstülpen wullen.

„Du ol Trampel“ dacht Otto gerod bi sich, denn föl sien Fru in Ohnmacht. Se teem zwor werrer to sich, awer mit den Geburtsdag wert för ehr to En'n. Noch vör't Obendbrot güngen se no Hus. Den selwigen Obend awer frög Lisabet, of se morgen nich 'n poor Dog no Hus föhren künn. Se harr ehr Dellern al fief Wochen lang nich sehen. „Dat is ook so“, stimmt Otto ehr to. „Wenn du di morgen früh so föhlst, bring ik di tum Söbenzug an d' Bohn. Un denn bliwst 'n poor Dog tohus, nich?“ Un he nehm sien Lisabet in den Arm un drückt se fest an sich. „Blot so lang, bet Mudder Zichersjch unnert Erd is.“ Mit de Gedanken packt Lisabet noch hüt ehren klein' Kuffert, un Otto weer still för sich deselwig Ansicht.

As he den annern Dag van d' Bohn keem, steeg he no den Bön. He wull een Geschicht Blompött no unner holen, de he de nächsten Dog brucken deer. N' halw Mandel van de Dinger dor boben weern insprungen. He stellt de Invaliden bisiet un grad dorhen, wo de Brandmur, de sien Bön van de Dodenhall trennen deer, 'n Schliß in 't Muerwart harr. In diß Deffnung, de tum 'n Steen breed un 'n halwen Meter hoch weer, stünden de ineinander geschoben Pött ganz good un keen in 'n Wegen. Dat de schwart Roter ümmer hier sien Dörchgang harr, woher süll Otto dat weeten. No-middags gegen Kloß sössen bröchten se richtig Mutter Zichersjch.

Erst wull Otto dißen Obend een bät weg-gohn, awer noher bleew he doch tohus, wiel dat bannig schlecht Werer worden weer. Regen un Vogel schlog an de Fenster, un de Storm füng sich in all Husedeen, dat de Dörn bibberten un de Schostiens hüllen. De Kloß harr elf schlogen; Otto weer mööd. Gerod leggt he sich up dat Sofa hinnenöwer un will so recht schön hoo-jopen, denn schleit un klirrt gegenan in de

Dodenhall wat to Bodden, as wenn Teller un Pött in dusend Scharbel gohn. N' Schreck kriegt he woll up 'n Ogenblick, awer folkblötig bliwt he doch as 'n Hund'nshnut.

Wat dat sind mag? Wer wett? Mudder Zichersjch sicher nich.

Ruhig steiht he up, treckt sich den Regenrock an un kieft, sien Eichmann in d' Hand, rüm no de Olsch.

Düster un ruhig steiht de Sark, awer nich wiet van em, to Koppend, liggen de Scharbel van' n halw Duzend Blompött, un een dodig Mus dorbi. De het de schwart Roter vör Angst fallen loten, as he mit de Geschicht dolmaracht is.

„Wenn dit Lisabet miterlewt harr — — —“ he mag gor nich wierer denken.

Nu schlütt he werrer to un geiht rüm. Sell un fründlich strohlt sien klein Wohnstuw, awer dat best fehlt em hüt, un dat is doch sien klein ängtlich Fru.

Diß Nacht sitt Otto noch lang up un grüwelt. De Kloß schleit twölf, se schleit een. Otto sitt noch ümmer un denkt no. Eben is he bi de Stadtverord'nen. Worüm sind de Lüd vör 'n poor Johr so engherzig un kortfichtig west, nich gleich de Hall för den Doden an de nieg Friedhofstapell antobun. Dat weer vör dree Johr een Afmoken west. Awer so sind jo de Lüd. Flickwart öwerall. As se früher ees de Gärtnerwohnung massiv buten, löten se de ol höltern Hall dorgegen stohn. Wenn nun ees de Friedhofstapell olt ward sind, denn mögen se gewiß 'n ni Dodenhall dorankliestern. Dewer diß Geschichten bröög he, bet de Kloß twee schlöög. Dor kreeg he 'n Schreck. Dünnersachsen! Nu awer unnergeschoten. Awer noch lang drehgten sich de Gedanken üm de massiv Wohnung un de höltern Dodenhall, massiv — — höltern — — massiv — höltern — — so wöltert sich dat in sien Kopp hen un her. — — —

Gerod wull he indruseln. denn klingelt de Wecker.

Den zweeten Dag keem van Lisabet 'n Kort, — wo schön dat werrer ees tohus bi Muddern weer, un wenneer se kommen süll?

„Kommen süll?“ „Noch nich!“

Gerod, as Mudder Zichersjch an 't Graw in-segert würd, schlöög dicken Qualm ut de Dodenhall.

„Fier!“ bröllt eener van de Truergemein. De Pastor künn fix noch Amen seggen, denn lööpen se all, wat se können.

„Wo is denn Otto Hohensee? Zoot doch eener no 't Boomschool!“

Awer dor keem he al angeprescht, uter Luft, ohn Oden.

„Hierher!“ brüllten wat. Alarmeert de Fűrwehr! De ol Pump stãhnt un bibbert un verschluckert sich rein, sovãl Woter sïll se up ees gewen. Otto sprüng mit dree, veer Mann up 'n Bön. Hier leeg de eenzig Gefohr för sien Wohnung. De Schliß in den Brandgãwel. All Emmer, de in de Wirtschafft weern, stüinden hier parad.

„Lot doch den Dreck brennen“ seggt eener. Un jo würd't ook. De Fűrwehr teem zwor, awer ehr Sorg weer wen'jer de Hall, as de klein Stall, de een båt iim dat Hus rüimkeef. Se mööt dat Dack natt, un no een halw Stund weer al Gefohr wörbi un de Hall een Hümpel verkohlt Balkenwefen un glöhnig Asch.

Eener mööt noch 'n Wiß, as he meint, Mudder Zichersch harr woll Angst vör 't Krematorium hadd; dunn güngen se all no Hus.

Dewer de Ursachen würd jo noforcht, awer eener van de Dodengräwers meint jo, dor müßt eent van de Lichter ümfall'n sind. Dor hebben denn de Decken un de klein höltern Altar Fűr fungen. Anners kann 't jo gor nich west sind. Dat lücht de Polizei denn ook in.

As dree Wochen später buten up 'n niegen Kirchhof dicht an de Friedhofskapell de Grundsteen för een nieg Dodenhall leggt weer, het Lisabet tum eersten Mol no ehr Hochtied ut vullen Harten lacht.

Gen Zenterlast harr sich van ehr Bost wöltert. De Angst, de se utstohn harr, de awer dröög nur eener as Schuld mit sich rüim, as heemlich Schuld vör den irdschen Richter. Of ook vör den himmlischen, doröwer — seggen wat — löt sich in dißsen Fall Frieden.

Die küßenden Engel.

Nacherzählt von Pfarrer Peters, Berlin-Schöneberg.

Still ist's in der Sternhagenschen Kirche, noch hat der Gottesdienst nicht begonnen, und das ist so recht die Stunde, wenn draußen die Sonne brennt, zu sinnen. Wenn der Blick so über die uralten schönen Schnitzereien und Bilder von Kanzel zu Altar wandert, bleibt er immer wieder an den sich küßenden Engelsköpfchen in der Mitte der Kanzel hängen. Mit ihnen hat es folgende Bewandtnis. Vor langen Jahren, als noch die Schatten des Dreißigjährigen Krieges über dem Dörflein lagen, kam eines Tages auf hohem Wagen eine Familie ins Dorf gezogen und ließ sich auf einer verwühteten Hoffstätte nieder. Bald hatten sie ihre Sachen ausgepackt, und nach kurzer Zeit sah man auch ihre beiden Kinder fröhlich umherspringen. So fröhlich wie die Kinder waren, so verschlossen waren ihre Eltern. Die Frau ließ sich gar nicht sehen, und wenn der Mann auf seinem Felde arbeitete, sah er immer finster und böse drein. Nur in einem unterschieden sie sich. In der Kirche saß die Frau mit ihren Kindern sonntäglich, aber sie hatte immer ein vergräntes Gesicht. Der Mann mied die Kirche, man sah ihn niemals darin. Und dennoch schien dem letzteren alles zu glücken. Sein Hof war bald der schönste im Dorf, und seine Felder hatten nie unter Hagelschlag zu leiden, wenn das böse Wetter über den See heraufzog. Da eines Tages gerade, unter der Mittagsglocke, läuft die Mutter der beiden reizenden Kinder schreiend und wehklagend aus ihrem Hause auf die Straße: „mien Kind is dod!“ Mitleidige Nachbarn kommen und finden das eine der beiden

Kinder entseelt auf dem Bett liegen. Ganz bleich sah es aus, wie wenn kein Tröpflein mehr in dem Körper wäre. Kopfschüttelnd versuchen die Nachbarn die trostlose Frau über den Tod ihres Kindes zu trösten. Was war es für eine traurige Beerdigung, wußte doch niemand, woran das so gesunde Kind plötzlich gestorben war. — Wieder gehen die Jahre dahin. Da nach drei Jahren, wieder um die Mittagsstunde, ereignet sich der gleiche Vorfall. Schreiend und halb irre vor Aufregung läuft die unglückliche Mutter aus ihrem prächtigen Hause und bricht ohnmächtig auf der Straße zusammen. Wieder findet man das zweite, noch eben so gesunde Kind entseelt in der Stube liegen. Doch nach der Beerdigung gab man keine Ruhe. Aller Verdacht fiel auf den Vater, der bleich und schweigend bei dem Tod seiner Kinder dagestanden hatte. Schließlich nach langem Zeugnen gab er auch zu, das Leben seiner beiden Kinder für den Reichtum und Wohlstand dem Bösen geopfert zu haben. Was half es, daß er hingerichtet wurde! Die schuldlose Mutter mochte nicht mehr auf ihrem prächtigen Hof wohnen. Bei der ersten Gelegenheit verkaufte sie alles, und da sie das Sündengeld nicht behalten wollte, schenkte sie der Kirche den prächtigen Kanzelaltar und zum bleibenden Gedenken an ihre armen Kinder ließ sie ihre Gesichter genau nachbilden und das Zeichen der Dreieinigkeit darüber setzen. Gottes Auge würde auch mit Erbarmen auf ihre schuldlosen Kinder sehen und sie in sein Reich aufnehmen. Das war der armen Mutter Trost bis an ihr Lebensende.

Bürgermeister Carl Brunner

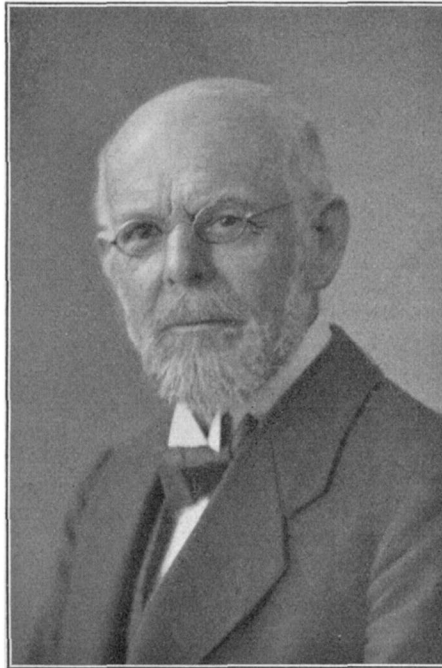
ist am 29. Mai 1933 zur ewigen Ruhe eingegangen. Er wurde am 25. Juli 1855 in Wartenberg (Elbe) geboren, ist also fast 78 Jahre alt geworden

Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte er Jura u. war nach Absolvierung des juristischen Vorbereitungsdienstes kurze Zeit in Elsterwerda als Rechtsanwalt tätig. Im Dezember 1883 wurde er Generaldirektor der Verwaltung der Gräfllich von Keedern'schen Fideikommißgüter und Forsten. Am 1. Januar 1891 trat er als befohlener Stadtrat in

den Dienst der Stadt Prenzlau und wurde am 3. Januar 1906 zum 2. Bürgermeister gewählt. Nach 33jähriger Tätigkeit in der städtischen Verwaltung ging er am 1. April 1924 in den Ruhestand. Viele Jahre hat er die Stadt Prenzlau auch im Kreistag und im Kreisauschuß unseres Kreises vertreten. In seltener Treue und Pflichterfüllung

hat der Entschlafene in schweren und in guten Zeiten der Stadt Prenzlau gedient, besonders hat er sich um das Fürsorgewesen

große Verdienste erworben. Es war ihm Herzensbedürfnis, die Not, soweit das in seinen Kräften stand, zu lindern. — Er war freundlich u. hilfsbereit gegen jedermann.



Seit 1894 war der Verstorbene Jahre lang im Auftrage des Meteorologischen Instituts Berlin Beobachter der Prenzlauer meteorologischen Station. Er war ein großer Freund der Natur und hat sich viel

mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt.

Mit dem Verstorbenen ist ein Mann von hoher, aufrichtiger, edler Gesinnung und vielseitigem, großen Wissen dahingegangen. Die Bevölkerung der Stadt und des Kreises Prenzlau, mit der er aufs Engste verbunden war, wird ihm ein dankbares und ehrendes Gedenken bewahren.



Hünenbett von Wollschow. Im Hintergrund kleine Steinplattenkammer mit 3 Kindersteletten (die jetzt im Märktischen Museum ausgestellt sind).

Das Riesensteingraberfeld bei Wollschow

Von Univ.-Professor Dr. Albert Kieckhefer.

als Kulturschutzgebiet.

Lange genug sind Millionen und aber Millionen unserer deutschen Volksgenossen gedankenlos oder wenigstens gedankenarm an den Denkmälern unserer eigenen Vorzeit vorübergegangen. Selbst Gebildete und Hochgebildete, die mit den Pyramiden Aegyptens und mit den Ruinen Trojas, Mykenes und Kretas wohlvertraut sind, die von den Ausgrabungsergebnissen in Kleinasien, Palästina und Mesopotamien beim Tee und am Strande glatt zu reden wissen, kommen in Verlegenheit und zeigen oftmals eine geradezu verblüffende Unwissenheit, wenn das Gespräch auf heimische Altertümer überspringt.

Ganz so schlimm allerdings, wie es vor 25 Jahren war, ist es heute doch nicht mehr. Heimatvereine und Gesellschaften für deutsche Altertumskunde haben im Stillen, aber immer weitere Kreise ziehend, aufklärend gewirkt. Die

deutschen Vorgeschichtsmuseen sind zu neuem Leben erwacht und haben neues Leben selber wieder geweckt und verbreitet. Die Wissenschaft, die sich endlich auch mit der heimischen Urzeit gründlich und liebevoll beschäftigt, hat einen ungeahnten Aufschwung gewonnen. Ausgrabungen großen und größten Stiles auch auf deutschem Boden haben das Interesse weitester Schichten mehr und mehr in Anspruch genommen und die Schulen jeder Art, von der Volksschule bis hinauf zur Universität, haben zur Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse ihr redlich Teil beigetragen. So gibt es heute doch schon recht viele, und namentlich recht viele Vertreter der jüngeren Generation, die auf manchen Gebieten der heimischen Vorgeschichte gut Bescheid wissen.

Es ist also wirklich schon ganz anders als es vor 25 Jahren war. Damals traf man kaum

einmal auf jemand, der auch nur eine geringe Ahnung hatte. Heute zählen die Vertrauten nach Zehntausenden, und wer noch gar nichts weiß, sieht sich leicht schon als trauriger Ignorant gebrandmarkt.

Und nun gar im neuen Reich mit allen Bestrebungen für besseres Verständnis des Werdens und Wachsens unseres Volkes, für Erforschung und Ergründung der Quellen unseres gesamten Volkstums, mit seiner Pflege alten Brauchtums und seiner Wiederbelebung uralter, ehrwürdiger Sitten, mit seiner Ehrfurcht vor allem, was mit Ueberlieferung in Zusammenhang steht, mit seinem Sinn für Rassenforschung, Rassen-erhaltung und Wahrung alten Erbgutes, im neuen Reich muß und wird der Vorgesichte und den Denkmälern der eigenen Vorzeit bei Erziehung und Unterricht des deutschen Menschen noch ein ganz anderer Platz eingeräumt werden als es bisher geschah.

Unsere Kinder und Enkel werden einmal mit ganz anderen Augen die Zeugen der eigenen Vergangenheit betrachten. Wenn sie auf einem der vielen Burgwälle stehen, die in Ostdeutschland noch heute vorhanden sind, dann wird ihnen die Zeit vor 1000 und auch vor 3000 Jahren lebendig werden; wenn sie an einem der unzähligen Grabhügel vorübergehen, an denen die Bronzezeit so unendlich reich ist, dann werden die auf ihnen wachsenden Eichen, Kiefern und Tannen raunen und rauschen von den Taten der Väter in grauester Vorzeit, von dem Heldenzeitalter der heimischen Urzeit, und wenn sie wieder mit ihren Kindern und Enkeln eines der gewaltigen Riesensteingräber betrachten, dann werden sie ihnen erzählen von jenen fernen Tagen, als man in deutschen Landen das Eisen und auch selbst die Bronze noch nicht kannte, als man mit Stein-
 waffen gegeneinander zu Felde zog und nur mit Holz und Steingeräten die mächtigen Findlingsblöcke bearbeitete, sich seine Holzhäuser errichtete, dabei doch schon Gerste, Hirse und Weizen baute und beinahe sämtliche Haustiere züchtete, die heute ein Bauernhof beherbergt. Das war vor etwa 4000 Jahren!

Und wenn Du mich fragst, lieber Leser und liebe Leserin, wo Du am besten Einblick ge-



Grabkammer Nr. 2. Wollschow.

winnen könntest in diese längst verklungene Welt, dann könnte ich Dir aus allen deutschen Landen kaum einen günstigeren Platz nennen als das Riesensteingräberfeld von Wollschow in der Uckermark.

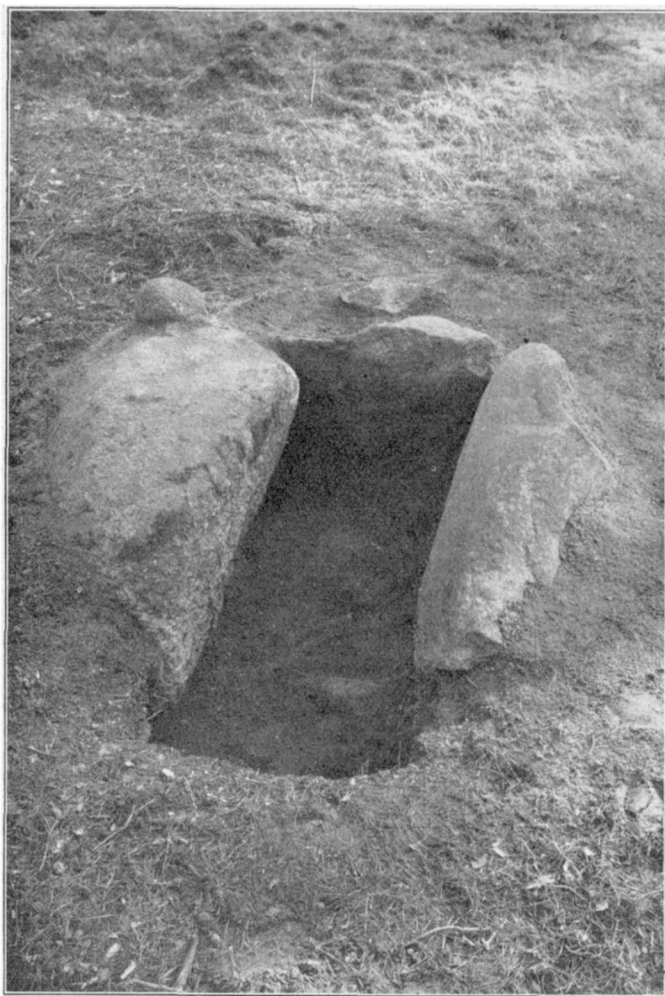
Wenn Du recht viel Zeit und nicht allzu wenig Geld zur Verfügung haben solltest, würde ich mit Dir eine weite Fahrt durch alle preussischen Provinzen und fast alle deutschen Länder unternehmen.

Ich würde mit Dir auf der Insel Sylt beginnen, wo der berühmte Denkhoog bei Wenningstedt wohl von allen Badegästen besichtigt wird, eine Riesengrabkammer, in die man mit Hilfe einer Leiter hineinsteigt. Ich würde Dir

die Ganggräber des im Besitze des verstorbenen Prinzen Heinrich befindlichen Gutes Hemmelmark und ähnliche andere Bauten in Schleswig-Holstein zeigen; wir würden die Riesenstuben in Oldenburg und Hannover, unter anderen die Steinhäuser bei Fallingb. besuchen, die zahlreichen und imposanten Gräber in der Altmark und in Mecklenburg, wir würden über Rügen und Pommern vordringen bis in das Gebiet der kujavischen Gräber, und würden auch die letzten Ausläufer der Riesensteingräberkultur in Mitteldeutschland nicht vergessen. Am Rhein würde Dir das gewaltige Erdwerk von Armin's Hochachtung abringen vor der Leistungsfähigkeit der Steinzeitleute und auf all diesen Wegen kreuz und quer durch deutsches Land hätte ich an Dir vorüberziehen lassen, was alle größeren und kleineren Museen an ungezählten Altentümern aus der Steinzeit aufgehäuft und erhalten haben, von Königsberg und Danzig und Breslau, Baulzen, Dresden und Leipzig über Halle bis hin nach Süddeutschland mit München, Stuttgart, Karlsruhe und Heidelberg oder in Koblenz, Köln, Gießen und Mainz. — Das alles würde Dir ein abgerundetes Bild der Steinzeitkultur Deines deutschen Vaterlandes geben auf einer Fahrt, die Wochen, ja am besten Monate umfassen müßte.

Hast Du aber nur einen einzigen Tag zur Verfügung, dann würde ich mit Dir von Berlin oder Stettin aus über Prenzlau oder Löcknitz nach Wollschow fahren, und Du dürftest staunen, was an Denkmälern aus der Steinzeit noch auf dieser einen einzigen Feldmark eines märkischen Dorfes übrig geblieben ist.

Vorgeschichtliche Kulturschutzgebiete gibt es in Deutschland nicht gerade viele. Dankenswerterweise sind eine ganze Reihe einzelner oder in kleineren Gruppen zusammenliegender Riesensteingräber bereits geschützt. Besonders die Provinz Hannover marschiert in dieser Beziehung schon immer an der Spitze, und der nimmermüden Energie des Kollegen Jacob-Friesen vom Provinzialmuseum in Hannover wird der Schutz noch manches wichtigen Denkmals verdankt werden müssen. In der Mark Brandenburg wurde das Hünenbett von Mellen und das Königsgrab von Seddin, beide in der



Grabkammer Nr. 5. Wollschow.

Prignitz, unter Schutz gestellt. Auch die Römerschanze hat man neuerdings gesichert.

Ein Riesensteingräberfeld vom Umfange des Wollschower ist meines Wissens im ganzen Reich bisher nicht bekannt geworden; sein Schutz kam also noch gar nicht in Frage. Steinzeitliche Gräberfelder ohne Riesensteingräber — mögen sie noch so bedeutend sein, wie etwa das von Jordansmühl in Schlesien — haben keine oder nur ganz wenige über dem Boden sichtbare Denkmäler hinterlassen, so daß sie als Schutzgebiete ebenfalls außer Betracht bleiben.

Wenn man vom römischen Limes und von Burgmauern etwa wie der Steinsburg bei Römhild absieht, bei denen es sich ja stets um Strecken, nicht um Flächen handelt, dürfte das

Wollschower Kulturschutzgebiet mit seinem 3 Hektar, 65 Ar und 61 Quadratmeter umfassen- den Flächeninhalt doch wohl das größte der- artige Kulturschutzgebiet in Deutschland sein.

Wir dürfen stolz darauf sein, daß es selbst in der Zeit größter Not und zugleich schlimmster Parteiverwirrung (1932) möglich gewesen ist, eine solche Kulturtat zu vollbringen. Es ist das doch wieder ein Beweis dafür, daß echt deutscher Sinn sich in entscheidenden Augenblicken nicht unterkriegen läßt und selbst unter schweren Bedenken und Opfern den rechten Weg findet.

Das größte Verdienst hierbei gebührt un- streitig der Kreisverwaltung, namentlich dem Landrat von Lettow-Vorbeck, dem Bürodirektor Fürstenau und dem Kreisauschuß. Sie haben auch in schwerster Zeit erkannt, daß es Barbarei gewesen wäre, Kulturgüter, auf die ein ganzes Volk stolz sein darf, der Vernichtung preiszu- geben.

Leicht ist der Kampf um die Erhaltung der Wollschower Gräber nicht gewesen. Jahre hin- durch hat es gedauert. Das Hin und Her, das Für und Wider in diesem Kampf wird späteren Geschlechtern einmal als interessantes Dokument der Jahre 1930 herum erscheinen. Der Erfolg entscheidet. Und der vermag nur reine Freude auszulösen. Der kaum noch zu erhoffende gün- stige Abschluß wurde durch eine Besichtigung herbeigeführt, die der Kreisauschuß unter Füh- rung des Landrats veranstaltete, an der auch Herr Rechtsanwalt Dr. Schwarz und Herr Büro- direktor Fürstenau teilnahmen und in der mir Ge- legenheit gegeben wurde, allen die Bedeutung der Riesensteingräber für die Geschichte unseres Landes und unseres Volkes ins rechte Licht zu setzen. Um anderen Verwaltungsstellen zugleich ein Muster vor Augen zu stellen, sei der Text der Abschlusßurkunde hier wörtlich wieder- gegeben.

„Zwischen dem Kreiskommunalverbande Prenz- lau, vertreten durch den Kreisauschuß, und dem Bauernhofbesitzer Otto Dudwih in Woll- schow wird folgender

Vertrag

geschloffen:

§ 1.

Herr Dudwih ist eingetragener Eigentümer des Grund- stücks Wollschow Band IV Nr. 61. Auf diesem Grundstück sind auf den Parzellen Gemarkung Wollschow Nr. 160 Kartenblatt 2 Nr. 174/24 und Kartenblatt 3 Nr. 122/39 mehrere vorgeschichtliche Grabstätten vorgefunden und auf- gedeckt worden, die in der Verlichkeit ohne weiteres erkenn- bar sind.

Herr Dudwih verpflichtet sich gegenüber dem Krei- skommunalverbande Prenzlau, diese vorgeschichtlichen Grab- stätten nicht zu zerstören oder zu verändern, sondern in ihrem gegenwärtigen Zustande bestehen zu lassen und zu erhalten, auch Interessenten die Besichtigung der Grab-

stätten zu gestatten und zu dem Zweck das Betreten seines Grundstücks durch Interessenten zu dulden und weitere Grabungen unentgeltlich zu erlauben. Der Zugang zu den bezeichneten Parzellen ist von der Landstraße Bagemühl- Wientin zu nehmen. Herr Dudwih hat das Recht, andere Zugangswege zu untersagen, er kann auch die bezeichneten Parzellen land- und forstwirtschaftlich nutzen, soweit dadurch die Erhaltung der Grabstätten nicht beeinträchtigt wird.

Als Entgelt für diese Zugeständnisse zahlt der Krei- skommunalverband sofort an Herrn Dudwih 1200 RM bar.

§ 2.

Herr Dudwih bewilligt und beantragt, daß zur Siche- rung der durch § 1 dieses Vertrages begründeten Rechte des Kreiskommunalverbandes zu dessen Gunsten in das Grundbuch von Wollschow Band IV Blatt Nr. 61 folgende beschränkte persönliche Dienstbarkeit eingetragen werde:

„Der jeweilige Eigentümer dieses Grundstücks darf die auf den Parzellen Gemarkung Wollschow Nr. 160 Karten- blatt 2 Nr. 174/24 und Kartenblatt 3 Nr. 122/39 befind- lichen vorgeschichtlichen Grabstätten nicht zerstören oder verändern und darf nicht hindern, daß Interessenten die Grabstätten besichtigen und neue Grabungen vornehmen und zu diesen Zwecken das Grundstück betreten.

Eingetragen zu Gunsten des Kreiskommunalverbandes Prenzlau (am 16. Januar 1933).“

Herr Dudwih beantragt auch die zwecks Vornahme dieser Eintragung erforderliche Eintragung aus den Grund- steuerfortschreibungsverhandlungen gemäß dem Auszuge des Katasteramts vom 20. Dez. 1932 in das Grundbuch.

§ 3.

Die Dauer dieses Vertrages ist zeitlich nicht begrenzt

§ 4.

Die Kosten und Stempel dieses Vertrages und seiner Ausführung beim Grundbuch trägt der Kreiskommunal- verband. (Beschlusß vom heutigen Tage.)

Prenzlau, den 22. Dezember 1932.

Der Kreisauschuß des Kreises Prenzlau.
L. S. gez. Unterschriften.

Prenzlau, den 23. Dezember 1932.

gez. Otto Dudwih.“

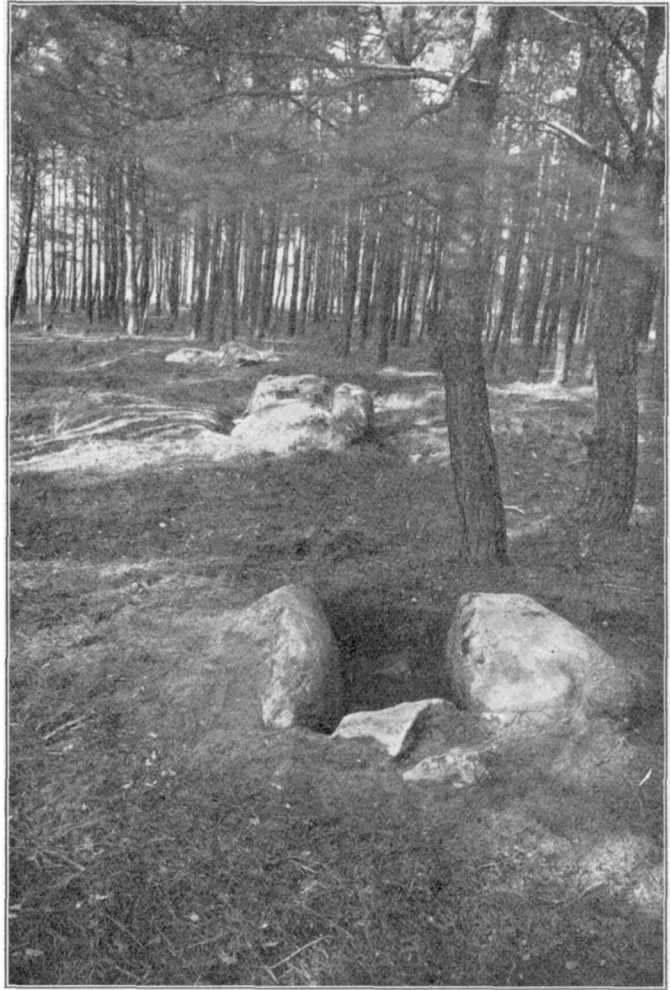
Selbst der Besitzer und alle seine Nachfol- ger dürfen nie auch nur einen Stein von diesen Grabmälern entfernen. Dieser Schatz ist grund- buchlich für alle Zeiten gesichert. Weiter kann jeder Besucher auf dem vorgeschriebenen Wege den Wald und seine Riesensteingräber besichti- gen. Jeder Besucher aber muß sich zugleich als Hüter dieser geweihten Stätten betrachten. Nur mit Ehrfurcht und „frommem Schauer“ — wie Schiller einmal sagt — mag er den Boden betreten, der schon den Urvätern am Ausgange der Steinzeit heilig war. Die deutsche Jugend mag lernen, daß man solchen Plätzen nur mit Gefühlen naht, wie es einst nach Tacitus unsere germanischen Urväter, die Semnonen, taten, wenn sie alljährlich zur Herbsteszeit den heilli- gen Hain ihres höchsten Himmelsgottes betreten. Für Unfug, Zerstörung oder auch nur für Lärm darf hier kein Platz sein. Einer erziehe den andern und greife getroßt ein, wenn etwas ge- schieht, was an Unehreverbietung gegen die Väter

grenzt. Der Besuch des Kulturschutzgebietes ist jederzeit gestattet, und auch dieses Recht ist für alle Zeiten grundbuchlich eingetragen.

Der Besuch dieser neuesten Kulturschutzstelle hat schon in zunehmender Stärke eingefescht, ehe das Wort unter Dach und Fach gebracht war. Besonders die Erzieher der Jugend haben diese geweihte Stätte auf ihre Zöglinge wirken lassen. Nachdem mich die Schulräte der in Betracht kommenden Kreise wiederholt um Führungen auf dem Gelände gebeten haben, dürfte es wohl in der Umgebung Prenzlau schwerlich einen Lehrer geben, der den Platz und seine Bedeutung nicht genau kennen gelernt hätte.

Aus dem Inhalte des Vertrages ist ersichtlich, daß alle Interessen vollauf gewahrt sind. Der Besitzer ist entschädigt worden. Die Summe ist nicht hoch; sie bedeutet aber in dieser schweren Zeit mehr als ihre nackten Zahlen besagen. Jeder Bauer darf ja wohl auch stolz darauf sein, wenn sein Wald oder sein Acker derart bedeutsame Denkmäler aus der Vorzeit bergen, und gerade dem Gedankengange des neuen Erbhofgesetzes entsprechend, an das bei Schaffung des Kulturschutzgebietes noch niemand denken konnte, wird der Bauer der Zukunft eine Ehre darin setzen, die Vorzeitdenkmäler seines ererbten Bodens mit besonderer Liebe zu pflegen.

Wer wird die Kulturschutzstelle bei Wollschow in Zukunft besuchen? Ich sagte schon, daß wohl alle Lehrer des Prenzlauer Bezirks dort gewesen sind, die meisten vielleicht sogar mit ihren Schülern. Aber immer neue Generationen wachsen heran. Zu den Prenzlauern kommen die aus dem Templiner und Angermünder Bezirk, alle Uckermärker und die benachbarten Pommern; die Randow fließt ja gerade auf der Grenze zwischen beiden Provinzen. Die Märker werden alle noch einmal nach Wollschow pilgern; denn eine zweite derartige Stelle gibt es nicht. Ihnen werden Angehörige anderer Provinzen folgen. Von Berlin aus war ich mit zahlreichen Hörern der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“, mit Mitgliedern heimatkundlicher Vereine und mit Studenten der Universität und der Technischen Hochschule auf dem Gräberfelde.



Gruppe von 3 Riesensteingräbern auf kleinem Raum (Nr. 5, 4 und 3).

Das Kulturschutzgebiet bei Wollschow muß und wird eine Wallfahrtsstätte werden. Noch ist die Verbindung zwar nicht beschwerlich, aber zu kostspielig. Die Fahrt mit dem Autobus zwischen Prenzlau und Wollschow kann verbilligt werden, namentlich wenn es sich um Gesellschaftsfahrten handelt, bei denen jedes Risiko fortfällt. Die Einjamkeit und Ursprünglichkeit des „Sandfeldes“ im Randowtal muß natürlich erhalten bleiben.

Und wer soll Hüter der Riesensteingräber sein? Der jeweilige Besitzer wird sich in eigenem Interesse schon darum kümmern, daß jeder Unfug unterbleibt. Noch lebt ja in Wollschow auch der Alttertumsfreund, der seit den Tagen

seiner Jugend Liebe zu diesen Stätten genugsam bewiesen hat. Er wird den Besizer unterstützen, und unterstützen werden ihn auch alle Nachbarn und alle Dorfinwohner. Der Gemeindevorsteher, der Ortslehrer, jeder Beamte wird die heilige Verpflichtung in sich fühlen, die geweihten ehrwürdigen Stätten so zu erhalten, wie wir sie heute sehen. Die Kreisbehörde, Pfleger und Vertrauensmann für vorgeschichtliche Bodenaltertümer und das Märkische Museum, das hier gearbeitet hat, — alle werden sich auch in Zukunft verantwortlich fühlen für die würdige Erhaltung der Riesensteingräber, die, ohne

Kosten zu verursachen, gewährleistet werden kann allein schon durch dauernde Aufmerksamkeit, häufigeren Besuch und liebevolles Erfassen des Wertes eines solchen Kulturschutzgebietes für unser deutsches Vaterland und für unser deutsches Volk.

(Bem.: Eine eingehende Beschreibung der Riesensteingräber mit zahlreichen Abbildungen findet der Leser im Kreislander 1931, S. 106 bis 112. Dazu eine Ergänzung durch die Ausgrabungen am benachbarten Dohjentempel im Kreislander 1932, S. 97.)

Warum Ludwig Knurrhahn bei den 64ern nicht avancieren sollte.

Eine wahre Geschichte, nachgezählt von Gustav Metzger.

Die Geschichte, die ich heute hier erzählen will, ist eine Bauerngeschichte. Sie ist wahr und hat sich so zugetragen, wie ich sie erzähle. Unwahr ist nur der Name Knurrhahn; denn so hieß der Jungbauer damals nicht. Er hieß anders. Aber Namen tun ja bekanntlich nichts zur Sache. Lassen wir darum den jungen Bauern gestraft als Knurrhahn im Taufregister stehen.

Ludwig Knurrhahn war bei der Musterung zur Infanterie ausgehoben worden. Als dann sein Gestellungsbefehl eines Tages kam, da war ihm als Garnisonort Prenzlau angegeben worden. Es gab an jenem Tage viel Tränen im Hause Knurrhahn, weniger bei unserm Ludwig als bei dessen Mutter. Die konnte es immer noch nicht fassen, daß ihr Ludwig Soldat werden sollte. Es war eine weidliche Natur, gar keine echte rechte uckermärkische Bauernfrau. Und was der alte Knurrhahn war, der Bauer, der quittierte den Gestellungsbefehl Ludwigs mit den kurzen, knappen Worten: „Wat sin mütt, mütt sin!“ (Was sein muß, muß sein!), spuckte durch die Zähne und pflügte die angefangene Furche weiter, kurzerhand die Gattin stehen lassend, die ihm weinend die Nachricht von der Einberufung gebracht hatte.

In den ersten vierzehn Tagen war Mutter Knurrhahn gar nicht zu beruhigen. In ihrer Vorstellungswelt sah sie große Kanonen aufgefahren, erblickte sie blutdurchtränkte Schlachtfelder und hörte sie nur immerdar Gewehrgeknatter und Sturmangriffkommandos. Mittlerweile wurde ihr heißes Mutterherz ruhiger. Nur bei der Abfahrt in die Garnison im Herbst feuchteten sich noch einmal die guten Mutter-

augen. Was alles die Speisekammer an Wurst, Speck und Schinken herzugeben vermochte, das wurde fest in einen großen Koffer geschnürt. Ludwig war ein stämmiger Bursche, der einen Zweizentnerjack ohne mit der Wimper zu zucken, schulterte; aber den Koffer lehnte er als „leichtes Handgepäck“ einfach ab. Er zöge doch nicht nach dem Nordpol aus auf Jahrzehnte, meinte er zu seiner Mutter. „Lude“, sagte darauf beschwichtigend die Mutter, „denk doch dabei an deinen Unteroffizier, sei doch politisch, denk daran, wenn er dich knuffen sollte, gib ihm ein Ende von der Semmelwurst, die gute braucht es ja gerade nicht zu sein!“

Vater Knurrhahn sagte gar nichts zu diesem Unterhaltungsstoff; er sagte nach einer Weile nur, nach der Uhr schauend, gelassen: „Et is Tid!“ Dann bestieg er mit Ludwig den „kleinen Stadtwagen“ und kutschierte ihn im Zuckeltrab nach der Bahnstation. Während des ganzen Weges sprachen Vater und Sohn nicht ein einziges Wort. Beim Abschied auf dem kleinen Bahnhof sagte der Alte nur die beiden Worte: „Blew gesund!“ (Bleib gesund!) und reichte ihm die schwielige, harte Bauernhand. Ludwig erwiderte: „Du ok, Vader!“

Als Ludwig Knurrhahn Weihnachten zum erstenmal in seiner Extrauniform auf Urlaub kam, da bot sich dem Beschauer ein ganz anderes Bild. Mutter Knurrhahn wich dem Jungen nicht mehr von der Seite. Sie war stolz auf „ihren Soldaten“. Sie sprach nur immer bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, wenn sie von Ludwig sprach als von „unserm Soldaten“. Im Dorfkrug war

ihr die Nacht zwischen den beiden Feiertagen nicht zu lang, um bei ihm auf der Tanzbank zu sitzen, und des Morgens trat sie mehr als ein halbes Duzendmal an sein Bett, um zu sehen, ob „ihr Soldate“ noch schlief. Die Tränen des Herbstes waren längst einem frohen Dauerlächeln gewichen in ihrem vollen, roten Mutterantlitz. Heimlich hatte sie ihm von ihrem „Hühnergeld“ zehn Taler wieder zugesteckt. Er sollte sich dafür so ein großes Bild kaufen, wie es Schulzen Johannes in der guten Stube hängen hatte, auf dem er als Garde-Mann abgebildet war. Was Schulzen Johannes kann, das könne „unser Soldat“ auch, und solche Bilder von den Gtern wird es doch in Prenzlau auch geben! Und wenn die zehn Taler nicht reichen sollten, so brauchte er ihr nur einen Wink zu geben; etwas „Ferkelgeld“ wäre auch noch da!

Eines Tages kam auch in der Tat mit der Post ein riesiges Paket an ihre Adresse an. Absender war: Bertuch-Prenzlau. Anfangs stutzte sie; denn einen Mann und einen Namen Bertuch in Prenzlau kannte sie doch nicht! Sie betrachtete das Paket, rief den Bauer herein, ihn um Rat zu fragen; der schüttelte den Kopf und sagte: „Dat is nich uns' Paket! Dat mütt iorück!“, machte „Rehr“ und verschwunden war er. Frau Knurrhahn aber simulierte immer noch hin und her. Ob sie wohl so ein bißchen an dem Umschlagpapier herumstöckern könnte?! Der Umschlag könnte ja auf der Post ebenso gut kaputt gegangen sein. Frau Knurrhahn fing also an zu pötern . . . pöterte und pöterte . . . bis sie hell aufschrie: „Dat is jo uns' Lude!“ Rief's und lief hinaus in den Stall zu dem Bauern und sagte: „Vader, et is jo uns' Lude!“ Der drehte sich langsam um und sagte: „Wo is uns' Lude?“ „In't Stuw!“ „Dlische“, sagte darauf Knurrhahn, „Du häst hüt woll wedder 'n Drehworm!“

Da Knurrhahn senior, der Ungläubige, im Stalle verblieb, dauerte es nicht lange, da kam sie mit dem ausgepackten Bilde zu ihm hinausgestürmt in den Stall, vor Freude jauchzend: „Hier kiek, Vader!“ Der hielt das Bild mit ausgestreckten Armen und sagte nach kurzer Weile: „Jo, dat künn he sin!“

Nach ein paar Tagen kam auch von Ludwig der Brief mit der quittierten Rechnung des Photographen Bertuch. Zum Schluß schrieb Ludwig den Satz: „Zum Schluß muß ich Euch noch die Mitteilung machen, daß ich demnächst zum Gefereiten befördert werden soll, daß ich damit die erste Stufe zum Generalfeldmarschall erreicht hätte“. Diese Mitteilung kostete Frau Knurrhahn schlaflose Nächte. Sie weinte in ihre Kissen hinein und konnte tage-

lang nichts essen. Ihr Gesicht wurde schmaler und ihr Aussehen fahl und grau. Als dem Bauer das veränderte Wesen und Aussehen der Bäuerin auffiel, gab er ihr den Rat, mal nach Prenzlau zu fahren, um den Jungen zu besuchen. Dann würde schon alles wieder besser werden. Er wußte schon, woran sie litte.

Eines Tages packte Frau Knurrhahn sich den Korb voll Wurst, Schinken und Eier und fuhr nach Prenzlau. Am Tor der Kaserne spielte sich folgende Szene ab:

Posten: „Wohin Frau?“

Frau Knurrhahn: „Ich will zum Herrn Hauptmann von meinem Jungen!“

Posten: „Zu welchem Herrn Hauptmann?“

Frau Knurrhahn: „Von meinem Jungen!“

Posten: „Wie heißt denn der Hauptmann?“

Frau Knurrhahn: „Dat hätt he mie noch nich seggt!“

Posten: „In welcher Kompagnie dient denn Ihr Junge?“

Frau Knurrhahn: „Bei der ersten Kompagnie!“

Posten: „Dann ist es Herr Hauptmann Apelt!“

Herr Hauptmann Apelt wohnte in der Stadt. Der Posten nannte ihr Straße und Hausnummer. Im Umsehen war Frau Knurrhahn bei Herrn Hauptmann Apelt.

„Und Sie bringen, liebe Frau? . . .“ redete Herr Hauptmann Apelt die Bäuerin freundlich an.

„Ich bringe Herrn Hauptmann ein paar Eier und ein bißchen Schinken und Wurst; ich bin die Knurrhahn, die Mutter von dem Ludwig Knurrhahn, Sie wissen doch Herr Hauptmann, der . . . der . . . der jetzt Geferiter werden soll. Herr Hauptmann, liebster, bester Herr Hauptmann, ich habe eine einzige, eine einzige große Bitte an Herrn Hauptmann . . .“

„Na und die wäre?“ unterbrach der Herr Hauptmann.

„Lassen Sie, Herr Hauptmann, meinen Jungen um Gottes Willen nicht Gefeiter werden! Herr Hauptmann, diese eine Bitte erfüllen Sie mir doch als Mutter!“

„Aber, liebe Frau, ich weiß gar nicht, warum Sie als Mutter nicht wünschen, daß Ihr Sohn avancieren soll; er ist doch ein tüchtiger Kerl. Warum soll er denn nicht Gefeiter werden?“

„Sie wissen doch, Herr Hauptmann, auf die „Hohen“ bei den Soldaten schießen sie im Krieg immer zuerst, und wir haben doch bloß den einen Jungen!“



Rittergut Holzendorf / Weide.

Entwicklung der Rindviehhaltung im Kreise Prenzlau.

Von Landwirtschaftsrat Dr. von Bockelmann.

Der Rindviehzucht und -haltung wurde im Kreise Prenzlau von jeher viel Beachtung geschenkt, trotzdem die natürlichen Bedingungen nicht besonders günstig waren und sind. Natürliche Wiesen und Weideflächen stehen nur in geringem Umfang zur Verfügung, sie befinden sich teilweise in noch unmelioriertem Zustand. Das Klima ist insofern ungünstig als verhältnismäßig wenig Niederschläge fallen und die Verteilung so ist, daß das Wachstum auf den Weiden zeitweise nicht sonderlich gefördert wird. Die Grundlage für die Rindviehhaltung wird demnach in erster Linie in dem infolge starken Hackfruchtbaus sehr reichlich anfallenden Grundfutter zu suchen sein; die Art der Haltung wird vorwiegend Stallhaltung sein müssen.

Was auf diesem Gebiet im Laufe der Jahre an Erfolgen erzielt werden konnte, ist demnach mehr als in anderen Gegenden unseres Vaterlandes der Tatkraft der Landwirte im Kreise Prenzlau zu danken. Die Bestrebungen, die Rindviehzucht zu fördern, setzten früh ein. Interessante Angaben darüber finden sich in der Chronik des 1823 in Prenzlau gegründeten

Uckermärkischen Vereins für Tierschau und Landeskultur. Bereits 1836 fand eine Tierschau statt, die mit 33 Pferden, 9 Stück Rindvieh und 124 Schafen besetzt war.

1859 wurde der Versuch gemacht, das vorhandene Vieh durch Zukauf zu verbessern, damals wurde das Oldenburger Vieh für diesen Zweck besonders empfohlen.

1865 fanden auf einer Ausstellung die „grauen Ostfriesen“ großen Beifall.

1874 wurde ein Rindviehzuchtverein gegründet und für 6000 Taler holländische Stiere eingeführt.

Der Ankauf erfolgte durch eine Kommission, in die Herr Rittergutsbesitzer Keibel, Kl. Ludow, Herr Amtmann Birkenstedt, Carmzow, Herr Oberamtmann Meyer, Grünow, gewählt wurden.

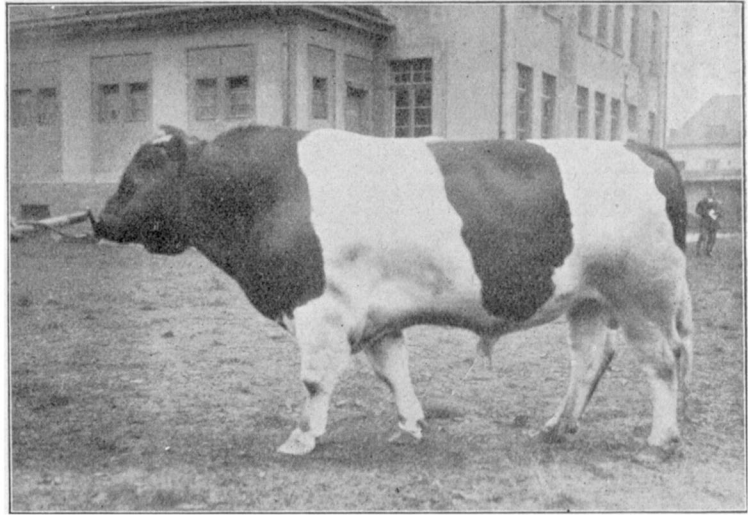
1874 wurde weiterhin beschlossen, alljährlich Zuchtviehversteigerungen in Prenzlau abzuhalten. Die holländischen Stiere sollten auf einer derartigen Veranstaltung verkauft werden. Um diese Versteigerungen besser in Gang zu bringen, wurde angeregt, bei dieser Gelegenheit auch

Schlachtvieh zu verkaufen. Am 15. Oktober fand die erste Versteigerung statt, sie war mit 66 Stück Rindvieh besetzt.

Am 22. Oktober 1875 fand die zweite Versteigerung statt, zum Verkauf kamen 8 Bullen, 11 Färjen, 8 jüngere Bullen und 9 jüngere Färjen zum Gesamtpreise von 9024 Mk. Anscheinend war der Erfolg kein günstiger. Um das Interesse zu wecken, wurde eine Tierschau beschlossen. Herr v. Arnim-Neuensund wurde gebeten, die Vorarbeiten in Angriff zu nehmen. Die Tierschau fand am 31. Mai 1876 statt.

Folgende Anmeldungen lagen vor:

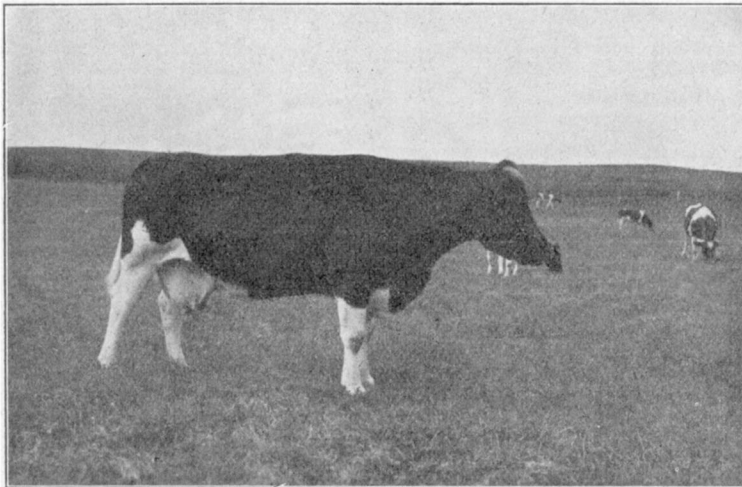
1. Zur Milchproduktion gezüchtet, schwerer Schlag.
11 Bullen 2jährig und älter,
42 hochtragende oder abgekalbte Stierken,
40 hochtragende oder abgekalbte Kühe.
2. Zur Milchproduktion gezüchtet, leichter Schlag.
5 Bullen 2jährig und älter,
9 hochtragende oder abgekalbte Stierken,
6 hochtragende oder abgekalbte Kühe.
3. Zur Fleischproduktion gezüchtet, schwerer Schlag.
2 Bullen 2jährig und älter,
2 hochtragende oder abgekalbte Stierken.



„Landgraf 2090“ / Bes. Rittergutsp. Müller-Polzow.
„Landgraf 2090“ war auf der 8. Angeldschau Prenzlaw am 29. Oktober 1931 der beste Bulle.

4. Zur Fleischproduktion gezüchtet, leichter Schlag.
1 Bulle 2jährig und älter,
2 hochtragende oder abgekalbte Stierken,
3 hochtragende oder abgekalbte Kühe.

Erste Preise erzielten Herr Amtmann Boffelmann-Wilmersdorf, Herr Amtmann Mehl-Gollmich, Herr Amtmann Birkenstedt-Schönfeld, Herr Rittergutsbesitzer von Arnim-Züsedom, Herr Rittergutsbesitzer von Arnim-Güterberg.



„Terra 6697“, geb. 18. 4. 1919, leistete in 11 Jahren: 60 503 kg Milch, 1920 kg Fett 3,17% Fett / Bes. Rittergut Holzendorf / Züchter: Güterdirektor Raune-Holzendorf

1878 wurde die Anschaffung von Angler Vieh angeraten.

Im allgemeinen wurde aber wohl das Vieh holländischer Abstammung und nach der Schließung der Grenzen das ostfriesische Vieh bevorzugt. Das ist bis heute so geblieben! Die Einfuhr aus den anderen Zuchtgebieten tritt dagegen zahlenmäßig und der Bedeutung nach stark zurück. 1932 waren z. B. von den zur Angeldschau des Herdbuchkontrollverbandes der Uckermark gesandten Bullen: 46 % Brandenburg, 40 % Ostfriesen, 3 % Ostpreußen, der Rest verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf Severland, Pommern, Sachsen und Danzig.

Der im Jahre 1874 gegründete Rindviehzuchtverein konnte sich ebensowenig halten, wie die 1890 gegründete Herdbuchgesellschaft. Erst durch die Gründung von Kontrollvereinen im Jahre 1905 erhielten diese Bestrebungen eine klare Zielsetzung und günstige Entwicklungsmöglichkeiten, die dann 1912 zum Zusammenschluß im „Herdbuchkontrollverband der Uckermark e. V.“ Sitz Prenzlau führten. Die folgenden Zahlen sollen den Auftrieb dartun, den die Rindviehzucht im Kreise Prenzlau nunmehr nahm. Während in Preußen nur 15 %, in Brandenburg 18 % der vorhandenen Milchkühe unter Kontrolle standen, waren es im Kreise Prenzlau 48 %. Während angenommen wird, daß im Durchschnitt des ganzen Deutschen Reiches etwa 2400 Kilogramm Milch je Kuh und

Jahr ermolken werden, lieferten die kontrollierten Kühe im Kreis Prenzlau 1932: 3560 Kilogramm, die nicht kontrollierten wahrscheinlich nur 2000 Kilogramm Milch. Ein Teil der Milch wird in den Molkereien des Kreises verarbeitet, ein Teil geht direkt als Frischmilch nach Berlin.

Einen besonderen Erfolg hatte die Rindviehzucht des Kreises im Jahre 1930 zu verzeichnen, als die Sammlung des Rittergutes Holzendorf, Besitzer: Herr Rittergutsbesitzer v. Rohr, Züchter: Herr Güterdirektor Kaune-Holzendorf im Wettbewerb um den Provinzialsiegerehrenpreis für die beste züchterische Leistung über die Sammlungen der ganzen Provinz siegte. Herr Kaune stellte die heute 14jährige Leistungskuh „Terra 6697“ mit 2 Söhnen, 3 Töchtern, 1 Enkel und 14 Enkelinnen vor.

Worüm Krیشان Arm nich hett schrieben un läsen lehrt.

Von W. Sievert, Zerrenthin.

Krیشان Arm was 'n kloen Minschen, keem ohn Arbeit dörch de Welt, offchonst he nich schrieben un läsen künn. Wo in de Uemgegend 'n Peerd verköfft würr, löt he nich noh, bet he sien Dremmeldohler kreeg. Un wenn't ichtens to moken weer, denn nehm he 'n goor van den Körper un den Verkörper togliet. Wenn he oof goor nich bi den Handel weßt weer, betohlen müßten se em doch, süßen löt he keen good hoor an dat Peerd. Käen künn he also ganz good, wenn oof man bloot in'n Kopp. Up Papeer güng't nich, wiel he nich schrieben lehrt harr. Doch dorför künn he nich, sien Schoolmeister, harr doran Schuld. Mit denn' harr he sich verfürnt, un dat weer so kom: De Schooltied weer sien schlechst Tied weßt. Uemmerdrup still siten un sich mit'n Köster rümmern, dat güng öwer sien Kräft. He was so'n richt'gen Schlöpendriwer, un Angeln, Fischen, Kräuten, Krähgenester utstökern deer he lewer, as Köster Ott'n totohörn un em bi't Schnidern up de Finger to fiken. He seet up sien Schniderdijch un traekteert de Göhren mit'n langen Profökkel van boben run van wegen dat Upstohn. Bi diß' Gelegen-

heit beredt sich Krیشان Arm ees mit Friß Schulden, se wullen nohmiddag Krähgen utstökern. Meister Ott keet öwer sien Brill weg un schimpf up Krیشان. Awer de künn dat Mul nich holl'n, de Krähgen weer'n em wichtiger. Dunn danzt Boter Ott em mit den langen Bohnstod up'n Kopp. Doch Krیشان nich ful, höl den Stod fast un treckt doran. De Schoolmeister treckt an dat anner Enn. Krیشان strübbelt sich un deer wat he man künn. Meister Ott markt binoh, dat Krیشان em run kreeg, fett' sich fast un treckt wat he man ut'n Hals winden künn. Mit ees löt Krیشان los, un Meister Ott schöt krähgenkobold rücklings van'n Dijch run. De Göhren schregen lud up, wat för Schreck, annern för Freud. Krیشان weer nich good dorbi, em würr kolt un warm. Awer Boter Ott klabbert stillschwigens werrer up sien Dijch un nähgt wirer. Dreeunhalf Johr is Krیشان noch bi Boter Ott noh de School gohn. Awer he hett all de Tied keen Froog mehr van em krägen. Un dorvan is dat kom, dat he nich hett schrieben und läsen lehrt. Mien Mudder is mit em tohoop noh de School gohn un hett uns dit oft vertelt.

'ne' Jagdgeschichte van mien Großvoter Lindenberg ut Damm

Von Friß Schulz, Tornow.

Mien Großvoter Lindenberg was een groten Jäger. He hól sich oot Windhund'n un hýht dor-mit Hofen un Böß. As he ees good doogs so tort vör Wihnachten morgens ut dat Fenster teek, weer so recht schönen Nieschnee fall'n. „J, kief“, dacht he bi sich, „dit is 'n schön Gelegenheit, Böß to hýgen“. He besteltt sich sien Peerd, holt sien beid Windhund'n Wittchen un Solo ut'n Stall un wull noh Schenkenbarg riden. Dor geef dat mant de Rohrbröcker immer vål Böß. Un bi den frischen Schnee weer'n se licht uptofind'n. Unnerwegs kehrt he bi sien Fründ Witt in Bumgoorn an. Dat was oof 'n groten Jäger vör den Herrn, awer he hól dat mehr mit 't Scheten, harr sogar 'n goden Jagdhund, wat duntomolen noch 'n groot Seltenheit was. Na, Witt mücht oof woll ees Böß hýgen un keem gárn mit. Se reden denn oof üm den See rüm feldöwer noh Schenkenbarg. Unnerwegens sprüing mit ees 'n Hasen up. „Holt mool, still“, dachten Lindenberg sien Hund'n, „dit gellt den Hasen.“ Un süßt mi nich, güng heidi de Jagd los. Un dat duert nich dagers, dunn harrn se den Krummen. Lindenberg lacht sich ees, as se 'n bröchten, klabbert van sien Peerd un fär to Witten: „Holl man mien Peerd, den Hasen triggat de Schenkenbarger nich, dat is 'n goden Wihnachtsbrooden för uns Muddern. Ik buddel em hier in 'n Schnee, un hüt obend nehm wi em mit noh Hus!“ So kuhlt he den Hasen in 'n Schnee, un denn reden se noh Schenkenbarg rin. De Schenkenbarger freut sich öwer den Befökt un was oof glick bi, mit ehr tohoop Böß to hýgen. De Scheper müßt mit sien Hund oof mit, un in den frischen Schnee fünden se ball Spoor an Spoor. In'n förten harrn de Hundendree Böß dood. As keen mehr to finden was, warmten se sich bi dat Middag in Schenkenbarg wedder up, un ball reed Großvoter Lindenberg mit Witten werrer af. 't weer em vål to spääd worden, awer Witt harr immerdrup noh 't Middag tröddelt un sich erst all de Stáll bekäfen, ofschonst he de all hunnertmool sehn harr.

„Nu will ik man den Hasen nich vergäten“, fär Lindenberg to Witten, as se an de Grenz keem, „holl man 'n bät mien Peerd“. He stíagt af, wöhlt mit 'n Foot mant 'n Schnee ümher, sett' sich up d' Kneee un grabstcht hierhen un dorhen. „Müßt deper buddeln“, fär Witt. Nu krappt he mit de Händ'n üm sich as 'n Scheperhund, de Müß' sökt. „Semmer deper“, seggt Witt. Lindenberg harr sich in de Schneewehg ball ganz un goor rinbuddelt, as Witt werrer

fär: „Deper, Lindenberg!“ As sich awer mien Großvoter so nipp ümteek, würr he gewohr, dat Witt ganz geelbunt grieslacht. Dunn güng em 'n Licht up. „Loot dat Dos liggen“, fär he denn, kloppt sich 'n Schnee af un steeg to Peerd.

Winter un Frühjohr weer'n vergohn. De Sommer weer drög un heet, un de Luft good un drell inbröcht. Dunn dacht Lindenberg allwerrer an 't Jagden. Dat geef dit Johr erstaunten vål Rapphöhner, un he schreew 'n Kort an sien Fründ Witt, doch mit sien goden Hund to kom. Witt keem mit sien Hund, un bi so 'n fiewuntwintig Grod in 'n Schatten güng de Jagd an. Bi diss' Hitt un denn in de Dammschen Barg un mant de groten Rudelschlag, dor kann een sich bi aftastei'n. Awer se löten beid nich noh un harrn bargrun un bargrupp mit ehr'n Vörstopper so 'n twintig Höhner runfnallt. Dunn güng mit ees werrer 'n groot Volk vör ehr up un röwer öwer 'n Barg. „De müdd'n wi noch hebb'n“, fär Lindenberg, un se stapften mant dat hohge Rudelkrut den Barg rup. Woben weer ehr beid de Pust all. Lindenberg awer rallögt un stöhnt: „Ach Gott, ach Gott, wo ward mi blood“, un sackt huns up de Sied. Witt verfierte sich nich schlecht, keem ran, reet em den Bosdook up un schreeg: „Lindenberg, Lindenberg, wat is mit di, du wardst doch nich?“ Awer Lindenberg stähnt blood: „Mit mi is 't ut, ik müdd hier starben“. „Ik hool 'n Wogen un bring di noh Hus“, fär Witt. „Nä, nä“, jammert Lindenberg, „ik kann hier nich alleen starben, ik mücht unj' Mudders noch ees adhee seggen. Witt, du büst 'n Kärl, du müßt mi up d' Sachabütt nehm“. Witt was 'n goden Menschen, he künn oof sien Fründ nich dissen Wunsch affschlögen. He böhrt Lindenberg an, huckt sich in d' Kneee, un Lindenberg wrangt sich mit vål Gestähn up sien Buckel rup. Witt schläpt em dunn so 'n twee Kilometer dördy Grünn un Barg, un wenn he tohoopsacken wull vör Hitt un Bäwarnis, denn stähnt Lindenberg werrer: „Witt, loot nich noh, loot nich noh“. Dicht an 'n Hof keem de ersten Lüü up ehr to. As se ehr'n Herrn so up Witten sien Schüllern hucken sehgen, wull'n se to Hülp kom. Doch ehr se anföten, weer Lindenberg van Witten sien Schüllern run un geew em 'n Tridd vör den Hinnerften. „So“, fär he, „dit weer för den Hasen!“ — Witt wullt erst müschen sind, awer as Lindenberg mit den köhlen Mofel keem un he an sien bannigen Döft dacht, lachten se beid.

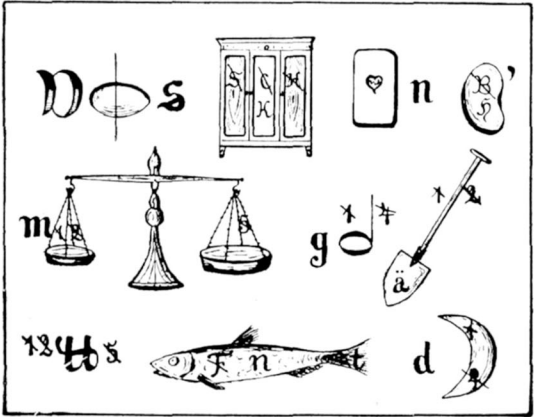
Heimat-Räffel.

Von Bernhard Mähke.



Wer die Rätsel-Auflösungen sucht, der lese den Kalender von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam durch!

1. Bilderräffel.



2. Umstellräffel.

1. Reisen. 2. Selma. 3. Fahne. 4. Neger. 5. Esel. 6. Laden. 7. Galow. 8. Lawine. 9. Teiler. 10. Made. 11. Stern.
 Aus obigen Wörtern sind durch Umstellen der Buchstaben neue Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:
 1. Freizeit. 2. Vogel. 3. Ankerplatz. 4. Niederschlag. 5. Weibl. Vorname. 6. Nähwerkzeug. 7. Strom in Rußland. 8. Weibl. Vorname. 9. Art Treppe. 10. Feine Frau. 11. Männlicher Vorname.
 Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen den Geburtsort eines bekannten Heimatdichters.

3. Woher? Wohin?

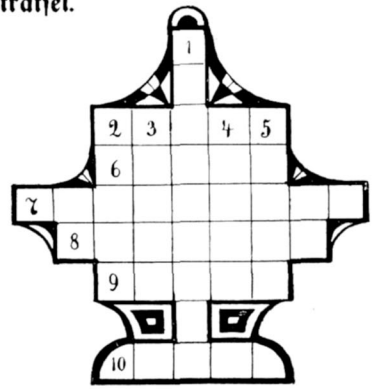
Absender: W. Kreuzot in _____ ?	Postkarte Herrn W. Lobedan in _____ ? Kreis Prenzlau
--	---

Wo wohnen Absender und Empfänger?

4. Kopfwechsellräffel.

Die Ehefrau meint man mit „G“; ein Dörflein ist's, schreibt man's mit „B“.

5. Kreuzworträffel.



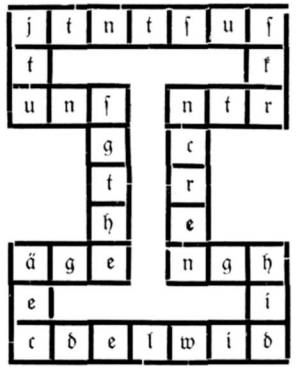
Senkrecht: 1. Runder Mauerurm in Prenzlau. 2. Narrenpossen. 3. Weiblicher Vorname. 4. Gegenteil von oben. 5. Bewohner Nordafrikas.

Waagrecht: 2. Fremdwort für festes Einkommen. 6. Platz für die römischen Kampfspiele. 7. Wie 3. 8. Gefahr für den Segler. 9. Wunsch des Reglers. 10. Knotenpunkt der Prenzlauer Kreisbahnen.

6. Ergänzungsaufgabe.

-om, -horn, -ase, -gel, -urm, -arn, -abe, -ffe, -ach, -feu, -agel.
 Suche die fehlenden Buchstaben und bilde daraus den Namen eines Abflusses des Unter-Altseees!

7. Auszählräffel.

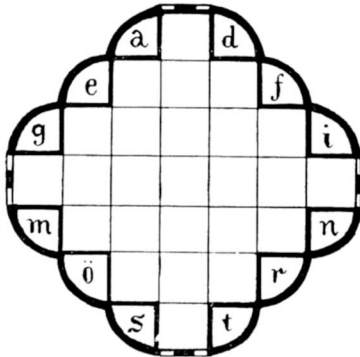


Mit einer bestimmten Zahl ist so auszuführen, daß die Buchstaben in der Reihenfolge der Auszählung ein plattdeutsches Sprichwort ergeben. Man beginne mit dem „j“, zähle es aber das erste Mal nicht mit.

8. Silberräffel.

In seiner — der Räuber hält
den Handelsherrn gefangen.
Nur gegen schweres Lösegeld
soll — — er erlangen.
„— — —“ liest man in Prenzlau
am Markt an einem alten Bau.
Hast du's auch schon gelesen?

9. Füllräffel.



Die leeren Felder
sind unter Verwen-
dung der gegebe-
nen Buchstaben so
zu füllen, daß die
w a a g e r e c h t e n
Reihen ergeben:

- 1. Buchstabe. 2. Zeitabschnitt. 3. Volk des Altertums. 4. Sehr kaltes Gewässer. 5. Stadt im Ruhrgebiet. 6. Märchenhaftes Wesen. 7. Buchstabe.

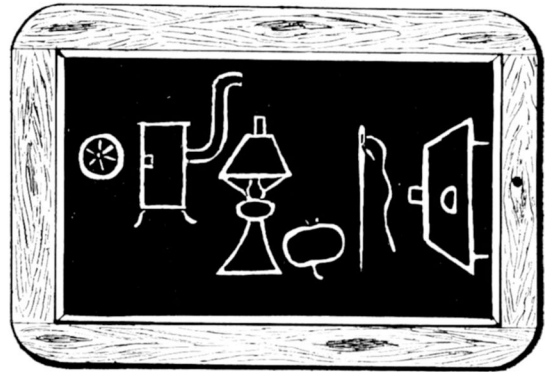
Die senkrechte Mittelreihe nennt einen bei Fürstenwerder gelegenen See.

10. Flüchtig schütteln.

Ich bin das dralle Linschen,
kann schaffen wie ein Bienschen.
Du fragest mich: „Wo bist du her?“
Weißt, das zu finden, ist nicht schwer.
Brauchst meinen Namen nur zu schütteln,
gleich wirfst den Ort du dann ermitteln.

- 11. Austausch. Zwei Ortsnamen sind fast gleich. In dem einen „ga“ streich! Nun setz' „ff“ dafür ein. Daß der andre dir erschein!

12. Hänschens Malversuch.



Hänschen zeigt der Mutter, was er in der Schule gemalt hat. Sie erkennt nicht nur die dargestellten Gegenstände, sondern findet sogar heraus, daß ihre Anfangsbuchstaben ein verschwundenes Prenzlauer Wahrzeichen benennen.

Die Blinde und das Kind.

Von Joachim v. Winterfeld-Damerow.

Nach Regenwochen noch ein Sommertag.
Auf weitem Platz lustwandelndes Getriebe:
Da ist ein Grüßen, daß man denken mag,
Der Menschen Herz sei eitel Nächstenliebe.

Inmitten, kaum bemerkt, auf sonniger Bank
Saß eine Blinde; — dankbar hingegeben,
Ihr ganzes Wesen voller Andacht trank
Wie Altarwein das wärmende Beleben. —

Doch plötzlich schattet wolkenrüüber Schein,
Und eh die Blicke sich bestürzt erhoben,
Da prasselt schon die Regenbö herein,
Daß alle flüchtend auseinanderstoben.

Ganz mutterseel allein, ganz Hülflos bar
Die Blinde nur ist wartend dagesessen.
Wer ließe wohl — es droht ja nicht Gefahr —
Sich ihr ethalb den Sonntagspuß durchnässen!

Doch als sie endlich aufsteht, triefend schon,
Und schmerzlich lächelnd um sich greift ins Leere,
— Denn diese flüchtige Unbill schien wie Hohn
Und bitterer selbst als des Gebrechens Schwere —

Da patzcht es durch die Pfützen sonder Licht,
Zwei Händchen kommen, ihre Hand zu fassen,
Es schwächt im Wehn, hat fröhlich aufgelacht:
Ihr dünkt, ein Englein führt sie heim die Gassen.

Die Totenhand.

Novelle von Katharina Bloß.

An einem trüben Herbsttage des Jahres 1549 fanden einige Bauern, die von dem Dorfe Schleprow in der Ufermark nach Fürstenwerder zu Markte zogen, in der Nähe des Jagenbruches den erwürgten Leichnam des Bauernburschen Adam Nilius aus Schleprow, der einige Tage zuvor mit seinem Freunde Jochim Berndt von Herrn Henning Blankenburg auf dem festen Schloß Wolfshagen als Treiber zur Jagd gefordert war.

Weil nun die vergangenen Tage so neblig und regnerisch gewesen, daß man kaum die Hand vor Augen gesehen, so glaubte man im Dorfe, daß die Jagd verschoben worden, die Treiber aber in Wolfshagen geblieben waren, obwohl die Zeiten unruhig und mancher Ueberfall Gewappneter oder Landstreicher des öfteren zu gewärtigen war.

Der aufgefundenene Leichnam des jungen Nilius bewies an seiner zeretzten Kleidung, daß ein harter Kampf stattgefunden haben mußte. In seinen erstarrten Fingern fand sich noch das Stück eines zerrissenen Gürtels. Einige hundert Schritt weiter zeigte eine Schleifspur, daß man versucht hatte, die Leiche des andern Burschen ins Moor zu versenken; aber vielleicht, um der eignen Sicherheit willen — aus Gefährlichkeit des schwankenden Grundes — davon abgelaßen; man fand aber dicht am Rande des Bruches die Jacke des Jochim Berndt und eine braune Kappe, von der man nicht wußte, wer von beiden sie getragen. Es schien so, als ob die Straßenräuber, denn es konnte sich bei den beiden jungen starken Bauern nur um mehrere handeln, versucht hätten, die zwei Getöteten beiseite zu schaffen, was ihnen aber nur bei dem einen gelungen. Vielleicht waren sie bei ihrem Vorhaben irgendwie gestört worden. Des Berndt Leiche lag wahrscheinlich in einem der vielen tiefen, undurchdringlichen Wasserlöcher der Gegend, oder in irgendeinem dichten Buschwerk versteckt oder trieb eines Tages an die Oberfläche des Dammer Sees. Weitere Spuren hatte der Regen der vergangenen Tage völlig verwischt.

Die Bauern hielten auf der Stelle; einer ging nach Hildebrandschagen am Dammssee, der andere nach dem Dorfe Damerow, der dritte nach Schleprow zurück, und noch einer nach Wolfshagen, die Schulzen der Dörfer und den Ritter von Blankenburg zum Tatort zu holen.

Die drei Schulzen erschienen denn auch also bald und nach geraumer Zeit Herr Henning in

Begleitung eines Schreibers mit einigen Männern.

Nachdem sie den Entleibten und die Spuren in der Gegend genau untersucht, bestätigten die Schulzen den Mord an den zwei ehrlichen Bauern; und da die Mörder vorläufig unbekannt, beschloßen sie, nach altem Brauch der aufgefundenen Leiche die rechte Hand abzuschlagen, damit sie gegen die Mörder zeuge, bis sie gestellt und gerichtet werden könnten nach dem alten Geßez:

„Manu tantum modo mortua praesente. *)

Bis zum Gerichtstage solle sie an geweihter Stätte der Sittē gemäß in der festen Kirche zu Schleprow aufbewahrt bleiben.

Auf Vorschlag des Schulzen aus Damerow solle nach der Leiche des Jochim Berndt gesucht werden, sowohl in den vielen Wasserlöchern als auch in Dickicht und Röhricht, und den Fischern solle Weisung erteilt werden, auf Ungewöhnliches zu achten.

Herr Henning von Blankenburg erkundigte sich noch bei dem Schulzen von Schleprow nach den Verhältnissen der beiden so ruchlos Ermordeten, ob sie Feinde gehabt oder sonst böse Bekanntschaften, ob sie der Raubsucht zum Opfer gefallen oder selber händelsüchtig gewesen.

Der Schulze wußte zu sagen, daß beide Bauern von Kindheit an treue Freundschaft gehalten; daß Adam Nilius auf dem Hofe seines alten Vaters gearbeitet und auf St. Niklastag die Annamargret Hildebrand vom Mühlenhof habe ehelichen wollen; Jochim Berndt sei der Besitzer von vier Hufen Landes gewesen, sintemal sein älterer Bruder Matthias, der ehemalige Erbe, vor Jahren den Ort verlassen und aus großer Fernsucht ins Reich gewandert, allwo er sich in Franken niedergelassen haben solle und als verschollen gelte. Weitere Familie habe der Ermordete nicht besessen.

So wäre also der Bauernhof des Berndt durch seinen Tod ohne Erben? erkundigte sich Herr Henning; was ihm der Schulze bestätigen mußte. Eine alte kinderlose Mähme, die der Jochim aus Gutmütigkeit bei sich geduldet, käme nicht in Frage. Worauf sich der Herr von Blankenburg im Geiste bereits zum Erben dieser vier Hufen einsetzte.

Darauf wendeten sich die Männer wieder dem einen gefundenen Leichnam zu, dem nun die rechte Hand abgetrennt wurde, die der

*) „Aber des Erschlagenen Hand muß zur Stelle sein“.

Schulze zu Schleprow in Verwahrung nahm. Den Körper legte man auf einen Leiterwagen und brachte ihn in sein Dorf zurück.

Nachdem der Schreiber des Ritters alles zu Protokoll genommen, gingen die Gerichtsvögte mit kurzem Gruß auseinander.

Der Schulze von Schleprow sollte das Amt übernehmen, dem alten Nilius und der Annamargret die Nachricht von dem traurigen Ableben des Sohnes und Bräutigams zu überbringen. Bei dem Vater getraute er es sich schon, aber zu dem Mädchen wollte er lieber den Prediger schicken, da er bei ihrem bekannt leidenschaftlichen Charakter einem Gefühlsausbruch hilflos gegenüberstehen würde.

Der Aussprache mit dem alten Bauern wurde er enthoben, da er ihnen bereits entgegenließ, weil das Gericht, der Schulze sei eines Mordes wegen zum Jagenbruch gerufen, ihn erreicht hatte und er durch das Fortbleiben seines Sohnes über mehrere Tage schon etwas beunruhigt war.

Nun warf er sich auf dem Wagen über die mit einem Mantel zugedekte Leiche und streichelte dem Toten unter halblauten Klagen immerfort das starre Gesicht, daß es die umstehenden Bauern hart ankam.

Der Schulze ging eiligst voran und klopfte an das uralte Bauernhaus, das dem Prediger und seiner Familie zum Obdach diente, und bat den Pfarrer, die Annamargret von der schlimmen Sache in Kenntnis zu setzen.

Voll Erschütterung machte sich der Prediger auf den Weg zu dem am Ende des Dorfes auf der Höhe am Walde gelegenen stattlichen Gehöfte des jungen Mühlbauern, wo ihm die schöne Schwester freundlich und sicher entgegentrat und nach seinem Begehre fragte.

Der Prediger erkundigte sich, ob sie wisse, daß die beiden Freunde Adam und Jochim noch nicht von der Jagd zurückgekommen, die doch wohl wegen des unsichtigen regnerischen Wetters kaum stattgefunden oder frühzeitiger abgebrochen worden. Darauf das Mädchen sehr rasch gegenfragte, ob ein Unglück geschehen mit den Büchsen oder ein Boot im Schloßteich umgeschlagen oder gar ein Keiler sie angenommen?

Ihre blauen Augen wurden fast schwarz und ihre Finger griffen plötzlich nach dem langen Rock des Predigers und zerrten ihn heftig hin und her: er möge keine lange Rede machen, sondern lieber gleich alles sagen. Worauf der Prediger ihr so schonend wie möglich den traurigen Hergang erzählte.

Aber zu seinem Erstaunen gab das Mädchen keinen einzigen Wehlaut von sich, ließ nur ihre Hände wie kraftlos sinken und verlangte mit felsam hoher Stimme, als begreife sie nichts von dem Gehörten, ihren Adam zu sehen.

Als der Prediger unterwegs mutmaßte, daß herumlungernde Stroche die beiden braven Burschen überfallen, blieb das Mädchen ruckartig stehen und stieß heraus, daß kein Fremder sich über ihren Adam hergemacht, sondern Jochim Berndt allein seinen Freund umgebracht habe; sie wisse auch warum! Man brauchte nicht in Wasserlöchern und Sümpfen nach seiner Leiche zu suchen, sondern solle lieber in den Städten nach dem Flüchtigen fahnden, bis daß er dem hohen Gericht übergeben würde. Sie werde laut klagen und das Gericht zu Strassburg oder Prenzlow solange bestürmen, bis daß der Ruchlose gefunden und gehenkt würde!

Alle Reden des entsetzten Predigers konnten sie nicht von ihrem wahnsinnigen Verdacht abbringen. Als er in sie drang, die furchtbare Anklage zu begründen, verstummte sie und verweigerte jede weitere Aussage. Er wählte, sie habe aus Schmerz den Verstand verloren. Er begleitete sie bis zum Niliushof; sie eilte schweigend und ohne Tränen neben ihm dahin.

Vor dem Leichnam verlor sie aber doch ihre Fassung; sie schrie und schüttelte den toten Körper heftig hin und her, biß mit den Zähnen in das Aermeltuch der zerschlossenen Jacke und krampfte sich mit den Fingern an dem Hemde über der Brust fest und schrie immerfort laut mit verzerrtem Gesicht:

„He is nich dot, he is nich dot!“ also, daß es alle Umstehenden tief erschütterte.

Der Vater des Adam versuchte, das Mädchen von dem Leichnam fortzuziehen, aber sie schlug wild um sich und schüttelte immer wieder den starren Körper, daß einige halblaut meinten, man solle doch dem Toten die Ruhe lassen. Ihr jammernder Schrei: „He is nich dot!“ ließ sie jedoch voll Mitleid verstummen.

Bis sich die alte Muhme des Jochim Berndt, die sich auch klagend eingefunden hatte, wehleidig vernehmen ließ, daß nun niemand mehr für sie Sorge und sie ebensosehr den Tod des guten Jochim beweine, aber man sich in seiner Trauer doch nicht so maßlos gebärden solle.

Worauf Annamargret jäh verstummend aufsprang, auf das alte Weib mit geballten Fäusten losging und es wohl niedergeschlagen hätte, wenn nicht der Prediger ihr entfezt und abwehrend in den Arm gefallen wäre.

Sie ließ sich dann von ein paar Frauen widerstandslos hinausführen und nach dem Mühlenhof zurückbringen, wo sie in einen schweren Erschöpfungsschlaf fiel.

Der Ermordete wurde auf dem Friedhof des Dorfes unter großer Anteilnahme der ganzen Gegend begraben; auch Herr von Blankenburg auf Wolfshagen war gekommen, da sie doch beide gewissermaßen in seinem Dienste umgekommen seien. Daß Jochim Berndt seinen besten Freund solle ermordet haben, hielt er auch für einen Wahngedanken des schwergetroffenen Mädchens, ließ es aber doch bei den Gerichten ansagen, die verkündeten, daß wer besagten Berndt lebend anträfe, ihn also bald den Gerichten zu übergeben habe.

Die Hand des Erwürgten verblieb in der Kirche als drohendes Mal und einziger Zeuge der unaufgeklärten geheimnisvollen Bluttat.

Nach einigen Monaten wurde eine Bande von Strolchen festgenommen, die die Umgegend seit langem unsicher gemacht hatten. Sie leugneten zwar, einen Mord begangen zu haben; da ihnen aber Raub und Diebstahl nachgewiesen werden konnte, traute man ihnen auch Schlimmeres zu; sie wurden zu Strasburg an den Galgen gehängt.

Als man die Hand des Ermordeten nach dem Strafgericht in seinem Grabe beisehen wollte, wehrte sich jedoch Annamargret mit aller Leidenschaft dagegen, da die Deliquenten nichts gestanden und auch nicht eines Mordes überführt worden seien; also, daß die Hand weiter in ihrer Lade in der Kirche verblieb.

Mit der Zeit hörte die Suche nach dem Leichnam des Jochim Berndt auf; und da auch Annamargret mit ihrer Anklage allmählich verstummte, glaubte niemand mehr an einen geflüchteten Jochim und wählte, daß auch sie von ihrem Wahngedanken abgekommen sei.

Nur der Prediger wußte es besser; er traf sie im Laufe der Jahre fast immer am St. Niklastage bei dem Grabe des Adam Nilius, dem zu Häupten sie einen hohen Granitfindling hatte setzen lassen, auf dem nur der Name des Toten und die Jahreszahl seines Ablebens eingemeißelt stand.

Wenn der Prediger dann die Worte aussprach, daß der Begrabene nun doch wohl seine ewige Ruh gefunden habe, stieß sie heftig zwischen den Zähnen hervor, daß die Hand noch drohend gegen den lebendigen Mörder zeuge, der Tote also keinen Frieden im Grabe finden könne.

Der Prediger versuchte nicht mehr, sie von diesem Wahn abzubringen, sprach aber mit niemandem mehr darüber.

Annamargret heiratete nicht, obwohl nach einiger Zeit sich Freier einstellten, die das ernste große Wesen des Mädchens anzog, aber die dann doch wie erleichtert vordannnen gingen, wenn sie einen tieferen Blick in das leidenschaftlich stürmende Herz getan hatten. Sie blieb als Mitbesitzerin auf dem Mühlenhofe bei ihrem Bruder, der auch keine Lust zeigte, seinem Hause eine Bäuerin zu geben.

So war das Jahr 1569 herangekommen, genau zwanzig Jahre nach dem Morde. Viel Unheil war inzwischen geschehen: Mord und Raub und Brand und verheerende Krankheit. Der Tote vom Jagenbruch war lange vergessen; nur seine knöcherne Hand zeugte noch hinter dem Altarbild in ihrem Schrein von der ungerochnen Tat und forderte Sühne.

Prediger und Schulze waren eisengrau geworden, auch durch das Haar des Herrn von Blankenburg zogen sich weiße Fäden. Längst gehörten ihm nicht nur die vier Hufen des Jochim Berndt, sondern noch mancher herrenlos gewordener Acker der umliegenden Dörfer. Der alte Vater Nilius war vor ein paar Jahren gestorben; seine andern Söhne saßen auf dem Hof. Annamargret war Herrin auf dem Mühlenhof, denn ihr Bruder beugte sich willig unter ihre feste Hand. Keines der jungen Mädchen im Dorfe erhoffte je, dort einmal Frau zu werden; denn sie hatten keine Lust, das Leben mit dieser schweigenden großen Frau zu teilen, die über sie in Unnahbarkeit hinweglah.

Annamargret war trotz aller Bauernarbeit noch eine schöne Frau geblieben, groß und aufrecht mit ebenen Zügen, die nur zu unbeweglich steinern wirkten und sich höchstens gegen das Vieh, das sie betreute, aufhellten. Gegen ihre Mägde und Knechte war sie von immer gleichbleibender ruhiger Strenge, die die Leute veranlaßte, bei ihr auszuharren und allmählich ebenso schweigend und erst wie sie zu werden. Jungvolk konnte sich schwer eingewöhnen.

Da lief eines Tages mitten in der Heuernte ein Schreiben an Jochim Berndt ein, das wegen Ablebens des Empfängers und Unkenntnis des Absenders dem Prediger übergeben wurde, der es im Beisein des Schulzen und der Dorfsältesten öffnete.

Zu ihrem Erstaunen stammte es von dem lange verschollenen Matthias Berndt aus Nürnberg in Franken, der seinem Bruder Jochim mitteilte, daß er sein Haus daselbst verkauft habe und die große Reise in die Mark zu tun

gedenke, um bei seinem Bruder auf dem elterlichen Hofe ein geruhiges Alter zu haben. Er beabsichtige auch keine Erbansprüche geltend zu machen, er möge ihm nur Wohnung und Essen gewähren. Zur Erntezeit werde er wohl eintreffen. Er bäte ihn, an alle frühere Bekannte getreue Grüße auszurichten; vornehmlich aber dem Herrn Prediger und dem Schulzen zu übermitteln, daß aus dem ehemaligen Taugenichts doch noch ein ehrfamer Handwerker mit einigem Vermögen geworden sei. Vielleicht hätten die Maulschellen dieser braven Männer das meiste dazu beigetragen und er sei ihnen mit großer Dankbarkeit zugetan.

Darob die Genannten schmunzelten, die Kirchenältesten lachten und sich des Tunichtguts noch dunkel erinnern wollten, der ihnen in die Obstbäume gestiegen oder ihre Jungen mit Abenteuergeschichten verückt gemacht hatte. Da er dem Boten seines Schreibens wohl bald nachgewandert wäre, erübrige sich eine Antwort; man müßte ihm also den Tod seines Bruders bei seiner Ankunft vermelden. Ob der Herr von Blankenburg gewillt wäre, den Erbhof an den Matthias herauszugeben, stünde in Zweifel. Nötigenfalls könne ja der Bruder die Gerichte anrufen, wenn er es nicht vorzöge, mit seinem Vermögen sich irgendwo besser einzukaufen. Man wolle in Ruhe seine Rückkehr in die alte Heimat abwarten.

Die Leute im Dorf nahmen die Nachricht von der Heimfahrt des verschollenen Matthias zuerst gleichgültig auf; nach und nach aber erinnerten sich besonders seine Altersgenossen noch an den lebhaften Jungen, der ihnen mit seinen tollen Geschichten das Herz warm gemacht hatte, und sie freuten sich, von ihm über die weite Welt zu hören.

Bei einer Begegnung mit Herrn Henning auf Wolfshagen sprach ihm der Schulze von der Anmeldung des Matthias Berndt und seinem Wunsche, auf seines Vaters Erbhof sein Leben zu beschließen; worauf der Herr von Blankenburg äußerte, daß er ihm nichts in den Weg legen wolle, das Altenteil auf dem Hofe zu beziehen.

Zur Zeit der Roggenernte brachte einer das Gerücht mit, daß in der Herberge zu Templin der Matthias Berndt sitze, genau wie sein Vater aussehe und schnurrige Geschichten aus seinem Leben zum Besten gebe. Worauf das Dorf mit einiger Gespanntheit dem Ausgewanderten entgegen sah.

Was Annamargret zu der Nachricht gesagt habe, erfuhr der Prediger nicht, nur daß sie seltsam gelächelt haben solle, was ihn im Gedanken

an ihren alten Haß gegen den Bruder doch beunruhigen wollte.

Er besuchte sie daraufhin auf dem Mühlenhofe und stellte ihr vor, daß der Bruder noch nicht einmal ahne, daß sein Erbhof in andern Händen sei und man ihm doch freundlich bezeugen müsse.

Annamargret sah ihn zuerst schweigsam und groß an, antwortete dann aber ruhig, daß sie gegen Matthias Berndt nicht das Geringste habe und er im Dorfe bleiben möge, solange es ihm beliebe.

Ihre gemessene gleichgültige Art zeigte, daß sie wohl nicht gewillt sei, den Matthias entgelten zu lassen, wessen sie seinen Bruder beschuldigte. Vielleicht war auch ihr Mitleidgefühl mit der Zeit verblaßt oder der Gedanke an eine Freveltat des Jochim aus ihrem Hirn geschwunden. Der Prediger ging erleichtert davon.

Dann war Matthias ins Dorf gekommen und hatte die Geschichte seines Bruders und seines Erbhofes ohne große Erschütterung hingenommen. Er bezog mit Erlaubnis des Herrn von Blankenburg eine Stube im Altenteil seines Hofes; und obgleich ihm der Schulze riet, doch vielleicht die Gerichte anzurufen, um zu seinem Erbe zu kommen, war Matthias mit der vorläufigen Lösung ganz zufrieden; er wolle keinen Streit, nur in Ruhe seine Tage in der Heimat beschließen.

In der Kirche sah Annamargret den Heimgekehrten zum ersten Mal. Sie schien über die Ähnlichkeit mit seinem jüngeren Bruder zu erschrecken, aber sie äußerte sich nicht weiter darüber. Sie überfah nur seinen Gruß und ging auch nach dem Gottesdienst rasch davon, als Matthias Miene machte, sie anzusprechen. Verblüfft wandte sich der Abgewiesene an die Umstehenden, die ihm aber ausweichende Antworten gaben. Erst der Prediger klärte ihn über den unbilligen Verdacht auf, den die Frau seit vielen Jahren gegen seinen armen Bruder gehegt habe; sie sei sonst bei sehr klarem Verstande, aber der unerwartete furchtbare Tod ihres Verlobten habe wohl eine allzu große Erschütterung ihrer Seele verursacht. Niemand im Dorfe teile diesen Wahn der unglücklichen Frau. In letzter Zeit, so hätte es ihm geschienen, sei es besser mit ihr geworden, aber durch seine Ankunft sei wahrscheinlich alles noch einmal aufgerührt worden. Mit etwas Geduld gäbe es sich wohl wieder.

Matthias war über diese Wendung sehr befümmert; es verleihe ihm den Aufenthalt in der geliebten Heimat, wenn solcher Verdacht auf einem seiner Familie laste. Der Prediger versuchte, ihn zu beruhigen. Sie alle beklagten in

seinem Bruder einen ruchlos Erschlagenen und würden es bedauern, wenn er der Heimat aufs neue untreu werden wolle.

In einem Nachmittage begegnete Matthias auf dem schmalen Kirchhoffsteig, nicht weit von dem Grabe des Adam Nilius, Annamargret, die ihm nun nicht gut ausweichen konnte.

Sie standen sich einen Augenblick wortlos gegenüber. Die Frau versuchte, schweigend an ihm vorüberzuschreiten. Matthias vertrat ihr den Weg und bat sie eindringlich, ihn anzuhören.

Er glaube einen schweren Eid leisten zu können, daß sein unglücklicher Bruder den Toten nicht gemordet. Daß sie doch diesen unseligen Wahn aufgeben und nicht als einzige im Dorf ihn, den unschuldigen Bruder, wie einen Ausfägigen behandeln möge. Es habe ihm so gut unter seinen Jugendgenossen in der Heimat gefallen; alle seien ihm mit großer Freundlichkeit entgegengekommen. Prediger und Schulze hätten ihm in dankenswertester Weise ihre Hilfe zur Erlangung seines väterlichen Erbes angeboten. Aber er lege nun keinen Wert mehr darauf, darum zu kämpfen, wenn sie ihren Verdacht aufrechterhalte. Ein besleckter Name verleihe ihm die Heimat, so daß er sich mit dem Gedanken trage, wieder ins Reich zurückzukehren, obwohl er in Nürnberg niemand Verwandtes mehr habe, da er seit langem Witwer und seine Kinder noch in jungen Jahren kurz hintereinander an einer bösen Krankheit verstorben seien.

Annamargret hatte aufmerksam zugehört. Sie hatte ihm bei seinen letzten Worten forschend ins Gesicht geblickt, dann aber rasch den Kopf geneigt.

Nachdem er geendet, reichte sie ihm wie teilnehmend die Hand und gab ihm einige gute Worte, die er dankbaren Herzens in sich aufnahm. Dann schritt sie an ihm vorbei, dem Grabe des Adam Nilius zu.

Matthias sah ihr gedankenvoll nach.

Von dieser Zeit an erwiderte die Frau stets seinen Gruß und wechselte mit ihm auch hin und wieder einige Worte. Ja, nach der Ernte wurde dem Prediger erzählt, daß man Matthias sogar auf dem Mühlenhofe und des öfteren in Begleitung des Mühlenbauern gesehen habe; wo-

raus der Prediger schloß, daß Annamargret ihren Widerstand gegen den Mann aufgegeben habe, und Matthias darum in der Heimat bleiben werde, was der ihm und dem Schulzen auch in einem längeren Gespräche voll Freuden bestätigte. So schön auch Franken und der Süden sei, gegen die Mark käme es doch nicht auf. Einen jungen Menschen könnten wohl Berg und Tal und volkreiche Stadt begeistern, aber mit dem Alter sehne man sich nach Weite und Stille der Heimat mit ihren dunklen Kiefern und hellen Birken und den dickköpfigen Weiden; mit den

ruhigen Seen und grünen Wiesen und den weiten gelbreifen Roggenfeldern. Und ob auch die Burg zu Nürnberg groß und gewaltig, sei ihm der plumpe runde Bergfried von Wolfshagen, der sich tief in dem großen Burgsee spiegle, tausendmal lieber; und ob die Kirchen zu Nürnberg prächtig und von großartiger Bauart, sei ihm das kleine Feldsteinkirchlein im Dorf viel werter. Daß er hier in Frieden sterben könne, sei sein einziger Wunsch, und er verlange nichts weiter vom Leben!

Der Prediger und der Schulze hatten der Rede mit Bewunderung gelauscht. Sie klang so ganz anders als sonst

die Bauern hierzulande zu reden pflegten, und der Schulze meinte, es sei doch ein gut Ding, einmal draußen gewesen zu sein, es wehe eine andere Luft als hier in der rauhen Mark, wo die Menschen knorrig und knurrig wie Baumwurzeln wüchsen und nicht viel mehr könnten als fressen und kinderzeugen und arbeiten und schlafen. Der Prediger habe als studierter Mann ja auch etwas mehr gesehen, aber er sei nicht über Templin und Gransee hinausgekommen. Solche schwungvolle Rede habe er seit langem nicht gehört. Der Matthias möge des öfteren bei ihm vorsprechen und ein wenig von draußen berichten. Man werde warm beim Zuhören, und er verstehe, daß Matthias als Junge mit seinen Abenteuergeschichten den Buben die Köpfe verwirrt habe. Auch der Prediger sollte ihm Beifall und lud ihn manchmal des Abends zu sich, um seine Erzählungen zu hören. Es lag über ihnen ein Hauch von Sehnsucht und Traurigkeit, dann aber auch wieder von leidenschaftlicher Lebenskraft und Freude, daß er seiner eigenen Jugend gedenken mußte, als er noch in Wittenberg zu Füßen des großen Reformators gesessen und ge-

Mutter.

Von W. Groß.

Lehne segnend deine Wangen
an mein heißes Haupt,
dem die Anrast und das Vangen
alle Ruh geraubt.

Rühre kühlend meine Schläfen
mir wie einst als Kind,
führe mich in deine Häfen,
die so ruhig sind.

dessen rechtem Seitengeländer die Holzlade stand. Niemand der Anwesenden beachtete aber die ihnen kaum mehr bekannte Truhe mit ihrem unheimlichen Inhalt, die seit zwanzig Jahren in einer Mauernische hinter dem Altarbild verborgen gestanden hatte.

Matthias saß ebenso unbeweglich auf der Männerseite. Sein Haar war doch grauer geworden in der letzten Zeit als das seiner Altersgenossen. Vielleicht mochten sein abenteuerliches Jugendleben und das lustige Treiben im Reich ihre Spuren sichtbarer hinterlassen haben als ihre ruhigen erlebnislosen Jahre im Dorf. Er war müder geworden als sie, die sich im besten Mannesalter dünkten. Die lärmende Schar ihrer Kinder hatte sie jünger und lebensfroher erhalten, und sie beneideten ihn kaum, als nun ihre Blicke zu den noch schönen aber starren Zügen seiner künftigen Frau hinübergliitten, deren herber Mund allzu schweigsam und deren Hand hart und für Liebsfungen untauglich geworden schienen.

Nun rief der Prediger das Paar auf.

Der Mühlenhofbauer ging hinter seiner Schwester und der Schulze hinter dem Bräutigam. Die Leute im Kirchenschiff erhoben sich und reckten die Hälse, denn das Paar kniete nicht sogleich auf der Traubank nieder, sondern Annamargret hielt mitten vor dem Altare an, obwohl der Prediger sie mit leichter Handbewegung zum Knien aufforderte.

Aber Annamargret trat an das Geländer und legte ihre rechte Hand auf die Lade, von deren nur wenige sich noch erinnern konnten, welchen Inhalt sie barg.

Aber das sonderbare Gebaren legte sich wie ein Druck auf die erwartungsvolle Menge, der die Ahnung von etwas Unheimlichem den Atem benahm.

Annamargret hielt ihre linke Hand fest um die Rechte ihres Bräutigams gekrampft und zog ihn dicht zu sich heran. Dann schlug sie ruckartig den Deckel der Lade auf.

Und nun dröhnten in das lähmende Entsetzen der kleinen Kirche die lauten harten Worte der Frau:

„Jochim Berndt, de Hand van den doten Adam Nilius wißt na di! Bekenn, dat du em heft ümt Låben bröcht!“

Ein paar Weiber schrien auf, die Männer ballten die Fäuste, dem Prediger entglitt die Bibel, der Schulze sprang einen Schritt vor —

War das Weib vollends verrückt geworden?! Jetzt verwechselte sie sogar die beiden Brüder?! Das war ja ein toller Auftritt vor dem heiligen

Altar! Aber taumelte nicht Matthias? Sah das Gesicht des so plötzlich Ueberfallenen nicht lakonisch aus? Warum packte er sie nicht und redete ihr Vernunft zu?! Sie sahen, er versuchte zu sprechen, aber sein Mund verzerrte sich breit wie zu einem Schrei — seine Züge wurden zur Grimasse und seine freie linke Hand fuchtelte in der Luft herum —

Der Mühlenbauer wollte seine Schwester zurückreißen, aber er vermochte es nicht: die Frau stand da wie eine unerbittliche Richterin. Sie schüttelte die Hand ihres Bruders ab ohne auch nur den Blick von dem von ihr Gepackten zu wenden.

„Foot de Hand an, Jochim, und bekenn!“

Sie zog ihn mit verbissener Gewalt an die kleine Truhe und brachte seine gekrampfte Faust dicht an die lederartig verschrumpfte Totenhand.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn, er fing an zu zittern und versuchte, sich gegen die harte Kraft der Frau zu wehren — da spürten seine Finger irgend etwas Kaltes, Trocknes — er stieß einen Schrei aus so voller Grauen und Angst, daß es durch die kleine Kirche gellte und den Menschen das Blut in den Adern gerinnen machte —

Seine Hand zuckte zurück wie vor einer Flamme, er riß sich los und brach in die Knie. Der Schulze fing den Stürzenden auf.

Das alles dauerte so kurze Zeit, daß der Prediger keinen Schritt tun konnte. Die Gemeinde blieb wie erstarrt. Lähmendes Entsetzen lastete wie eine schwere Decke auf ihren Schultern.

Annamargret stand schwarz und drohend wie das unabwendbare Schicksal an der Lade und sah mit harten Augen auf den Zusammengesunkenen hinab, über den sich der Schulze beugte.

Ihr Bruder versuchte, da er kein Wort herausbringen konnte, durch Gebärden die Menge zu bewegen, den Raum zu verlassen. Aber niemand rührte sich. Da schlug Annamargret mit einem Ruck den Deckel wieder zu, daß der knallende Ton alle zusammenzucken ließ wie unter einem Peitschenhieb. Was sie aber alle von neuem lähmte, erweckte den so grauig Berflagten.

Mit einer raschen Bewegung schnellte er auf die Füße, stieß den verblüfften Schulzen beiseite und sprang mit einem Satz über das Chorgestühl hinweg, um die Pfortertür zu gewinnen.

Im gleichen Augenblick war auch Leben in die Männer gekommen.

Sie stürzten vor, und ehe der Flüchtende den Ausgang erreichen konnte, hielten sie ihn mit ihren eisernen Fäusten umklammert, der sich verzweifelt, aber vergebens, gegen sie wehrte.

Der Schulze trat an ihn heran und legte ihm seine Hand schwer auf die Schulter.

„Jochim Berndt, im Namen des Rechtes“ —

Da knickte er mit einem herausgegurgelten „Erbarmen“ kraftlos in die Knie und ließ sich widerstandlos von den Männern hinausführen.

Noch harrete die Gemeinde bewegungslos. Annamargret stand hochauferichtet, aber mit leeren weitoffenen Augen, die rechte Hand breit und schwer auf dem Truhendeckel.

Der Prediger wollte ihr einige Worte sagen, aber als er in das versteinerte Gesicht blickte, hemmte er den Schritt und ging schweigend an ihr vorüber. Stumm bedeutete er den Leuten, die Kirche zu verlassen.

In dumpfem Grauen, die Glieder bleischwer, verließen sie zögernd den Raum, voller Verstärtheit den Blick nach rückwärts wendend zu der Frau, die in ihrer maßlosen Verlassenheit unheimlich ins Riesenhafte zu wachsen schien.

Ganz spät als Allerlezte sah man Annamargret aus dem Gotteshause heraustreten, an den Gräbern vorüber dem Hügel des Adam Nilius zuschreiten. Dort sah man sie eine Weile verharren und dann langsam mit schleppenden Schritten zum Mühlenhof hinaufgehen.

Zu Strasburg tagte das Gericht. Jochim Berndt bekannte seine Schuld. Wegen Mordes wurde er durch den Henker vom Leben zum Tode gebracht.

Am dem Tage endlich ließ Annamargret die Hand des Erwürgten dem Toten beisehen.

Nachdem der alte Totengräber sich entfernt hatte, trat der Prediger an sie heran. Die Frau stand hinter dem hohen groben Findlingsblock und blickte über ihn hinweg starr auf die Efeu-ranken hinab.

Da sagte er leise:

„Annamargret, nu schlöppt he endlich in Frieden! Un nu hätt ok de Haß sin ewige Ruh!“

Sie hob den Kopf und sah ihn mit leerem, glanzlosen Blick an.

Ihn durchschauerte es.

Barmherziger Herrgott, diese Frau hatte nur vom Haß oder nur von der Liebe gelebt all die zwanzig Jahre! Und nun Haß und Liebe begraben waren, hatte sie nichts mehr, wovon sie leben sollte!

Ueber das blasse schöne Gesicht glitt ein gramvoller Schatten, um die strengen Lippen bebte es, die in die Weite starrenden Augen bekamen mit einem Male einen tiefen feuchten Glanz, und nun füllten sie sich langsam mit schweren Tränen, die ihr unaufhaltsam auf die noch runzellosen Wangen hinabfielen. So verharrte sie aufrecht am Grabe, die Arme gekreuzt über dem Felsstück. Das schöne Haupt gradeaus gerichtet, wie eine Grabfigur aus Stein. So weinte sie lautlos mit strenggeschlossenen Lippen.

Der Prediger trat zurück.

Hier vor der Größe dieses Leidens war jedes Wort schal.

Er neigte sich grüßend, obwohl er wußte, daß sie ihn nicht sah.

Dann verließ er voll tiefer Erschütterung und Ehrfurcht den Kirchhof.

Herbstgedanken.

V o n M a r i a S c h a e f e r.

Leer ist der Wald — die kleinen Vögel schweigen,
Nur hin und wieder klagt der Krähe Schrei,
Und dürre Blätter hängen spärlich an den Zweigen,
Von Reif beschwert. Die armen Gräser neigen
Sich müd' zur Erd' — — der Sommer ist vorbei!

O Seele! wird auch so dein Sommer schwinden?!
Noch bist du jung, noch lacht das Leben dir,
Es sprüht und sprudelt dir aus tausend Gründen,
Und in der Jahreskränze Laubgewinden
Meinst du, es müß' so bleiben für und für!

Und doch wird kommen dir der Tag, die Stunde,
Da du so einsam bist, wie dieser Wald!
Die Zeit schlug dir dann Wunde wohl auf Wunde,
Du führst den Freudenkelch nicht mehr zum Munde —
Und schauernd fühlst du plötzlich: „Ich bin alt!“

Willst du dann reifbeschwert dich müde neigen?
Und klagen, jammern, daß das Glück entrollt?
Entsagungsvoll dein Haupt dem herben Schicksal beugen?
Sieh! Wenig Blätter nur noch hängen in den Zweigen,
Doch diese wenigen — — : Sie sind von Gold!

Das Wasser schwoll.

Von Dr. W. Effenberger, Berlin - Oberschöneweide.
Mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und einer Zeichnung.

Der Mensch rühmt sich gern, daß er die Natur beherrsche. Wohl wird kein Einsichtiger leugnen, daß es die Menschheit seit alters verstanden hat, sich gewisse Naturkräfte dienstbar zu machen; aber darüber sollte man doch nicht vergessen, wie die Natur oft genug die ihr angelegten Fesseln sprengt und den Menschen seine Ohnmacht fühlen läßt.

Davon kann sich der Naturbeobachter wohl in jeder Landschaft überzeugen, auch im Kreise Prenzlau. Oder sollte das Steigen des Grundwassers, das sich dort besonders in den Jahren 1926 und 1927 bemerkbar machte und dessen wirtschaftliche Schäden noch heute fühlbar sind, nicht zu den Naturereignissen gehören, denen der Mensch machtlos gegenübersteht, die er nicht zu verhindern und deren Auswirkungen er nur in mühsamer Arbeit zu beseitigen oder vielleicht nur zu mildern vermag?

Von diesen Grundwasserschwankungen, von ihren Wirkungen und von ihren Ursachen soll hier die Rede sein.

Am 14. Juni 1930 hatte Herr Stadthauptförster Birkenstedt die Freundlichkeit, mich an einen Waldtümpel in der Nähe der „Dicken Eiche“ im Jagd 12 der Großen Heide zu führen, den bei unserer Ankunft gerade mehrere stattliche Hirsche durchschwammen. Dabei ragten die Geweihträger nur mit den Köpfen über die Wasseroberfläche hinaus, ein Beweis für die Tiefe des Waldtümpels, die an der tiefsten Stelle wohl mindestens zwei Meter betragen haben mag.

Dieser Tümpel ist an sich nichts Bemerkenswertes, denn Tümpel solcher Art sind in den ufermärkischen Wäldern keine Seltenheit. Wenn wir aber auf dem im Jahre 1884 herausgegebenen und 16 Jahre später mit Nachträgen versehenen Meßtischblatt Nummer 1320 (Sindenburg in der Mark) an der Stelle dieses Waldtümpels ein Moor verzeichnet finden, so erkennen wir, daß der Waldtümpel erst nach dem Jahre 1900 entstanden ist.

Die Ursache seiner Bildung kann nur in einem beträchtlichen Ansteigen des Grundwassers gesehen werden, das zusammen mit den Niederschlägen den zu- und abflußlosen Tümpel speist. Wann sich die freie Wasserfläche zu bilden begann, vermag ich nicht zu sagen; für unsere Betrachtung ist eine genaue Zeitbestimmung auch nicht vonnöten. Wichtig aber ist die Tatsache, daß im Jahre 1927 nach den beträchtlichen Niederschlägen, die das Durchschnittsmaß bedeutend überstiegen, das Grundwasser zu steigen begann und daß sich während des Winters der Spiegel des Tümpels allmählich um mindestens einen Meter hob. Hierbei wurde ein angrenzendes Waldstück mit 68jährigen, sehr wüchsigen Eschen überflutet. Es bestand keine Möglichkeit, die Hebung des Wasserspiegels rückgängig zu machen und die nun mit kalten Füßen im Wasser stehenden Bäume vor dem „Ertrinken“ zu bewahren. Der städtischen Forstverwaltung blieb nichts anderes übrig,

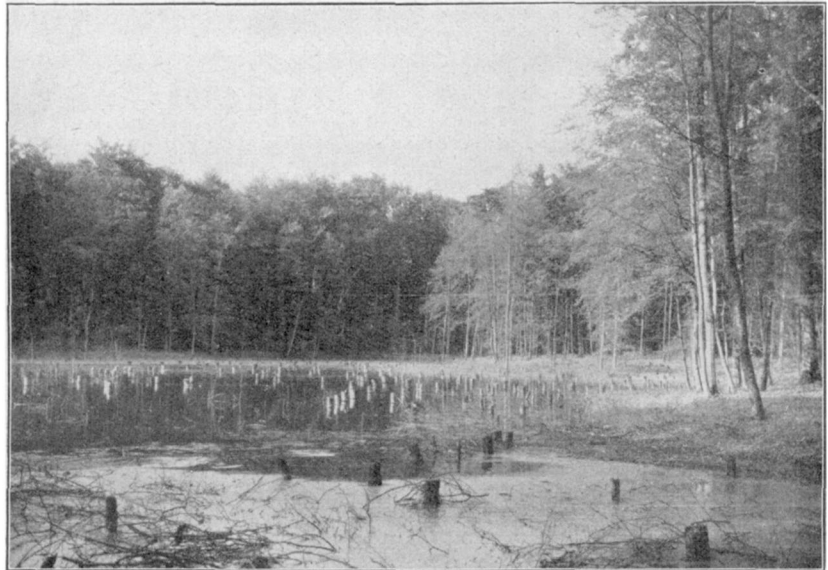


Abbildung 1. * Hauptförsterpfuhl im Jagd 12 der Prenzlauer Stadtforst * 14. Juni 1930 * Man sieht die Stümpfe der gefällten Eschen aus dem Wasser ragen.

als die Eschen zu fällen. Das geschah, als der Waldtümpel während des langanhaltenden Frostes im Winter 1928/29 eine starke Eisdecke trug.

Seitdem ist das Wasser im „Hauptförsterpfuhl“ — wie ich ihn nennen möchte — nur un-

erheblich zurückgegangen. Das lassen die gebleichten Stümpfe der Eschen erkennen, die in der Abbildung 1 sichtbar sind.

Die am Hauptförsterpfuhl gemachten Beobachtungen brachte ich im Winter 1930/31 dem Direktor der hydrobiologischen Anstalt der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Plön (Holstein), Herrn Professor Dr. August Thieme mann, zur Kenntnis. Auf seine Bitte suchte ich zu erfahren, ob sich auch sonst im Prenzlauer Kreise ähnliche Erscheinungen gezeigt hätten. Hierbei fand ich bei den Herren Stadthauptförster Birkenstedt und Kreiswiesenbaumeister Schachtner freundliche Unterfertigung. Ihre Berichte hat Herr Professor Thieme mann in einer umfangreichen Arbeit verwertet, die den Titel trägt: „Schwankungen des Grundwasserstandes in Norddeutschland während der letzten Jahrzehnte, ihre Ursachen und ihre limnologische, geologische und wirtschaftliche Bedeutung.“*)

In seinen Mitteilungen schreibt Herr Birkenstedt u. a. auch von dem „Dreierwerderbruch“, das im Buchholzer Revier (und damit schon außerhalb des Kreises Prenzlau) liegt. Danach war dort im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ein kleiner, von Rohr begrenzter Waldsee, auf dem der Buchholzer Förster mit Hilfe eines Rahnes die Neusenfischerei ausübte. Später versiegte der Waldsee, und das zu Tage getretene Land wurde als Wildacker für den Jagdpächter umgepflegt. Aber bereits im Jahre 1927 kam der See wieder; Fische wurden eingesetzt, Rohr steht wieder am Ufer, und vom Rahn aus wird wieder die Neusenfischerei betrieben. — Also auch hier eine namhafte Grundwassererhöhung. — Das Wasser stieg, das Wasser schwoll!

In der Nähe des Dreierwerderbruches träumt mitten im Walde ein anderer kleiner See, für den auch die Landkarte 1 : 25 000 keinen Namen

*) Veröffentlicht in: „Archiv für Hydrobiologie“, Band 24, Stuttgart, 1932.

kennt. Er liegt im Jagd 29 des Reviers Buchholz und überrascht den Beschauer durch das Dunkel seines Wassers, in dem sich die prachtvollen Bäume seines Ufers beschauen (Abbildung 2). Der Spiegel auch dieses Waldsees hat sich im Jahre 1927 infolge des allgemeinen Grundwasseranstieges beträchtlich erhöht. Man sieht es an Baumstümpfen, die hier und da aus dem Wasser ragen.

Dieses malerischen Waldsees ist im wissenschaftlichen Schrifttum noch nicht gedacht worden. Ebenso wenig hat die Forschung die stehenden Gewässer des „Kiekers“ erfaßt. Das mag seinen Grund wohl darin haben, daß diese prächtige Forst, die ein Kleinod unter den Naturschönheiten der Uckermark ist, abseits von den bevorzugten Bahnen des Verkehrs liegt. Der einsame Wanderer, der den Kieker durchstreift, wird hier einen tiefen Eindruck von der Schönheit des uckermärktischen Waldes gewinnen, er wird sich von einem reichen Blumenflor umgeben sehen und vielleicht auch Tieren begegnen,

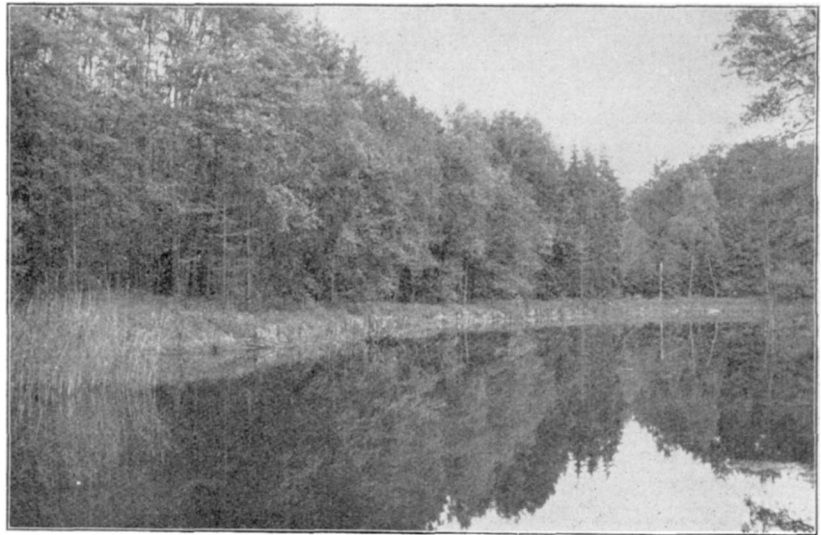


Abbildung 2. * Waldtümpel im Jagd 29 der Prenzlauer Stadtförst (Revier Buchholz) 10. Juni 1933.

die, wie etwa der Dachs oder der Wespenbussard, in unserer Heimat schon selten sind.

Unfern der Försterei Kieker sind einige Senken der welligen Grundmoränenlandschaft von malerischen Waldtümpeln angefüllt, die das Westischblatt Nummer 1234 (Fürstenwerder) nicht verzeichnet. Ansehnliche Baumstümpfe, die hier und da aus dem dunklen Wasser ragen

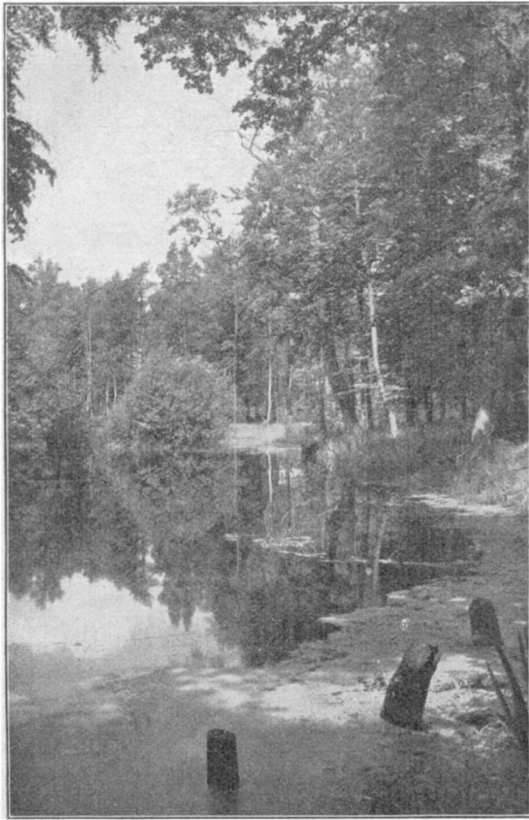


Abbildung 3. * Waldtümpel im Kiefer unweit der Försterei 11. Juni 1933.

(Abbildung 3), beweisen, daß diese Tümpel erst in jüngster Zeit entstanden sein können, und ohne Zweifel ist auch ihre Bildung auf den Grundwasseranstieg zurückzuführen und gleichzeitig mit den Erscheinungen in der Prenz-
lauer Stadtforst erfolgt. Reich geschmückt mit rosa-
blütigen Sumpfpriemeln (*Hottonia palustris*) und stattlichen Gruppen der Schwertlilie (*Iris pseudacorus*) oder erfüllt mit dichten Beständen des

Sumpfschweinsohrs (*Calla palustris*) (Abb. 4), mehren diese Gewässer die Schönheit des Waldes.



Abb. 4 * Waldtümpel im Kiefer, darin Sumpfschweinsohr (*Calla palustris*) * 11. Juni 1933.

In einer anderen Stelle des Kiefers ist es in einer Geländevertiefung zur Bildung eines Moores gekommen. Darauf hat sich eine Gruppe von Birken zusammengefunden, deren weiße Stämmchen das sonst düstere Bild freundlich beleben. Aber nur die am Rande des Moores etwas erhöht stehenden tragen noch ihr Laubgewand; alle übrigen sind kahl und tot. Nach Angaben des Herrn Förster Schramm, der den Kiefer betreut, waren noch vor wenigen Jahren alle Birken des Moores frisch und wuchsfreudig. Damals war es möglich, das Moor zu durchschreiten. Dann aber setzte seine Vernässung ein, und in der Folgezeit wurden die Birken von dem Schicksal ereilt, das den Eschen im Hauptförsterpfuhl beschieden war.

Nicht nur in vielen Tümpeln der Wälder des Prenz-
lauer Kreises sondern auch in solchen seiner Feldmarken hat sich der Wasserspiegel in den Jahren 1926 und 1927 gehoben. Ueber zwei Fälle dieser Art schrieb Herr Kreiswiesenbau-
meister Schachtner am 20. Februar 1932 folgendes:

„Der Dorfsee in Prenz, beim Riebeschen Hofe gelegen, ist in den Jahren 1926 und 1927, namentlich im letzteren, infolge der großen Niederschläge um rund zwei Meter gestiegen. Da weder ein oberirdischer Abfluß vorhanden ist, noch unterirdisch Wasser abfließen dürfte, so muß das ganze angesammelte Wasser verdunsten. Das ist auch in den letzten Jahren, in denen sich die Niederschläge auf Durchschnittshöhe und 3. T.

fogar darunter hielten*), geschehen, aber der Wasserspiegel ist noch nicht auf die alte Höhe zurückgegangen. In einem anderen Falle, dem abflußlosen Neuen See zwischen Schönfeld und Damerow, war Ende 1930 der alte Wasserstand bereits wieder erreicht. Der Beenzer Dorffsee aber stand zur gleichen Zeit immer noch etwa einen Meter höher als normal. Heute ist infolge der Sommerniederschläge von 1931 sein Stand nahezu wieder bedrohlich geworden.“

Den abflußlosen See zwischen Schönfeld und Damerow habe ich nicht gesehen, wohl aber die Gewässer am Riebeschen Hofe in Beenz. Dank der Freundlichkeit des Besitzers, der Herrn Bürodirektor F ü r s t e n a u und mich auf seinem schönen Anwesen herumführte und uns die Wasserschäden zeigte, kann ich den Lesern folgendes berichten:

Der Grundwasseranstieg hat sich beim Riebeschen Hofe besonders nachteilig ausgewirkt, und es ist bisher nicht gelungen, das Wasser auf seinen früheren Stand zurückzuführen. In einiger Entfernung vom Ufer des fischereilich genutzten Teiches, der von dem langgestreckten Stallgebäude des Gutes nur durch die Straße nach Beenz getrennt ist, ragen einige stattliche Kopfweiden aus dem Wasser. Früher standen sie natürlich auf dem Lande dicht am Ufer. Einen Teil des Röhrichts hat das Wasser bei seinem Steigen vom Ufer abgetrennt und zu einer schwimmenden Röhriinsel gemacht. Wechselnde Winde treiben sie bald an dieses, bald an jenes Ufer. Diese doch nicht gerade alltägliche Erscheinung erlebte vor wenigen Jahren auch eine im Gute einquartierte Reichswehrabteilung. Als die Mannschaften eines Morgens bei der als Pferdeshwemme in Aussicht genommenen Uferstelle eine dichte Schilfwand vorfanden, sollen sie, so erzählt Herr R i e b e, höchst verdutzte Gesichter gemacht haben.

Beträchtlichen Schaden hat das aufdringende Wasser an und in den Gebäuden des Gutshofes angerichtet. Der Stall ist des eingedrungenen Wassers wegen lange Zeit unbrauchbar gewesen; am Wohnhause entstanden breite Risse, und eine

*) Vergleiche die späteren Angaben.

seiner Wände hat sich sogar deutlich oben übergeneigt. Die Kleinviehställe der Gutsarbeiter fielen dem Wasser zum Opfer. Den tiefer gelegenen Teil des Gutsgartens überflutete das Wasser, und wo ehemals Obstbäume den Ertrag der Wirtschaft steigerten, kann heute nichts mehr geerntet werden. Das Wasser, das jetzt noch dort



Abbildung 5. * Moor im Rieker mit abgestorbenen Birken
11. Juni 1933.

steht, macht den Eindruck, als sei es schon immer dagewesen, denn es wächst darin in dichten, geschlossenen Beständen die stachelblättrige, weißblütige Krebschere (*Stratiotes aloides*), und am Ufer gedeihen prächtige Schwertlilien (*Iris pseudacorus*) und stattliche Rohrkolben (*Typha*). Bis an die Straße, die das Gut mit dem Dorfe verbindet, reicht dieser Teich. Ihm ist auch die Wiese, die früher neben der Straße lag, zum Opfer gefallen (Abbildung 6). Höchst unliebsam machte sich das steigende Grundwasser auch dadurch bemerkbar, daß es eben diese Straße weithin und hoch überflutete. Um 70 Zentimeter mußte sie erhöht werden, um sie wieder gang- und fahrbar zu machen. Damit noch nicht genug: auch bei der Viehkoppel und an dem Teiche vor dem Gute machte das Wasser durch Überfluten landwirtschaftlich genutzten Bodens nicht unerheblichen Schaden.

Selbstverständlich wurde die Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Dinge gelenkt. Besichtigungen haben stattgefunden; man hat nach Mitteln gesucht, um das Wasser auf seinen alten Stand zurückzuführen, noch aber ist es nicht ge-

lungen, beim Riebeschen Hofe wieder normale Zustände zu schaffen. Die Natur hat eben auch hier bewiesen, daß sie, unbekümmert um wirtschaftliche Interessen, ihre eigenen Wege geht und in der Entfaltung ihrer Kräfte keine Rücksicht auf das Wohl und Wehe des Menschen nimmt.

Man darf nun nicht etwa glauben, daß der Anstieg des Grundwassers in den Jahren 1926 und 1927 auf den Kreis Prenzlau beschränkt geblieben sei. Vielmehr lassen zahlreiche Berichte erkennen, daß weithin im norddeutschen Flachlande ähnliche Beobachtungen gemacht wurden. Herr Professor Thiene-
mann hat eine Fülle solcher Nachrichten gesammelt und bearbeitet. Danach wissen wir, daß in Holstein beispielsweise der abflußlose Garrensee bei Ratzeburg und der gleichfalls abflußlose Binnsee bei Mölln vom Grundwasseranstieg betroffen wurden, daß in Mecklenburg, in Pommern, in vielen Teilen Brandenburgs — so vor allem auch in der Schorfheide — und in der Grenzmark Posen-Weipreußen vielfach großer Schaden entstand, als in den besonders niederschlagsreichen Jahren 1926 und 1927 das Grundwasser erheblich anstieg, bestehende Seen und Teiche vergrößerte und nutzbares Land unter Wasser setzte. In der Grenzmark wuchs sich dieser Grundwasseranstieg besonders in den Dörfern Pechlüge und Kaza zu einer Wassersnot von geradezu erschütterndem Ausmaße aus, der die Betroffenen wehr- und machtlos gegenüberstanden und die sie von Haus und Hof trieb.

Die Ursache des Grundwasseranstiegs ist hauptsächlich darin zu suchen, daß sich die Niederschlagsverhältnisse in Norddeutschland seit etwa zwei Jahrzehnten nicht unerheblich geändert haben.

Auf der diesen Zeilen beigegeführten Zeichnung sind die in den Jahren 1910 bis 1932 in Prenzlau und in Fürstenwerder gefallenen Niederschläge nach den Angaben des Meteorologischen Institutes in Berlin eingetragen. Wenn wir berücksichtigen, daß in den Jahren 1891 bis 1925 in Prenzlau und Fürstenwerder durchschnittlich 504 bzw. 566 Millimeter Niederschläge fielen,

so erkennen wir, daß in Prenzlau seit 1914 und in Fürstenwerder bereits seit 1912 die Niederschlagsmenge in einer Reihe von Jahren mehr als die durchschnittliche Höhe erreichten. In Prenzlau waren die Jahre 1914, 1916, 1918, 1922, 1926 bis 1928, 1930 und 1931 niederschlagsreicher als im Mittel der 35jährigen Periode von 1891 bis 1925; in Fürstenwerder waren es die Jahre 1912, 1914, 1916, 1918 bis 1920, 1922, 1924 bis 1928 und 1930 bis 1932.

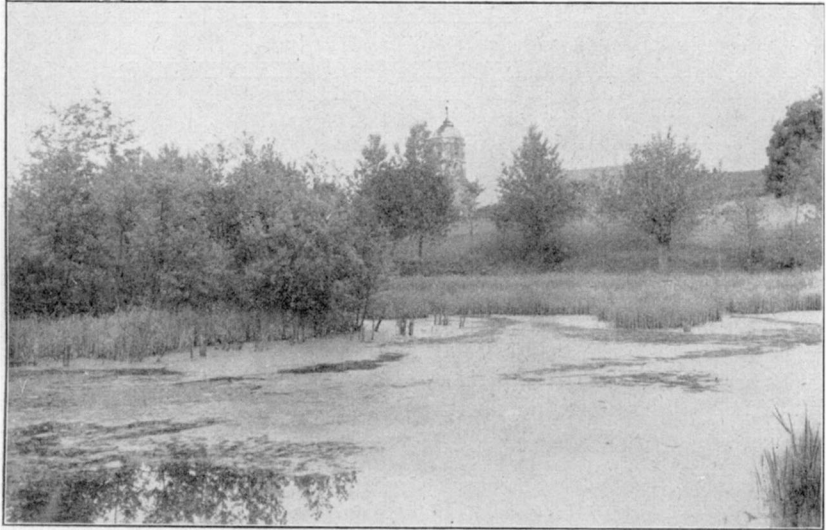


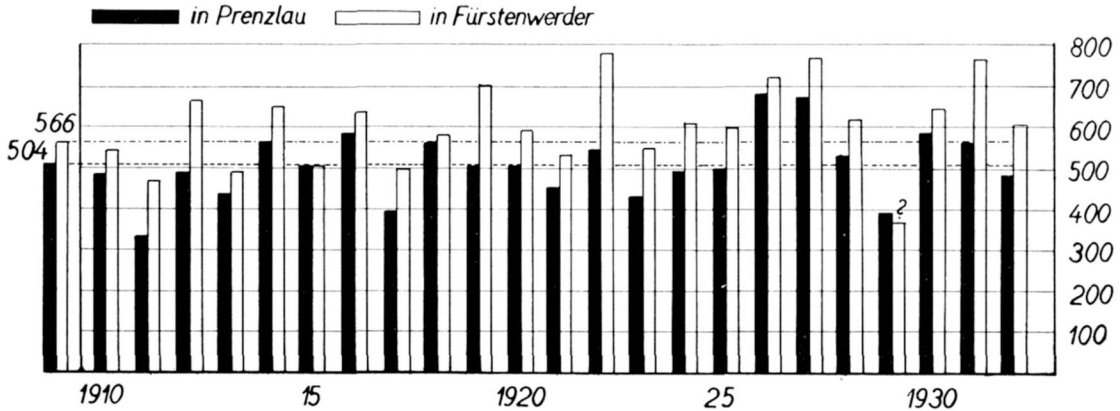
Abbildung 6. • Ehemalige Wiese am Riebeschen Hofe in Beenz • 10. Juni 1933.

Besonders reichliche Niederschläge fielen in den Jahren 1926 und 1927. Damals wurden in Prenzlau Niederschlagsmengen gemessen, die um 35 und 32 % größer waren als im Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1925. Die entsprechenden Zahlen für Fürstenwerder sind 28 und 36 %. Im Jahre 1928 waren die Niederschlagsmengen zwar geringer als in den beiden vorausgegangenen Jahren, lagen aber immer noch etwas über dem Durchschnitt. Das Jahr 1929 brachte seit längerer Zeit wieder Niederschlagsmengen, die weder in Prenzlau noch in Fürstenwerder das normale Maß, sondern nur rund 77 bzw. 66 % davon erreichten. Aber bereits im folgenden Jahre 1930 stiegen die Niederschlagsmengen wieder, in Prenzlau auf rund 113 und in Fürstenwerder auf etwa 115 % des Normalen. Für die beiden letzten Jahre 1931 und 1932 schließlich sind die entsprechenden Zahlen für Prenzlau 112 bzw. 94 % und für Fürstenwerder 135 bzw. 106 %. Rechnet man mit den Zahlen, die sich aus der

graphischen Darstellung ergeben, weiter, so zeigt sich, daß mindestens seit dem Jahre 1918 die durchschnittliche Niederschlagshöhe den normalen Betrag übersteigt: die mittlere Niederschlagshöhe betrug nämlich im Verlaufe der Jahre 1918 bis

überhaupt mit einem Wiedertrocknen werden unferes Klimas und demzufolge mit einem Absinken des Grundwassers gerechnet werden könne. Diese Frage läßt sich zwar nicht mit Sicherheit in bejahendem Sinne beantworten; es deutet aber

Jahressummen der Niederschläge in mm von 1910 bis 1932



1932 in Prenzlau 549 Millimeter, in Fürstenwerder 629 Millimeter; sie überschritt also das Normale um 45 bzw. 63 Millimeter — das sind 9 und 11 %.

Bei solcher Sachlage ist es nicht verwunderlich, wenn der Wasserpiegel der in diesem Aufsatze behandelten Gewässer noch nicht wieder auf den früheren Zustand zurückgegangen ist. Das wird voraussichtlich erst geschehen, wenn die jährlichen Niederschlagsmengen auf den Durchschnittswert oder noch tiefer gesunken sein werden.

Die außerordentliche wirtschaftliche Bedeutung des Grundwasseranstiegs macht es verständlich, daß die Frage aufgeworfen worden ist, ob denn

manches darauf hin, daß Aussicht auf die Wiederverkehr normaler Verhältnisse besteht. Hierfür spricht vor allem die Tatsache, daß ähnliche hohe Grundwasserstände, wie wir sie jetzt noch auch im Prenzlauer Kreise antreffen, bereits früher und zwar vor 6 bis 10 Jahrzehnten in Norddeutschland beobachtet worden sind. Bei dem Grundwasseranstieg, wie wir ihn und seine Folgen hier geschildert haben, handelt es sich also wahrscheinlich um eine in gewissen Zeitabständen wiederkehrende Erscheinung, die durch außergewöhnlich hohe Niederschläge verursacht ist und der nach Wiedereintritt normaler Wetterverhältnisse von der Natur selbst ein Ziel gesetzt wird.

De School is ut!

G. Reichert.

Nu is de School doch wirklich ut!
 Foorts geiht dat mit de Güffel rut.
 Korl nimmt de Pietsch un ballert glief
 As güng dat hüt, werr weet wo wiet!

De School is glücklich nu to End'n!
 Quood Frits geiht darft dat Heu ümwend'n;
 Ohn Rod un Hoot, bloot'n Hart in 'd Hand,
 So löppt he dörch den weeken Sand.

Gottloff nu is de School vörbi!
 De Stroot entlang singt uns Marie;
 Vål bäter is 't up 'd Rößenfeld,
 Denn dor verdeent man doch sien Geld.

Bohrhaftig! Jo! De Schooldör to!
 De Köster kiekt sien Immen noh.
 Wat surt un buert dat dörch de Luft,
 Den Gornstieg lang treckt Honningduft.

Eine alte Urkunde spricht.

Von Dreyer, Wolfshagen.

Im Juli 1916 zu Beginn der Sommeschlacht lagen wir einen Tag in Schützenlinie in einem wunderschönen Weizenfelde. Dieser Weizen war von deutscher Soldatenhand gesät worden, um Volk und Heer mit ernähren zu helfen. Schwer waren die Aehren, reif zum Schnitt — und nun mähten blindwütend die französischen Granaten und Schrapnells diese edle Gottesgabe ab, zwecklos, sinnlos. Da schweiften die Gedanken zurück zu den Feldern der Uckermark, über deren Pracht ich mich als Urlauber vor ganz kurzer Zeit noch hatte freuen können, es war gerade zur Roggenblüte. Jetzt lag ich in einem überreifen Weizenfelde und wie als Kind zerrieb ich Aehren, blies die Aeheln fort und wog die Körner in der hohlen Hand und steckte sie in den Mund. Die schweren Granaten der feindlichen Batterien lagen hauptsächlich auf dem Bauernhof hinter unserer Schützenlinie, und so wurde in kurzer Zeit vernichtet, buchstäblich vernichtet, was Bauernfleiß geschaffen hatte nach dem Worte der Bibel: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ — Wie tröstlich war doch da zu wissen, daß in der Heimat Haus und Hof unverfehrt blieben und die Ernte geborgen werden konnte. Mein Nebenmann, es war ein Bauer aus der Neumark, mit dem ich mich darüber unterhielt, spann den Faden weiter, indem er fragte, was wohl der Bauer sagen werde, wenn er nach Kriegsende zurückkommt. Ich stellte die Gegenfrage: „Was würdest Du dann an seiner Stelle tun?“ — „Wieder anfangen!“ — Als er nach einer Pause noch hinzufügte: „Gott sei Dank, so etwas hat unsere Heimat noch nicht erlebt und wird sie hoffentlich immer davon verschont bleiben“, — da mußte ich ihm die Antwort schuldig bleiben; denn der Tanz ging los, Franzmann griff an — und am Abend haben wir meinem Nebenmann in dem Weizenfelde ein Soldatengrab bereitet.

Daran mußte ich denken, als ich die alte Urkunde überfann, nachdem ich sie mit dem Vergrößerungsglas entziffert hatte. Sie ist geschrieben im Jahre 1653 und ist ein Abschätzungsprotokoll über das Gut Schlepflow. Auf 4½ Seiten Büttenpapier steht mit unverwüftlicher Tinte geschrieben in Buchstaben, denen man die geübte Schreiberhand und den Gänsekiel ansieht, ein erschütternder Bericht über den Zustand, in welchen der 30jährige Krieg das Gut gebracht hatte. Heute würde man das Vielfache an Schreibmaschinenseiten dazu gebrauchen; damals genügten 4½ Seiten Handschrift. Und

trotz aller Kürze wirkt alles so anschaulich. „Jacob von Klützowen auff Dedelouw erbgeessen“, und „Thomas Böttcher, der wohlloblichen Ritterschafft, des Uckermärck- und Stolpirischen Krenjes besteldtem Einnehmer“ sind die Verfasser; sie betonen, daß sie „verordnete commissariis“ seien, die genannt sind in der Einleitung: „Tara des Hochedlen, Gestrengen und Ehrenfesten, Herrn Georg von Blankenburgs, auf Wulfs- und Hildebrandtshagen etc., Erbgeessen, Lehngut, im Dörffe Schlepflow, nebenst desselben pertinentien etc. durch dero Verordneten Commissarien abgefaßt und verfertigt.“

Was interessiert nun die heutige Zeit an diesem Bericht? — Lieber Kamerad, der Du im Weizenfelde bei Belloi neben mir lagst — hier ist die Antwort, die ich Dir schuldig bleiben mußte.

Unsere Heimat, und im engeren Sinne die Uckermark, hat Kriege erlebt, die schlimmer auf den Bauer gewirkt haben als der Weltkrieg auf französischen Boden. Gewiß, so radikal ist nicht vernichtet worden, daß kein Stein auf dem andern blieb, weil die Artillerie noch in den Anfängen steckte. Brachte doch Gustav Adolf Kanonen mit, deren Rohre aus Leder gewickelt sind; in Berlin im Zeughaufe stehen noch welche. Aber was 30 Jahre Kriegszeit ruinieren können durch Raub, Plünderung, Mord, Totschlag und Feuer, davon erzählt diese Urkunde.

Wenn es da heißt, daß das gesamte Uckerland mit Fichten bewachsen ist — und ein Bericht von 1687, also 34 Jahre später, sagt noch, daß die Feldmark zur Heide geworden ist, im Dorfe sei alles bewachsen, daß der Reiter keine Fußspur hinterläßt — wie gründlich hat da der Krieg vernichtet! Das ist der Unterschied: Der Weltkrieg hat in Frankreich das Bauermland und Bauernfleiß verwüftet, der 30jährige Krieg hat dem Bauerntum in unserer Heimat den Todesstoß versetzt. Was nach dem Kriege als „Bauer“ angesehen wurde, war kein Bauer; Beziehung zwischen Blut und Boden kannte er nicht, er war „höriger“ Pächter und gehörte dem Grundherrn zu eigen „mit Weib und Kindern, geborenen und ungeborenen“ wie es im Erbuntertaneneide heißt. Vielleicht kann ich einige Urkunden darüber im nächsten Kalender veröffentlichen.

Als der Weltkrieg zu Ende war, kam in Frankreich der Bauer zurück und ihm wurde mit Staatsmitteln und den berichtigten „Reparationen“ in kurzer Zeit ein modernes Anwesen

aufgebaut. Längst geht in Frankreich der Pflug wieder über die Ländereien, die der Krieg zerstört hatte. In unsere Heimat kam kein Bauer zurück, weil er erschunden, gestorben und verdorben war, oder als ein der Arbeit entfremdeter Kriegsföndner bettelnd und räubernd im Lande herumzog. Eine Generation war in den 30 Jahren aufgewachsen und vergangen, die dem Boden entfremdet war — und noch eine zweite Generation verank, ehe hier wieder zum Pfluge gegriffen wurde. Noch 1687 lebte in Schleprow ein einziger Einwohner, das war ein alter Mann. Wie langsam ist hier bei uns die Verbindung zwischen Land und Bauer, zwischen Boden und Blut wiederhergestellt worden; wie armselig waren die Wohnungsverhältnisse — bis in die heutige Zeit hinein. Wer ufermärktische Dörfer daraufhin betrachtet, wird in manchem erkennen, daß gerade in dieser Beziehung die Notzeit nach dem 30jährigen Kriege sich bis heute auswirkt.

Die vorliegende Urkunde enthält auch genaue Angaben über die Zahl und den Zustand der Gebäude. Vom Wohnhaus heißt es, es habe 6 Gebinde, sei aus Holz und mit Steinen gemauert, auch mit Ziegeln gedeckt, es sei sonst noch fest, habe aber keine Türen und Fenster, müsse an etlichen Stellen aufgewunden und verschwellt werden. Seinen jetzigen Wert veranschlagten die Kommissare mit 75 Thalern.

Eine Scheuer von 19 Gebinden wird beschrieben. Die wird auf 250 Thaler geschätzt, weil sie „ganz fertig“ ist; sie habe steinerne Diebel, sei unten ein Fach hoch gemauert; das Dach müsse allerdings neu gedeckt werden, die Scheurentüren fehlten natürlich. In der Scheune war auch die Stallung für Pferde, Ochsen, „Küe“ und Schweine.

Ein „Spieker“ von 4 Gebinden habe mal ein Rohrdach gehabt und müsse verschwellt werden und sonst noch gebessert werden; er wird taxiert auf 15 Thaler.

Von den fünf Kossäten, die zum „Gütlein“ gehörten, ist keiner mehr da; von ihren Häusern sind drei verschwunden, eins von 6 Gebinden ist so „bauwfellig“, daß es nicht taxiert wird; vom fünften Hause steht nur noch das Untergebäude, „ist fast nichts wert“.

Ueber die Größe der Ackerfläche wird angegeben, es habe 5 Wippel Roggen und ein Wippel Gerste gesät werden können, dazu noch 4 Wippel Weidkorn (hier Hafer). Welche Morgenzahl man heute dafür angeben müßte, kann ich leider nicht sagen. Vielleicht ist einer der Leser in der Lage, helfen zu können, ich wäre ihm sehr dankbar. — Es ist dann noch

von Rodungsland die Rede; aber weil man die Lage und Größe nicht wisse, könnten die Kommissare auch nicht schätzen.

„An Viehezugt haben können 60 Heupter Rindt Viehe bey diesem Gütlein gehalten, undt den Winter über ausgefuttert werden; den Sie die Hudung auf dem Damerow auch haben, jedoch werden die Heuwischen, wie billigt, geschonet; — wie den auch 200 schafviehe haben können ausgewintert werden —.“

Interessant ist in diesem Bericht auch die Berechnung des Wertes des Grund und Bodens; der Nutzungswert im „Erbkauffe“ wurde zugrunde gelegt. So sind die Flächen, die für Hartkorn (Roggen und Gerste) bestimmt sind, je Wippel Ausfaat mit 150 Thalern veranschlagt, das Haferland als geringwertiges mit 75 Thalern je Wippel. — Noch deutlicher geht das bei den Angaben über die „Viehezugt“ hervor. 60 Häupter Rindvieh konnten gehalten werden. „Davon der 3. Theil zur nuzung, seindt 20 Heupter, undt von jedem Heupte 3 Thaler abnuß, thun, weil 4 auff 8 hundert angerechnet worden, 1500 Thaler“. — Bei den 200 Schafen heißt es: „das hundert auff 8 Thaler nuzung angerechnet; da 4 auff 8 hundert im erbkauffe kommen, Ist 400 Thaler“. — Die Schweinezucht ist angeschlagen auf 50 Thaler. Der Garten ist berechnet mit 50 Thalern. — Mit 375 Thalern Nutzungswert sind die 5 Kossäten in Anschlag gebracht.

Es ergibt sich also als „Summa dieser Taxa“ 3915 Thaler; natürlich im Erbkauf. — „Und weil den dieses Gütlein Ein Halb Lehnspferdt halten muß“, deshalb wird diese Last mit 500 Thalern wertmindernd in Ansaß gebracht. — Auch hier hoffe ich, daß ein Leser sein Wissen über diese Abgabenverhältnisse den Kalenderfreunden mitteilt.

So manches ließe sich noch aus dieser Urkunde berichten. Ich hoffe, daß noch mehr solcher Berichte vorhanden sind und bekannt werden. Deshalb möchte ich allgemein bitten, in den Truhen, Schränken und Kästen nach alten Papieren zu kramen, die sich auf unser Bauerntum beziehen, und unserm Kreiskalender zur Verfügung zu stellen. Und im besondern möchte ich unsere Bauern bitten, Nachforschungen über die Herkunft und Ausfälligkeit ihrer Familie anzustellen. Ich meine damit das, was ich bei vielen Bauern in der Lüneburger Heide gesehen und voll Ehrfurcht durchgeblättert habe; ich meine eine Familiengeschichte! Was bei den Adelsgeschlechtern eine Selbstverständlichkeit ist, das muß auch für den Bauer gelten. Denn auch er ist von Adel! — vom Adel der Arbeit!



Bauernhochzeit in der Ufermark.

Von Dr. Olga Stieglitz. / Mit 2 Federzeichnungen von Leo Wiese.

Bauernhochzeit im Dorf des märkischen Lands
an der Ufer
Nicht nur ein Fest der Familie, nein Fest für
alle und jeden.
Tagelang schon vorher, was gab's nicht zu sehn
und zu hören:
Wie da zum Schulzenhaus kamen die schwer be-
ladenen Wagen,
Brachten die Fässer, den Reis, auch Fische, frisch
von der Ostsee.
Gestern nun aber am Abend begann ein entsetz-
liches Poltern;
Denn, was ein jeder besaß an Scherben und
schäbigstem Topfwerk
Schleudert er gegen das Brauthaus, dem Glück
es sollte bedeuten.
Drinnen, ums Bräutchen geschart — der Bräu-
tigam werd nicht geduldet —
Säßen die Freundinnen alle, beschäftigt die
Fische zu schraben:
Schmückten danach noch heimlich mit Zweigen,
mit Blumen und Bändern,
Altem Brauche gemäß das Brautest, den Platz
für das Brautpaar.

Und nun ist er selber erschienen der Tag dieser
Hochzeit,
Wo sich die Tochter des Schulzen dem Groß-
bauern Franz soll vermählen.
Herbstfroh leuchtet die Sonne; schon traf die
Musik von der Stadt ein,
Und es strömten herbei die Gäste aus Nähe und
Ferne.
Endlich läuten die Glocken; doch noch ist vom
Zug nichts zu sehen.
Aber das Bräutchen erscheint, begleitet von zwei
ihrer Jungfern.
Kranz- und schleiergeschmückt schreitet zum
Pfarrhof sie jetzt
Um — so gebeut es die Sitte — dort darzu-
bringen die Spende,
Brautjuppe wird sie genannt, aus dreien
der Gaben bestehend,
Prangt in der Mitte der Kuchen, frisch, mit No-
sinen durchbacken,
Steht ihm zur Seite der Wein, dazu noch ein
seidenes Schnupftuch.
Dankend werden die Gaben vom lächelnden
Pfarrer empfangen.

Darauf die Jungfrau zurück zum Hochzeits-
 haufe sich wenden.
 Endlich erblickt man den Zug, die Trompeter
 gehn an der Spitze,
 Blasen zum Fest den Choral, den Glockenklang
 fast übertönend.
 Langsam folgt das Brautpaar, dran schließt sich
 die Menge der Gäste
 Alte und junge. Männer und Frauen in schwar-
 zen Gewändern
 Ziehn sie die Straße entlang und über den
 Friedhof zum Kirchlein.
 Drinnen empfängt sie die Orgel; der Pfarrer
 vollzieht drauf die Trauung,
 Knapp ein Halbstündchen währt's, da ist die
 Feier beendet.
 Lustige Marschmelodie läßt flott die Musik jetzt
 erklingen,
 Aber der Zug, er löst sich. Die Gäste des Dor-
 fes, sie kehren.
 Nicht in das Schulzenhaus ein — nein in die
 eigenen Häuser.
 Ist denn das Fest schon zu Ende? Mit nichten,
 es soll erst beginnen.
 Aber das Ceremoniell des Dorfes fordert mit
 Strenge,
 Daß zunächst erst geladen die Gäste werden zur
 Tafel.
 Und alsbald auch erscheint der Hochzeitsbitter
 zu Pferde.
 Brautdiener wird er genannt, ein
 junger Verwandter des Hauses.
 Trägt da über der Schulter ein Brust-
 band von schneeweißer Seide.
 Dran eine Fülle von Schleifen in
 allen nur möglichen Farben
 Flattern und prahlen so lustig im
 Winde — sind's doch die Gaben
 Aller der jungen Mädchen, die
 jüngst er zur Feier gebeten.
 Und nun hält er zu Roß vor jeg-
 licher Türe der Bauern,
 Bittet, bald ernsthaft, bald scherzhaft,
 sich einzufinden zur Mahlzeit.
 Baldigst folgen sie alle; tragen nun
 buntfarbne Kleider!
 Hochzeitschmaus kann jetzt beginnen; bereit
 sind Getränke und Speisen.
 Schwer sind die Schüsseln gefüllt mit allerlei
 köstlichen Dingen.
 Suppe mit Klößen beginnt; es folgen ihr Weiß-
 fisch und Bierfisch;
 Daran schließt sich die Zahl der vielen verschie-
 denen Braten.
 Hammel und Kalb und Schwein, auch Schinken
 im Brotteig gebacken,
 Werden noch weit übertrahlt von knuspriger
 Ente und Fettgans,

Abschlußbildend erscheint der Milchreis, er
 schwimmt in Butter,
 Dick bestreut mit Zucker und Zimmet, den man
 Kaneel nennt.
 Kaum schien möglich, daß alles, was hier ward
 geboten an Speise
 Käme zu seinem Recht, in die Mägen der Gäste
 zu wandern.
 Aber das Wunder geschieht. Es kreisten auch
 wacker die Gläser.
 Schnaps und Muskatwein, sie lösten dabei auch
 die Zungen. Die Gäste
 Tauschten während der Pausen im landesüb-
 lichen Plattbütsch
 Allerlei Reden zur Kurzweil, gewürzt durch
 Späße und Possen.
 Lange währte die Mahlzeit und nahm doch
 schließlich ihr Ende.
 Teller und Gläser geleert, empfehlen sich wieder
 die Gäste.
 Jetzt vor dem Hause erscheinen die sämtlichen
 Kinder des Dorfes,
 Fordernd ihren Tribut: die Stullen mit Reis-
 brei bestrichen.
 Köstlich mundet's den Kleinen, während noch an-
 dere Gäste,
 Angelockt durch den Duft der vielen saftigen
 Braten
 Knurrend und bellend im Hofe ebenfalls harren
 der Gaben;

S o m m e r n a c h t.

Von G. Schulz.

Aehrenschwer an beiden Seiten	Alles Laute ist vergessen,
Steht das Korn im Mondenschein.	Mude ward der heiße Tag,
Still ist's. Meines Falben Hufschlag	Und die Felder gingen schlafen.
Schluckt der weiche Sandweg ein. —	Nur des Mondes Licht ist wach. —
Lässig hise ich im Sattel,	Seine Strahlen gleiten leise.
Halte kaum die Zügel fest	Daß die Erde nicht erwacht. —
Und empfinde tief und dankbar,	'Trosen Hergens' trab' ich heimwärts
Was die Nacht mich fühlen läßt. —	Durch die stille Sommernacht.

Sie auch werden beglückt durch Knochen in Hülle
 und Fülle.
 Das gibt ein Knacken und Krachen! Dazwischen
 auch manches Scharmügel,
 Will etwa Gips, der Fledhachs, Murrian die
 Beute entreißen.
 Auf der Straße indeß der Brautdiener zeigt
 sich wieder,
 Denn es liegt ihm jetzt ob, zu Vesper und Nacht-
 mal zu laden.
 Freudigst gehorchen die Gäste, zumal die Schö-
 nen des Dorfes!

Diese haben sich jetzt in hellfarbne Kleider geworfen,
 Kleider von Mull und Kattun! Mit Blumen geschmückt sind die Haare.
 Folgt doch — sie wissens genau — auf Vesper der Tanz in der Runde.
 Bald auch erklingt die Musik. Im Takt von Polka und Hopsier
 Drehn sich die Paare geschwind; laut dröhnen die Tritte der Burschen.
 Alles im Saal ward geräumt. Die Alten auch mußten sich drücken,
 Fanden ein lauschig Nyl im kleinen Gemache daneben.
 Mecklenborg nennen sie's immer, wo Kartentische bereit stehn,
 Und sich die Bäter mit Pharo, Tarok oder Küm-mel vergnügen.
 Weiße Diskurse dazwischen der Dorfpolitik sind gewidmet.
 Stunden vergehen, verrauschen, die Mitternacht ist längst vorüber.
 „Hochtid, hoch Hochtid“ so jubelt, bis endlich das Morgenlicht dämmert.
 Ist nun die Hochzeit beendet? Bewahre, ans fröhliche Ende
 Schließt sich ein fröhlicher Anfang. Drei Tage „möt Hochtid jo duern“.
 Und so finden sich alle — stets extra zur Mahlzeit geladen —
 Wieder im Schulzenhaus ein zum Essen, zum Trinken und Spielen.
 Abends von neuem der Tanz; er lockt auch herbei jene andern,
 Die nicht von Bauernrang sind: die Tagelöhner, Knechte und Mägde.
 Vor den Fenstern sich drängend, steht draußen die „T a u k i e k e r - M e n g e“.
 Mancher denkt seufzend im stillen: Wie fein die drinnen's doch haben.
 Ihn dünkt als höchster der Werte: das Vorrecht, ein Bauer zu sein.

Als nun der dritte der Tage die Gäste noch einmal vereint
 Wird nach dem Mittagsmahl gleich das große Zimmer gesäubert.
 Bräutchen, nun wirst Du im Tanz der Myrthe beraubt und des Schleiers.
 Auf deinen Scheitel, den blonden, drückt man die frauliche Haube.
 Letzter der Tänze! Nicht ordnet man jetzt sich zu Paaren.
 Nein, man schließt eine Kette, wo jeder, so Männer wie Frauen
 Faßt von des Vordermanns Rock 'nen Zipfel, den Halt so gewinnend.
 Fest geformt nun der Zug, an der Spitze die jungen Vermählten,
 Tritt er im Tanz auf die Straße. Es singen alle den Rehrreim:
 „Schür den Ketel ut, dat is mine Brut, ja is mine, mine, mine Brut!“
 Laut hallt's so auf dem Damme, laut auch in allen den Häusern,
 Denn ein jegliches wird vom Zug im Galopp-schritt durchtanzt.
 Wehe aber dem Dinge, das irgend im Wege wo stehet,
 Sei es ein Besen, ein Stuhl, ein Holz-scheit, ein kupferner Kessel!
 Alles beschlagnahmt man flugs, schleppt's mit unter Lachen und Johlen,
 Bis diese rasende Jagd nimmt friedlich und fröhlich ihr Ende,
 Da man zum Schlusse das Paar jetzt führt in das eigene Heim.
 Hochzeit vorüber. Der Bauer verstand, sie so tüchtig zu feiern,
 Wie er am Werktag den Pflug zieht über die Schollen des Ackers.
 Bauer, der du uns Brot schaffst, darfst nimmer uns fehlen im Lande,
 Steckt doch in dir die Urkraft des Adels der deutschen Nation.



Unsere Schulbühne.

Schüler des Prenzlauer Gymnasiums „auf den Brettern“, die die Welt bedeuten.
 Von Ernst Vogel, Prenzlau * Mit 5 Scherenschnitten einer Arbeitsgemeinschaft

Schulauflührung. Das Wort hat bei uns einen guten Klang. Von Schulleiter und Lehrern mit Rat und Tat unterstützt, von Eltern und Presse in ihrem Wert gern anerkannt, sind diese Veranstaltungen Jahr für Jahr Festtage für die Schüler. „Die schönsten Erinnerungen an die ganze Schulzeit sind die Theateraufführungen, besonders die, in denen ich selber mitspielte.“ So verabschiedete sich von mir einer der Abiturienten des letzten Jahrganges. Dieses Gefühl frohen Gedenkens der Zusammenarbeit auf der Schulbühne ist mir immer wieder von ehemaligen Schülern bestätigt worden. Wer einmal mit Begeisterung „aktiv“ war „auf den Brettern, die die Welt bedeuten“, für den ist die Schule nicht nur Lernschule gewesen, nicht allein nur Vermittlerin eines vielseitigen Wissens mit der Verpflichtung zum „Bauen“ zur Stärkung des Gedächtnisses und Ausbildung des Verstandes. Die Arbeit auf der Schulbühne bringt in einem auslockernden Erlebnis produktive Kräfte zur Entfaltung, weckt den Gemein Sinn und erzieht zur Gemeinschaft. Das Schaffen am Werk, zu dem so vielerlei Kleinarbeit gehört, ist ein Mannschaftskampf mit dem Einsatz geistiger, technischer und künstlerischer Kräfte auf ein gemeinsam erstrebtes Ziel. Jeder Mitarbeiter, — ob er Programme entwirft und vervielfältigt, Kulissen und Prospekte malt, für Bühnenaufbauten und Beleuchtung verantwortlich ist, als Spielleiter oder „Flüsterer“ wirkt oder als Schauspieler im Rampenlicht steht, — jeder fühlt sich als notwendiger Teil eines Ganzen und ist beglückt über den errungenen Erfolg. Darum hebt sich dies Erlebnis leuchtend ab vom Grau alltäglicher Schularbeit und geht dem Gedächtnis niemals wieder verloren.

Mehr als zehn Jahre sind die Schulaufführungen bei uns feste Tradition. Alte Bilder steigen auf. Wie primitiv, wie anspruchslos haben wir angefangen! Einige große Wandkarten wurden aufgehängt, mit den leeren Rückseiten nach vorne natürlich, zu drei Wänden zusammengestellt, und das Bühnenbild war fix und fertig, — ganz gleich, ob die Szene im Palast des Königs oder in der Bodenkammer des tapferen Schneiderleins spielte. Wie leicht konnte es da geschehen, daß eine Wand einfiel, wenn den bösen Herodes im alten Krippenspiel die Wut packte oder Hans Sachsens Rosßdieb auch noch über den Fuß des eisernen Ständers strauchelte. Erst später wurden Verbesserungen eingeführt:

die erhöhte Bühne mit Vorhang und Kulissen aus farbigen Stoffen und einem Prospekt von vierzig Quadratmetern Größe, der kunstgerecht bemalt wurde. So standen — ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten — in des alten Plautus „Gefangenen“ die griechischen Komödianten farbenprächtigt vor gelber und blauer Seide zwischen marmornen Pappfäulen. Wißt Ihr noch, wie der dicke Schulz diese vollsaftige Gestalt in der Figur des Schmarozkers schuf? (Daß dieser prächtige Mensch in Jugendkraft schon abtreten mußte von der Bühne des Lebens!) Köstlich sein Bruder, „Professor“ genannt, mit wahrhaft goldenem Humor den „fahrenden Schüler ins Paradies“ oder mit überwältigender Komik die Thisbe in „Peter Squenz“ darstellend. (Heute bebaut er die heimatlliche Scholle der nördlichen Uckermark, und in unserm Kalender lesen wir seine tiefempfundenen Gedichte.) „Knorke“, der Namensvetter Schulz, steht plötzlich da vor dem Vorhang als „Hausgespenst“. Eine tolle Situation. Um ihn herum agiert in okkultem Zaubertreiben Georg Suhr. Richtig — Suhr, in Eberhard Königs Komödie den beweglichen, listreichen Tranion spielend, Jahr für Jahr dabei, famos als Peter Squenz und von dramatischer Größe als Müller in der selbstverfaßten Dramatisierung von Reuters „Ut de Franzosentid“. Von den darauffolgenden „Deutschen Kleinstädtern“ sind mir besonders die Kleinstädterinnen in Erinnerung geblieben. Mit boshaftem Genuß an der Karrikatur spielten die Jungen diese Klatzbasen. Gerd Schreiber, des früheren Bürgermeisters Sprosse, jezt die Stufenleiter zum Admiral erklimmend, mit sich überstürzendem Jungenschlag und Briefe als passender Gegenspieler mit trockenem, stets wirksamem Humor. Die Komödie mit ihren scharf umrissenen Gestalten und der Möglichkeit, Beobachtungen aus der täglichen Umgebung in Uebertreibung wiederzugeben, wurde immer wirkungsvoll herausgearbeitet. Das Lyrische, Gefühlvolle liegt dem Jungen weniger und wird als „zu schmalzig“ abgelehnt. Auf der Bühne entschleierte er sich nicht gern vor dem Publikum. Auf das ernste große Drama dürfen Laienspieler nur mit Vorsicht losgelassen werden. Wenn das Spiel schauspielerisch „gekonnt“ wird, ist es wertvoll, und eine schlechte schauspielerische Leistung ist eine Verfündigung an wertvoller Dichtung. Manchmal hat man Glück und trifft die richtige Type für eine besonders schwierige Rolle. Das ist dann das Hauptverdienst des Spiel-

leiters. So war z. B. Weibels „Meister Andrea“, von Juch voll Bedachtsamkeit und besinnlicher Ruhe gespielt, eine vollkommene Leistung, ohne daß der Schauspieler viel zu schauspielern brauchte. Ist Tradition da, wird es leichter sein, Talente zu entdecken. Der Anfänger zeigt in einer kleinen Rolle seine Brauchbarkeit und spielt sich zum Hauptdarsteller hinauf. Heino Winkler spielt mit schauspielerischem Schwung und gewandter Sprechtechnik zunächst den Theaterdirektor in Goethes Vorspiel zum Faust, darauf den „Schauspieler Flitt“ in Eichendorffs Lustspiel „Die Freier“ und verkörpert dann in dem mystisch-deutschen Werk Karl Hauptmanns von den „armseligen Besenbindern“ den Glücksucher Habundus mit tiefer Einfühlung in diese Christusrolle. Manchmal tritt einer auf, dem vorher niemand viel zutraut, entpuppt sich aber von Übung zu Übung als besonders begabter Mime. So wurde Georg Muschick in der kleinen Rolle des Gärtners in den „Freiern“ entdeckt und entwickelt. Wer hätte dann im nächsten Jahr den alten Rasche, diesen armseligen Besenbinder, besser darstellen können! Diese beiden letzten waren es auch, die nun voll Vertrauen auf die eigenen geschulten Kräfte nach den höchsten Lorbeeren griffen, nach den großen Gestalten aus Goethes Faust.

Das Goethejahr 1932 stellte uns vor die Aufgabe, den gefeierten Dichter durch die Aufführung eines seiner großen Werke zu ehren. Die Wahl fiel auf den ersten Teil des „Faust“, den das Urteil eines Jahrhunderts als Goethes bedeutendste Schöpfung anerkennt. Es wäre vermessend gewesen, diese Aufgabe in der üblichen Weise auf der Schulbühne lösen zu wollen. Die Schwierigkeiten in der schauspielerischen Gestaltung und in der Inszenierung wären unüberwindlich gewesen. Wagen sich doch große Bühnen nicht ohne gesicherte Grundlagen an dieses schwere Werk heran. Ein vereinfachtes Verfahren nur konnte helfen: das Schattenpiel. — Meine alten Mitarbeiter konnten sich von solchem Puppenspiel kein rechtes Bild machen und keinen Erfolg versprechen. Zwar weiß ein jeder, daß Goethe zu seiner Dichtung durch herumziehende Puppenspieler angeregt worden ist. In der Arbeit eines reichen Lebens hat der Dichter den romantischen Stoff der Puppenspielfabeln aus der zeitlichen Beschränktheit zur Weite und Höhe allgemeiner und ewiger Bedeutung gesteigert. Sollten nun Goethes Worte

aus dem Munde von Puppen erträglich sein? Die Handpuppe und die Marionette scheiden nach meinem Gefühl tatsächlich aus, erscheinen als zu spielerisch, schwankend und eigenwillig, Karikaturen menschlichen Seins. Darum greifen ja auch heute noch die Puppenspieler mit gesundem künstlerischen Gefühl auf mittelalterliche Texte zurück, wenn sie „das heroisch-komische“ Spektakulum von Doktor Faustens Höllenfahrt aufführen. Das Schattenpiel aber mit seinem durchscheinenden Licht, das auf die weiße Leinwand lebende Schatten von beweglichen Papierpuppen wirft, hat wesentlich andere Wirkungsmöglichkeiten.

Im Schattenpiel müssen drei Kräfte zusammenwirken: der Sprecher, durch den die Wortdichtung zur vollen Wirkung kommen soll, — der Spieler, der die Figuren innvoll bewegt — und die Puppe, die den Schauspieler ersetzt und sich glücklich in das Bühnenbild einordnen muß. — Der Schatten ist die einfachste und urtümlichste Möglichkeit bildhafter Darstellung. Die Sonne selber zeichnete in dieser Weise den Menschen der Urzeit an die senkrechte Felswand, und der Fischer des Pfahlbaues sah so mit Genuß das Bild seines geliebten Mädchens auf dem Treibfegel des Einbaums erscheinen. — Geheimnisvoll, überfülllich ist die Welt der



„Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.“

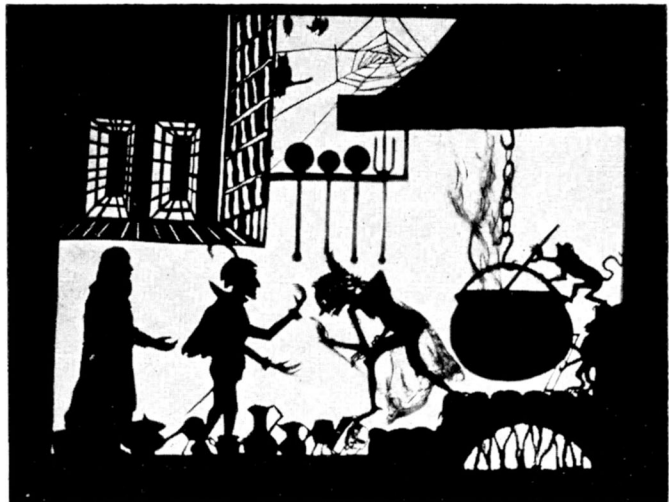
Schatten. Im Schattenreich hört alles Körperliche auf zu bestehen, wird der Leib ganz Geist, reine Seele. Im Kult der Völker ist es das

Reich von jener Welt, in der jede Wirklichkeit zur Vergangenheit geworden ist. Die Schatten der Vergangenheit beschwört des Dichters Phantasie herauf. Im Schatten spiegelt sich darum am reinsten des Dichters Welt. In seine Werkstätte werden wir versetzt. Der Geburt des Dramas glauben wir beizuwohnen. Schattenhaft, wie ein Zauberreigen, steigen die Gestalten auf, schemenhaft zwischen Traum und Leben schwebend, durch des Dichters Seelenkraft eingefangen und zum Wort geprägt. In den Begriff, den Sinn des Wortes muß sich der Hörer einfühlen. Rückwärts führen ihn seine seelischen Kräfte den Weg des Dichters, vom Wort zur Vorstellung, zum Gesicht. Gebunden an das Sichtbare, eingefangen von den handelnden Schatten, schweift frei die Phantasie und erschafft in schöpferischer Mitarbeit Menschen nach des großen Zauberers Willen. Hierin liegt ein Vorzug vor der Bühne mit der aufgezwungenen Verkörperung der Rolle durch den Schauspieler und ein noch größerer künstlerischer Vorzug vor dem Film, der in seiner heutigen Form uns zu tun kaum etwas übrig läßt. Doch damit ist die Wirkung des Schattenspiels nicht erschöpft. Magie ist am Werk und täuscht unsere Sinne. Wir werden in eine fremdartige Welt entrückt. Während wir uns im Schauen verlieren, hingegeben dem holzschnittartigen Stil der lebenden Bilder, vergessen wir trotz der Unwirklichkeit des Schwarz und Weiß, trotz des märchenhaften Lichtes, daß hier nur Puppen spielen. So sagte Justinus Kerner, der wie alle Romantiker in dies kultivierte Spiel verliebt war: „Bei dem Schattenspiel ist eher die Täuschung, als gehe die Begebenheit wirklich im Ernst an einem Orte der Welt vor und könne hier wie in einem Zauberspiegel mit angesehen werden.“ — Vielfältig sind die theatralischen Wirkungen. So schrieb ein Berichterstatter, daß „mit Hilfe der Lichtwirkungen und durch das Helldunkel das Romantische, Gespensterhafte und Unheimliche hier besser zur Wirkung käme, als es auf einer Bühne möglich sein würde.“ Der heidnische Spuk der Hexenküche und der satirische Humor über Speißer und Säufer in Auerbachs Keller



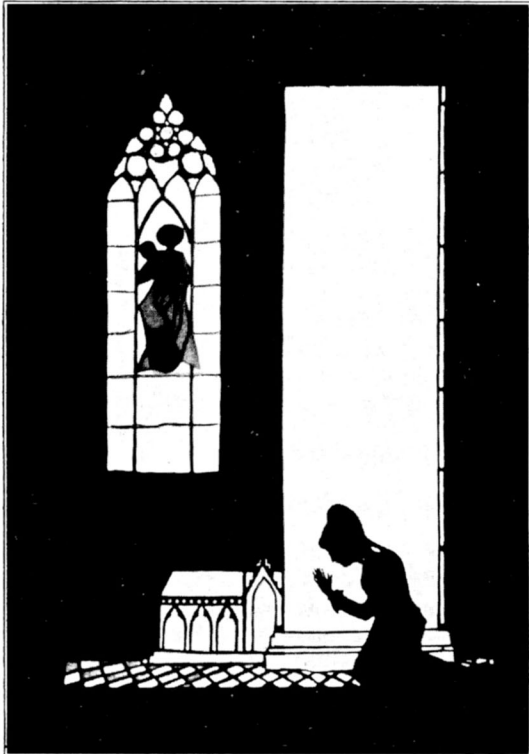
„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick.“

ist durch das Schattenspiel zu hoch gesteigertem Ausdruck zu bringen. Feierliche Szenen, wie Gretchen im Dom, und dramatisch erschütternde Begebenheiten (der Tragödie Schluß im Kerker) liegen im Bereich seiner Möglichkeiten. So



„O Herr, verzeiht den rohen Gruß! Geh ich doch keinen Pferdefuß.“

wurde die Aufführung, von der die beigegefüzten Bilder nur den Bildaufbau geben, ein voller Erfolg, in den sich die Hersteller der Scherenschnitte zu den Schattenbildern und die Sprecher



„Bist du für deiner Mutter Seele, die durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?“

des Textes zu teilen hatten. Neben Mephisto und Faust ragte Alice Hoffmann als Gretchen hervor, gleich echt in der Schlichtheit am Anfang und dem Ausdruck der Qual am Ende der Tragödie. So fand auch bei einem Gastspiel in Pasewalk unser Spiel reichen Beifall.

Diese Schilderung soll auch anderen Schulgruppen Lust und Mut zum Schattenspiel machen. In jeder Schule wird ja in irgend einer Form Theater gespielt. Erscheint die Darstellung auf der Bühne als zu schwierig, so greift man gern zum Kasperltheater. Und das mit Recht. Ist es doch wahrscheinlich, daß wir im Puppenspiel die älteste Form dramatischer Darstellung vor uns haben. Das Kind, das mit Puppen spielt, sie reden und handeln läßt, folgt noch denselben künstlerischen Trieben wie das Kind des Armenischen, wenn es von der Feuerstelle vor der Höhle eine halberfohlte knorrige Astgabel rettet und als Puppe auf den Armen

wiegt. Zur höchsten Kunst wurde das Puppenspiel zuerst bei den Völkern alter Kultur im fernen Osten. In China, Japan und auf den Südseeinseln hat auch das Schattenspiel seine Heimat. Es steht dort auch heute noch an Stelle des großen Theaters und dient dem religiösen Kult oder der Verherrlichung sagenhafter Volkshelden. Erst zu Goethes Jugendzeit kam es nach Europa, und herumziehende Schattenspieler regten die gebildete Gesellschaft zur Nachahmung an. In neuerer Zeit fehlt es nicht an Versuchen, dies alte schöne Spiel wieder in Deutschland einzuführen.

In einfacher Form kann es an jeder Schule versucht werden. Mit wenigen Mitteln läßt sich viel erreichen. Auf einen Holzrahmen, ungefähr 1 Meter mal 1,20 Meter groß, wird dünne Leinwand straff aufgespannt. Aus festem Packpapier schneidet man gleichgroß das Bühnenbild und steckt es mit Nadeln an die Leinwand. Die richtige Technik des Scherenschnitts erleichtert die Handhabung. Alle Teile des Bildes müssen im Zusammenhang bleiben. Hat man mehrere Rahmen, geht das Wechseln der Bilder schneller, und die Pausen werden kürzer. Das ist schon deshalb wichtig, damit nicht nach jedem Bild durch Einschalten der Beleuchtung die Stimmung gestört wird. In unserm Faustspiel ließ ich nur eine Pause machen. Wenn man keinen großen Aufbau machen will, befestigt man den



„Komm! Komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.“
„Dein bin ich, Vater! Rette mich!“

Rahmen zwischen Türpfosten und blendet die Öffnung gut ab. Dann ist die eine Stube Bühne, die andere Zuschauerraum. Die Lichtquelle braucht nicht stark zu sein. Aus Sicher-

heitsgründen und aus Bequemlichkeit wird man die elektrische Birne vorziehen. Durch Glasfensterpapier fällt das Licht in wunderbar reinen Farben auf die Leinwand. Am meisten Arbeit machen die Papierpuppen, die flachen Marionetten. Aus starkem Karton geschnitten, brauchen sie eine feste Stütze, die sich nach unten in einen Handgriff verlängert. Sie sind schon recht ausdruckskräftig, wenn nur die Arme bewegt werden können. Dazu braucht man entweder Stäbchen, die an den Händen befestigt werden, oder Schnüre, die unsichtbar herabhängen und die Arme in derselben Weise bewegen wie bei einem Hampelmann. Die Schwerkraft oder ein Gummizug erzwingt dann die Rückbewegung. (Hampelmanntheater trifft aber keineswegs den

Charakter des Spiels.) Bald wird es jeden Bastler reizen, seine Marionetten so lebendig wie möglich zu machen. Uebung macht auch hier den Meister. Das Schattenspiel, diese phantastisch-magische Welt im Kleinen, erscheint mir besonders geeignet zur bildhaften Darstellung alter Volkspoesie, die aus den Tiefen deutscher Volksseele geboren ist. Der feierliche Ritus eines Krippenspiels müßte im reinen Leuchten transparenten Lichtes ebenso zu eigenartigem Leben aufblühen wie die aus dem Ahnen uralter Vergangenheit gedichteten Sagen und Märchen mit ihren Riesen und Zwergen, Feen und Hexen, Ritter, Tod und Teufel. So kann das Schattenspiel Spiegel völkischen Fühlens und Denkens sein als Träger alter Ueberlieferung.

KAMERAD PFERD.

Von G. Schulz.

Wie oft hast du mich schon hinausgetragen,
Wegauf – wegab, in Täler und auf Höh'n,
Vom Frührotschein bis in den späten Abend
Ließ ich dich durch die Heimatfluren geh'n. –

Wenn Leid mich quälte, hab ich dich gesattelt
Und bin in Sturm und Nacht hinausgeritten.
Viel Schweres ist beim wilden Vorwärtsjagen
Im dichten Walde von mir abgeglitten. –

Da wurdest du mein bester Kamerad,
Froh in den guten, treu in schweren Zeiten.
Sag, kleiner Falbe, willst du's immer sein?
Auch wenn wir einmal gegen Polen reiten?

Du schaust mich an mit deinen dunklen Augen,
Als wüßtest du, wie du zu mir gehörst.
Und wüßtest auch, wenn ich dich je verließe,
Du deinen allerbesten Freund verlorst. –

Der unsichtbare Nachtwächter.

Nachherzählt von P. Peters, Berlin-Schöneberg.

Die Kleptower hatten einst einen alten Nachtwächter, der nicht viel taugte und Winters und Sommers, anstatt zu wachen, entweder in eine Scheune kroch, oder in der guten Jahreszeit hinter der Friedhofsmauer schlief. Außerdem war er auch noch ein heimlicher Säufer und benötigte die Nachtruhe sehr. An einem schönen Sommermorgen hatte er wieder seinen Rausch ausgeschlafen und ging wieder nach Hause, um sich von seiner Frau den Morgenimbiss machen zu lassen. Unterwegs fällt ihm schon auf, daß der Pastor, dem er auf der Dorfstraße begegnete, ihm auf seinen Gruß hin nicht dankte, sondern sich erstaunt nach allen Seiten umsah. Noch schlimmer wird's, als er zu Hause seine Frau in der Küche antrifft und sie nach etwas fragt. Auch sie sieht erst erstaunt umher und läuft dann schreiend zum Nachbar. Er denkt, daß seine Alte verrückt geworden sei und geht ihr

nach. Beim Nachbar muß er daselbe erleben. Sowie er anfängt zu reden, läuft alles schreiend davon, und als er gar einen anfassen will, fällt dieser ohnmächtig zu Boden. Da erst merkt er, daß die Menschen ihn wohl hören, aber nicht sehen können, daß er unsichtbar sei. Ihm war nämlich Farnkrautiamen bei seinem nächtlichen Schlaf in den Leib gekommen. Nun reißt in ihm der Gedanke, daß er ja jetzt ein feines Leben führen könnte. Nichts war vor ihm sicher, er stahl sich alles zusammen, vor allem den Schnaps. Er trank so viel, bis er schließlich krank wurde, und der Tod über den See kam, um ihn zu holen. Aber selbst der Tod konnte ihn nicht finden, da er ja unsichtbar war. So spukt nun seit dieser Zeit der unsichtbare Nachtwächter in der Gegend umher, und am besten kann man ihn bemerken, wenn irgendwo Schnaps unbeaufsichtigt stehen bleibt.

Plattdeutsche Volksreime aus der Ufermark.

Gesammelt von W. Groß, Prenzlau.

In vielen Dörfern findet man die Eigenart, Glückwünsche, Ereignisse, Zeitverhältnisse, Wetterregeln u. a. lieber in Reimen als in Prosa auszudrücken. Manche Verse sind altes Sprachgut, andere neu entstanden. Personen, die als Reimschmiede sich betätigen, haben die Lacher auf ihrer Seite. Die Reime gehen von Mund zu Mund und erleben dabei manche Abänderung. Wir sind aus einigen Dörfern Gedichte auf einzelne Gehöfte und Persönlichkeiten bekannt geworden, die wegen ihres leisen Spottes nur heimlich Reihum gehen. Sie sind kaum zur Veröffentlichung geeignet.

Die nachstehend aufgeführten Reime sind durchaus nicht alle rein ufermärkisches Sprachgut. Sie sind irgendwie abgewandelt hier und da in Niederdeutschland wiederzufinden. Doch sind sie in bezug auf Klang und Ausdruck so typisch ufermärkisch, daß der Versuch, sie zu sammeln, dadurch schon gerechtfertigt wird. Selbstverständlich wird kein Anspruch auf Vollständigkeit gemacht. Immer wieder tauchen hier und da noch unbekannte auf. Und wem beim Lesen der folgenden noch welche einfallen, dem wäre ich dankbar, sie mir auf irgendeinem Wege zuzustellen.

Die Kinderzeit steht jedem sicher wieder vor Augen, wenn er die alten Kniereiterverse hört:

Gotte hüü noh Schmölln,
Köster ridd up't Föll'n,
Prester ridd up d' bunte Koh,
hotte hüü noh Schmölln to.

Is'n Jud in't Boter fall'n.
Best'n hör'n plumpen?
Weer ik nich dorsto gekom,
weer de Jud verdrunken.

Zum Einwiegen der Kinder werden andere gesungen:

Ruh, ruh, reia,
kook mien Püppken Eier,
legg'n bitschen Botter an,
dat mien Püppken schloopen kann.

Schloop, Kindchen, schloop,
dien Boter höd't de Schoop,
dien Mudder höd't de bunte Koh,
Kindchen mook de Dgen to. —
Schloop, Kindchen, schloop.

Die Eltern spielen mit den Kindern:
Best'n Doler,
goh noh'n Markt,

Köp'n Koh,
Kalw dorsto —
kille — kille — kille — kille.

Best'n Doler in de Hand,
kannst di köpen Land un Sand,
Hus un Hof un Peerd un Koh
un een kleinen Hies — Hies to.

Lür — lür lütten — tütten,
stöt dat olle Wief in'n Pütten,
stöt se nich to deep,
denn ward se krumm un scheew.

Größere Kinder spielen mit den kleinen:

Gotte, hotte, hoh,
giww dat Peerd dat Stroh,
giww dat Peerd keen Hoberkaff,
denn löppt dat jo in'n vullen Draww.
Gotte, hotte, hoh,
giww dat Peerd dat Stroh.

Johann, spann an,
dree Katten vöran,
een Schimmel vörup!
Johann, schacht drup.

Johann, spann an,
dree Katten vöran,
dree Müü' vörup
noh'n Blocksbarg rup.

Bade, bade Koken,
de Bäcker, de het ropen,
wem will söten Koken backen,
de müdd hebben söben Sachen:
Eier un Solt,
Zucker un Schmoilt,
Melk un Mehl,
Safran moock den Koken geel.
Schuw in'n Ob'n, schuw in'n Ob'n.

God'n Dag, mien Deern!
För'n Sechser Tweern.
Adjus, mien Deern,
ik heww keen Tweern.

God'n Dag, mien Jung!
För'n Sechser Num.
Adjus, mien Jung,
ik heww keen Num.

Ringa, ringa, Rosenkranz,
fett'n Pott vull Woter up,
morgen will'n wi waschen
all de bunten Taschen.
Kling, klang unner de Bank.

Blinnerkoh, ik leih di!
Wohen denn?
Noh'n (Wollin'schen) Schoopstall.
Wat fall ik dor?
Suer Melk äten.
Ik heww man keen Läpel.
Kumm her un söt di een.

Hans un Greten geh'n noh'n Loden,
will'n een Sechserkees' sich holen.
Sechserkees', den giwwt dat nich!
Hans un Greten argern sich.

Röhr üm, röhr üm,
de Grütt brennt an,
de Schwienhöderjung
de schlöppt solang. (Sauball.)

Beim Spiel muß oft getröstet werden:
Nu ween man nich,
in de Röhr stohn Klüt
un de süßt man nich.

Der Uebung im Schnellsprechen dienen
folgende:

He steckt den Kopp in'n köppern Pott,
in'n köppern Pott steckt he den Kopp.

Söben Schneeschipper schippen söben
[Schippen Schnee.

De dicke Deew
drög den dünnen Deew
dörch den dicken Dreck.
Dor dankte de dünne Deew
den dicken Deew,
dat de dicke Deew
den dünnen Deew
dörch den dicken Dreck drög.

Folgende Basillöseverse werden besonders von
Knaben gebraucht:

Pipa, Pipa, Basteljon,
loot de Jeep un Fleut afgohn,
lot se nich verdarb'n,
süß gippt dat groten Larm.
Strik af, strik af, strik af, strik af,
strik den Buern de Stäbel af.

Hode, hode, Piep,
wennher büßt du riep?
Anner Johr üm disse Tied.

Rohr, Rohr, Reut,
loot mi de Fleut
glieh un glatt afgohn.

Pipa, Pipa, Basteljon,
loot de jelpo Fleut afgohn,
süß schmiet ik di in'n Groben,
denn fräten di de Roben,
süß schmiet ik di in'n Busch,
denn kriggst du dreemool hujch, hujch,
[hujch.

Rohr, Rohr, riep,
mößt du mi keen Piep,
denn schmiet ik di in'n Groben,
dor freten die de Roben.

Pipa, Pipa, Basteljon,
loot mi doch de Fleut afgohn.
Wenn du dat nich dohn deihst,
denn schmiet ik di in'n Groben,
freten die de Roben,
denn schmiet ik di in'n Sump,
denn mößt du dreemool Plump.

Hopp, hopp, hopp, hopp, Basteljon,
loot den Vogel flegen,
Vogel fall mi Stroh bring'n,
Stroh will ik de Koh geb'n,
Koh de fall mi Melk geb'n,
Melk will ik de Schwien geb'n,
Schwien dat fall mi Schinken geb'n,
Schinken will'k 'n Schofter geb'n,
Schofter fall mi Schoh geb'n.

Pipe, Pipe, gang af,
schnied'n Bullen 'n Schwanz af,
schnied'n nich to wiet af,
dat he balle werrer waßt.

Sinner Berlin
liggt'n fett Schwien,
dat hol di, dat brod di,
dat schmeckt di.

Wie man bei uns mit einfachen Scherzreimen
sich neckt, zeigen folgende Verse:

Wat kießt mi an,
ik heww all'n Mann;
wenn weerst ehr kom —
harr'k di doch nich nohm.

Peterzilch un Suppenkrut
waßt in unsen Goorn.
Unj' Marie un de is Brut,

fall nich lang mehr woher'n.
Noden Wien un witten Wien,
morgen fall de Hochtid sin.

*
Tähnwehdoog is'n groot Ploog.
Awer'n Leewsten hebb'n
un denn' nich sehn all Doog
is'n väl gröter Ploog.

*
Een bäten scheef
het Gott leew,
een bäten krumm
is oof nich dumm.

*
Lang un schmall
het keen Gefall.
Kort un dick
het oof keen Schick.
Awer mien Moot,
dat is probot.

*
Kuhl'n in de Backen,
Schelm in'n Nacken.
Kuhl'n in't Kinn,
Schelm in'n Sinn.

*
Kruze Hoor un kruze Sinn,
sitt de Dübel midden in.

*
Lütt Mäken, lütt Mäken,
wat büßt du so glatt!
Du wist woll noh'd Kirch,
orer wist noh de Stadt?

*
Lütt Mäken, lütt Mäken,
wat büßt du doch glich,
frieg nich den oll'n Gnurrjaß,
nimm mi, nimm mi!

*
Köster mit den Bessensteel
haut de Kinner alltoväl.
Alltoväl is ungesund,
Köster is'n Schinnerhund.

*
De Pommer
is in'n Winter so dumm as i'n Sommer.

*
Elisabeth mökt'n Kohl so fett.
Elisabeth is de Kohl ball fett?
Näh, Herr Schwoger,
he is noch ganz mooger.

*
Lott is dood, Lott is dood,
Zula liggt in'n Keller.
Deiht he dor? Deiht he dor?
Schleisht sich mit'n Möller.

De Sommer ward heter
Un Peter ward gröter.
De Winter ward köller
un Peter ward öller.

*
Kallemann het Hosen an,
het hundertdufsend Zippel dran.

*
Solang de Buß in de West noch paßt
ward kene Arbeit angefaßt,
un paßt de Buß in de West nich mehr,
wo kriegt wi denn de Arbeit her?

*
Heel, heel, heel,
Katt het veer Been,
Koter het'n langen Schwanz,
morgen is allens werter ganz.

*
Heel, heel, Segen,
morgen giwwt dat Regen,
öwermorgen Schnee,
denn deiht di nüßcht mehr weh.

Frage:

So is dat in de Welt,
de een de het'n Büdel,
de annerta dat Geld.
Wo höllst du dat mit?

Antwort:

Mit de Händ'n! —
I bewohr, mit de Tähn
un mit de Händ'n wehr ik mi!

Frage:

Haumi un Daumi,
de wohn in een Hus.
Daumi giing ut,
un wem bleew tohus?

(Auf die Antwort „Haumi“ werden Schläge verabreicht.)

Mit diesem Verse stehen wir an der Schwelle
der Rätsfelreime:

Dat lett' as'n Katt
un muß as'n Katt,
het'n Kopp as'n Katt
un' Schwanz as'n Katt
un is doch keen Katt,
wat is dat?

*
Pinf — pank, wat för'n Hand,
unner orer boben?

*
Pinfeldepantel, wo wohnt de Schmedd,
unner orer boben?

*
Kom se, denn kom se nich,
kom se nich, denn kom se?

Steiht up't Dat
un rooft Tobak?

Unj' Knecht Knust
het'n Näs' as'n Fust,
un fängst du an to wickeln,
denn fangt se an to drippeln?

Twee Stipers,
teihn Griepers
in een hölkern Mulup?

Sinner twee Barg dor brummt'n Bär!
Segg mi mool dat Rätsel her?

Innwenig un butwenig ruhg
un söben ellen in'n Liew ruhg?

't is weg un bliwyt weg,
't is Dag un Nacht weg,
un jedwer süht' doch?

Sinner unj' Hus
adert Michel Krus'
ohn Ploog un ohn Schoor,
un keen ward't gewohr'?

Kümmt 'n Mann van Hidenpicken,
het'n Rock van duzend Flicken,
het'n knökern Angezicht.
Hork bloot, wo dat Tweeben schriggt?
(Het'n Kamm un kämmt sich nich?)

Für Tiere, Berufe und Festtage sind nach-
stehende Reime bekannt:

Schneck, Schneck, Schnör'n,
wies' mi dine Hörn.
Wißt du se nich ruterstaken,
doch ik di dat Hus tweibräken.

Ruckuck, Ruckuck, segg mi doch,
woväl Tohr'n läw ik noch!

Od'ber, du Langbeen,
wennher wißt du wechen fleg'n?
Wenn de Roggen riep is,
wenn de Vogel piep schriggt,
wenn de gele Beer'n affall'n,
wenn de jülwern Klocken schall'n!

Od'ber du Bester,
bring mi'n kleine Schwester,
Od'ber du Goder,

bring mi'n kleinen Broder!
Ik will oof flitig wegen
un will di nich bedregen.

Putt, putt, putt mien Höhneken,
wat deihst up unsen Hof,
du plücht uns all de Blömeken,
du mökst dat gor to groff.
Mien Mudder ward di schimpfen,
mien Voter ward di schloh'n!
Putt, putt, putt mien Höhneken,
wo ward di dat noch goh'n.

Wenn Sünndag is, wenn Sünndag is,
denn schlacht unj' Mudder 'n Sering.
Unj' Voter frigg dat Middelstück,
unj' Mudder, de frigg Kopp un
[Schwanz,
wi Kinner kriegt den Rögen,
dor könt wi uns to högen.

Stülp, stülp, Osterei,
giwyst du mi keen Osterei,
stülp ik di dat Hemd mtwei.

Wenn Ostern is, wenn Ostern is,
denn schlacht unj' Voter 'n Buck,
denn lacht unj' Mudder,
denn lacht unj' Mudder,
denn wackelt ehr de Buck.

Wihnachtsmann, du kleine Kröt,
bring mi Keppel un Päpernöt,
väl bäden kann ik nich,
Wihnachtsmann, vergät mi nich.

Ik wünsch oof fröhlich Nijohr,
klein' Jungen mit krus' Hoor,
klein Mäken mit Wascharm,
het'n groten Pelz in'n Arm.

Die Abzählverse werden vorzugsweise hoch-
deutsch gesprochen, doch sind auch einige platt-
deutsche bekannt:

Ene, mene muh,
af büst du.

En, twee, dree, veer, sief, söß, söben,
unse Katt het Junge krägen.
Dat het Rohbers Koter dohn,
de sall oof Gevatter stohn.
(Rimm den Koter,
schmiet'n in't Voter,
dat he nich mehr kotern kann.)

En, twee, drie, veer,
Knecht holt Beer,
Herr drinkt ut
un du büßt rut.

*

En, twee, drie,
dor hinn löppt een Reh,
dor himmen löppt een Höfen
un du müßt söfen.

*

En, twee, drie, veer,
kumm mit noh Beer,
will'n den Buern in'n Keller krupen
un dat ganze Beer utsupen.
wenn he kümmt un will uns schlohn,
seggen wi, wi hewwt nich dohn.

*

Ene, mene, Winten-Mäken,
giww mi'n Meß, ik will di stäken,
giww mi'n Stock, ik will di schlohn,
kumm, wi will'n noh England gohn.
Engelland is togeschlotten,
Schlötel is intweigebroken,
lewe Seele, fleeg gen Himmel,
hool mi'n ganzen Sack vull Kringel.
Wi een, di een.
Weder fall denn mien jind,
differ orer de?

(. intweigebroken.
Beer Ferd vör den Bogen,
du faßt sitten, ik will jogen,
mi, mu, maff,
du kleine Kröt büßt af.)

Zahlreich sind die plattdeutschen Bauernregeln und Besprechungsformeln. Sie bleiben einer späteren Zusammenstellung vorbehalten.

*

Zu den Volksreimen gehören auch plattdeutsche Volkslieder und Texte der Volkstänze. In der Uckermark werden gesungen:

Wenn de Pott awer nu een Loch het
Euse, lewe Euse, wat rasheit in't Stroh
Schloop, Rindchen, schloop
Putt, putt, putt, mien Höhneten
Rosenpolka: Wenn hier een Pott mit Bohnen

[steiht

Schosterdanz: De Schoster flicht de Schoh
Kiekbusch: Kiekbusch, ik seh di,
dat du mi süßt, dat freut mi

Hannemann: Zeht danzt Hannemann
mit siene lewe Fru

Herr Schmid: Herr Schmid, Herr Schmid,
wat friggt denn Sulchen mit

Mudder Wittsch: Mudder Wittsch, Mudder
[Wittsch,
fiek mi mool an

Provinzialverband von Brandenburg.

von Arnim-Rittgarten, Landesdirektor der Prov. Brandenburg.

Die Provinz Brandenburg ist nicht nur ein Bezirk staatlicher Verwaltung, sondern bildet auch einen Verband der Selbstverwaltung aller Brandenburger. Dieser besteht räumlich aus 10 Stadt- und 31 Landkreisen, umfaßt 39 000 Quadratkilometer und zählt nach der letzten Volkszählung (1925) 2 592 292 Einwohner. Organe des Provinzialverbandes sind der nach der Neuwahl 1933 aus 67 Abgeordneten (53 NSDAP., 14 Kampfblock Schwarz-Weiß-Rot) bestehende Provinziallandtag, der Provinzialausschuß und der Landesdirektor der Provinz Brandenburg.

Der Provinzialverband ist berufen, bei Gesetzgebung und Verwaltung mitzuwirken, sowie volkswirtschaftliche, kulturelle und fürsorgliche Aufgaben zu erfüllen. Diese Aufgaben sind

Eine große Vergangenheit ist Verpflichtung für die Zukunft. Das Brandenburger Volk und seine Provinzialselbstverwaltung werden des großen Führers Adolf Hitler getreue und opferbereite Arbeiter am Wert des neuen Deutschen Reiches sein.

freiwillig übernommen oder durch Gesetz übertragen. Sie erwuchsen aus den Arbeiten der alten kommunalständischen Verbände der Uckermark, der Kurmark, der Neumark und der Niederlausitz und umfaßten Landarmen- und Korrigendenwesen, die Fürsorge für Geisteskrante, Taubstumme und Blinde, dazu Sparkassenwesen und Feuerzujietät. Später traten Landstrafenverwaltung, Landesmelioration sowie Förderung der Wirtschaft und Kultur in der Provinz Brandenburg hinzu. Auf volkswirtschaftlichem Gebiet betreut der Provinzialverband heute 3450 Kilometer Landstrafen, dazu in der Landeseisenbahndirektion Brandenburg 750 Kilometer Neben- und Kleinbahnen sowie 321 Kilometer Luftlinien. Der Förderung der Elektrizitätsver-

forgung dient das Märkische Elektrizitätswerk. Die Stadtschaft der Provinz Brandenburg, die Brandenburgische Provinzialbank und Girozentrale, die Landesversicherungsanstalt Brandenburg, die Provinzial-Lebensversicherungsanstalt Brandenburg und die Feuerzozietät der Provinz Brandenburg sind längst zu nicht mehr wegdenkbaren Bestandteilen des Märkischen Versicherungs-, Bank- und Kreditwesens geworden. Im Dienst der Landwirtschaft sowie des Wohnungs- und Siedlungswesens stehen die landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft, die Landeskulturabteilung, der Viehsuchenichutz, die Wohnungsfürsorgegesellschaft Brandenburgische Heimstätte und die Landgesellschaft „Eigene Scholle“. In der Fürsorgearbeit unterhält der Provinzialverband zahlreiche Anstalten für Geisteskrante, Korrigenden, Siede, Wanderer, Tuberkulose, Taubstumme und Blinde. Die größeren Anstalten haben den Umfang kleiner Gemeinden. Der kulturellen Förderung dienen die Denkmalspflege, Naturdenkmalspflege, Heimatschutz sowie Unterstützung von Kunst und Wissenschaft.

Infolge der einzigartigen Lage der Provinz Brandenburg als Ausstrahlungsgebiet der Reichshauptstadt kommt auch dem Provinzialverband und seiner Arbeit eine einzigartige Bedeutung zu. Die Verwaltung geschieht unter stärkster Beteiligung der Bevölkerung bei Anwendung lebendiger Erfahrung. Die durch den Steinischen Gedanken der Provinzialstände von 1823 erstrebte enge Verbundenheit zwischen Volk und Verwaltung ist in der Provinzialselbstverwaltung unter der neuen nationalsozialistischen Führung voll zur Wirklichkeit erhoben und wirkt im besten Sinne am Aufbau eines neuen Staatsbürgertums und einer neuen Landeswohlfahrt.

Im Kreise Prenzlau befinden sich in der Kreisstadt zwei größere Anstalten des Provinzialverbandes. Die Brandenburgische Pflegeanstalt wurde 1902 als Siedenheim für alte Frauen errichtet und ist verbunden mit dem Mädchenheim zur Erziehung von schul-entlassenen weiblichen Fürsorgezöglingen. Die Anstalt ging hervor aus der 1797 von den Uckermärkischen Ständen errichteten Korrigendenanstalt. Sie verfügt heute über 268 Plätze. Das Brandenburgische Wanderarbeitsheim wurde 1919 eingerichtet, 1928 neu erbaut und enthält 124 Plätze. Die auf der Hauptwanderstraße aus Norddeutschland zur Reichshauptstadt strömenden Brüder von der Landstraße werden hier aufgefangen und in dem 495 Morgen großen Landwirtschaftsbetrieb wieder zu brauchbaren Gliedern der Volksgemeinschaft erzogen.

I. Provinzialverband:

1. Provinziallandtag: Landeshaus, Berlin W. 35, Matthäikirchstraße 20/21. Vorsitzender: Bauer Wendt-Zernitz.
2. Provinzialausschuß, ebenda. Vorsitzender: Kohn, Landrat Krüger in Croßen.
3. Landesdirektor der Provinz Brandenburg von Arnim-Rittgarten, Berlin W. 35, Matthäikirchstraße 20/21.

II. Angeschlossene Verwaltungen:

1. Brandenburgische landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft in Berlin W. 35, Königin-Augusta-Straße 19.
2. Gemeindeunfallversicherungsverband der Provinz Brandenburg in Berlin W. 35, Königin-Augusta-Straße 19.
3. Landesversicherungsanstalt Brandenburg in Berlin W. 62, Reithstraße 15.
4. Stadtschaft der Provinz Brandenburg in Berlin W. 35, Viktoriastraße 20.
5. Provinzial-Lebensversicherungsanstalt Brandenburg in Frankfurt a. O., Croßfener Straße 7.
6. Feuerzozietät der Provinz Brandenburg in Berlin W. 35, Am Karlsbad 3.

III. Provinzielle Unternehmungen und Beteiligungen:

1. Märkisches Elektrizitätswerk Aktiengesellschaft in Berlin W. 62, Reithstraße 15.
2. Brandenburgische Heimstätte G.m.b.H. in Berlin NW. 40, Noonstraße 9.
3. Landeseisenbahndirektion Brandenburg G.m.b.H. in Berlin W. 35, Matthäikirchstraße 17.
4. Landgesellschaft „Eigene Scholle“ G.m.b.H. in Frankfurt a. O., Halbe Stadt 7.
5. Brandenburgische Provinzialbank und Girozentrale, Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 130/32.

*

Provinziallandtagsabgeordneter für den Kreis Prenzlau ist: Landwirt Wilhelm Borchers in Friesack, Bahnhofstraße 1. (NSDAP.)

Provinziallandtagsabgeordneter für den Kreis Jüterbog-Luckenwalde, aus dem Kreise Prenzlau stammend: Landesdirektor von Arnim, Rittgarten, Post Holzendorf. (NSDAP.)

Provinziallandtagsabgeordneter für den Kreis Niederbarnim, aus dem Kreise Prenzlau stammend: Dreher P. Molwik, Prenzlau, Winterfeldtstraße 2. (NSDAP.)

Der Ufermärkische Sängerbund im Wandel der Zeiten.

Von Felig Kastner.

„Mög' es rauschen, mög' es klingen! Weht, ihr Banner lustig drein! Gilt's ein deutsches Lied zu singen, woll'n wir nicht die Letzten sein!“ So sang und klang es schon so manchesmal durch die festlich geschmückten Orte unserer Ufermark bis in die Nachbarkreise Pommerns hinein, so klang es überall da, wo Sängereulte gefeiert wurden. So singt und klingt es noch heute, und so wird es bleiben, so lange sich in unserer Heimat deutsche Sänger um ihre Fahnen scharen. „In Freud' und Leid zum Lied bereit!“ In dieser Mahnung liegt die erzieherische Bedeutung unserer Gesangsvereine, die es sich zur Aufgabe machen, urdeutsches Volksgut zu pflegen, zu fördern und in die Herzen der Massen hineinzutragen. Unser deutsches Volk hat in seinem Liederhort einen so unererschöpflichen Reichtum, eine nie versiegende Quelle von Volkskraft und Volksgesundheit, daß jetzt und immer, in frohen und trüben Stunden der rechte Klang gefunden werden kann. Unabhängig von Stand und Beruf, von Bildungsgrad und Lebensalter, werden sich immer wieder Männer zusammensinden, die ihre Lieder hinaus-klingen lassen wollen weit über die Grenzen der Heimat hinweg in das große deutsche Vaterland hinein, nach dem unverrückbaren Grundsatz:

„Treu unser Herz! Wahr unser Wort!
Deutsch unser Lied! Gott unser Hort!“

Darum sei hier von einer Sängerschaft die Rede, die zur Pflege des deutschen Liedes heimatische Kräfte zusammenfaßt zum „Ufermärkischen Sängerbunde“.

Ufermärkische Sängereulte im Rahmen einer größeren Gemeinschaft sind jedenfalls bedeutend älter als der Ufermärkische Sängerbund selbst. Es ist darum nicht zu verwundern, daß über das Alter unseres Bundes keine rechte Klarheit zu erlangen ist. Solange Männergesangsvereine in der Ufermark bestehen, sind auch gemeinsame Feste gefeiert worden. Nur sind die Zusammenschlüsse je nach Lage der Orte gelegentlich erfolgt und darum

nur lose gewesen. Im Jahre 1897 soll in Templin das 14. dieser Feste veranstaltet worden sein, was also darauf schließen ließe, daß das Bundesfesten mindestens in das Jahr 1883 zurückreicht. Aber damit scheint das Gründungsjahr des Ufermärkischen Sängerbundes noch nicht ermittelt zu sein; denn als beim 75. Stif-tungsfeste des Lychener Vereins am 5. Juli



Kürschnermeister Rudolf Rothenburg, Prenzlau.

1920 Oberpfarrer Telle die Ansprache hielt, erwähnte er zur Ueberraschung der Festteilnehmer, daß der Ufermärkische Bund in diesem Jahre auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken könne. Er stützte sich dabei auf Aufzeichnungen des Lychener Vereins. Aus den Akten, die mir der Vorstand des Lychener Vereins freundlichst zur Verfügung gestellt hat, geht hervor, daß Lychen und Templin bis 1899 die hauptsächlichsten Festorte der Ufermark gewesen sind. So wurde das erste Ufermärkische Sängereulte in Lychen abgehalten, und zwar am 9. Juli 1870. Nimmt man an, daß damals schon ein Ufermärkischer Bund bestanden hat, dann hätte er also heute das ehrwürdige Alter von 63 Jahren. Das siebente dieser Feste

fand 1885, das zehnte 1890, das zwölfte 1895 und das fünfzehnte 1898 in Lychen statt, während z. B. das neunte 1889 in Templin gefeiert wurde. Diesen Angaben steht gegenüber, daß der Ufermärkische Sängerbund erst seit 1899 Verhandlungsniederschriften besitzt. Tatsache ist jedenfalls, daß der Bund erst im Jahre 1899 feste Form angenommen hat. Bei dem schon erwähnten Fest in Templin im Jahre 1897 erhielten die beiden Templiner Vereine „Sängerbund“ und „Eintracht“ den Auftrag, Sitzungen für einen zu gründenden Ufermärkischen Sängerbund zu entwerfen. Auf einer zum 18. September 1898 nach Templin einberufenen Vertreterversammlung wurden die Sitzungen genehmigt, Templin als Bundesort bestimmt und folgende Sangesbrüder in den Vorstand gewählt: I. und II. Vorsitzender: Fröhlich und Kannengießer, Kassenwart: Brett-schneider und Strahl, Beisitzer: Feuerhak, Timm

und Wüstenberg, Bundeschormeister: Witt-Prenzlau.

Die ersten Vereine, die dem Bunde angehörten, waren:

1. „Loreley“=Zehdenick,
2. M.=G.=B.=Ringenwalde,
3. M.=G.=B.=Gandenitz,
4. M.=G.=B.=Tallenthal Markt,
5. „Froh Sinn“=Prenzlau,
6. „Karbe'scher Chor“=Prenzlau,
7. „Primislavia“=Prenzlau,
8. „Liederkranz“=Prenzlau,
9. M.=G.=B.=Lychen,
10. „Sängerbund“=Templin,
11. „Eintracht“=Templin,
12. „Buchholzer Männer“=Buchholz.

Jeder Verein zahlte 3 Mk. an die Bundeskasse, so daß sich im ersten Geschäftsjahr folgende Abrechnung ergab:

Einnahme 36 Mk., Ausgabe 19,39 Mk. = Bestand 16,61 Mk.

Das erste Bundesfest fand im Jahre 1899 in Prenzlau statt. In demselben Jahre traten elf weitere Vereine dem Bunde bei. Es waren:

1. „Liedertafel“=Brüßow,
2. „Liederhort“=Gerswalde,
3. „Bernetscher Sängerbund“=Joachimsthal,
4. „Handwerker-Gesangverein“=Strasburg,
5. „Liedertafel“=Strasburg,
6. „Neue Liedertafel“=Prenzlau,
7. „Liederkranz“=Dauer,
8. „Liederkranz“=Beenz,
9. M.=G.=B.=Gramzow,
10. M.=G.=B.=Bertholz,
11. M.=G.=B.=Boizenburg.

Es folgten in den Jahren:

- 1900 „Neue Liedertafel“=Angermünde und M.=G.=B.=Melzow,
 1903 „Liedertafel“=Althüttendorf, „Eintracht“=Friedrichswalde,
 1904 „Liedertafel“=Penkun,
 1905 M.=G.=B.=Polßen,
 1907 „Liedeslust“=Prenzlau,
 1909 „Eintracht“=Schapow,
 1912 „Sangeslust“=Basewalk,
 1921 „Eiche“=Gollmitz,
 1922 M.=G.=B.=Fürstenwerder,
 1923 M.=G.=B.=Penkun, Drense,
 1925 M.=G.=B.=Stegeliß, Eickstedt, Bredereiche,
 1926 M.=G.=B.=Thomsdorf, M.=G.=B.=Melzow und Boizenburg (zum 2. Mal),
 1927 M.=G.=B.=Damerow, „Eintracht“=Polzendorf,
 1933 „Loreley“=Zehdenick (zum 2. Mal).

Selbstverständlich erfolgten auch mancherlei Austritte im Laufe der Zeit. Den Höhepunkt in der Entwicklung brachte dank der rührigen Werbetätigkeit des damaligen Bundesvorsitzenden Max Bär das Geschäftsjahr 1926/27 mit 28 Vereinen von insgesamt 710 Sängern. Von da ab verringerte sich die Mitgliederzahl zusehends infolge der Verschlechterung der Wirtschaftslage. Einzelne Vereine lösten sich leider sogar auf.

Im Jahre 1900 wurde Prenzlau Bundesföhr. Daraus ergab sich die Notwendigkeit eines neuen Vorstandes. Es wurden gewählt als: I. u. II. Vorsitzender: Rothenburg und Gurisch, I. u. II. Schriftföhrer: Lenz und Rohlfien, Kassenwart: Karbe, Beisitzer: Lange und Haupt, Bundeschormeister: Witt.

Für die Bundesfeste sollten besondere Liederhefte angefertigt werden, zu denen nach Möglichkeit auch heimische Chormeister Beiträge eigener Tonwerke liefern sollten. Da die Hefte aber zu teuer wurden, beschloß der Bund, dem größeren „Märkischen Bunde“ als Unterverband beizutreten, um dessen Liederhefte mitbenutzen zu dürfen. Dieser Anschluß führte zu einer Beitragserhöhung auf 4,50 Mk. für jeden Verein; 3 Mk. sollten an den Märkischen Bund abgeföhrt werden, der Rest verblieb dem Udermärkischen Bunde, der sich auch nach dem Anschluß seine Selbständigkeit wahrte. Bis zum Jahre 1905 wurden die Hauptversammlungen mit den Bundesfesten zusammengelegt. Von da ab wurden sie stets nach Prenzlau einberufen, weil die geschäftlichen Verhandlungen mehr Zeit als früher beanspruchten. Auf fortgesetztes Drängen einzelner Vereine, doch nicht alle Bundesmitglieder zum Anschluß an den Märkischen Bund zu zwingen, wurde 1910 beschloßen, daß der Udermärkische Bund auf jeden Fall ein Unterverband des Märkischen bleiben sollte. Diejenigen Vereine, die bei den Bünden angehören wollten, zahlten einen jährlichen Beitrag von 4,50 Mk., wer allein dem Udermärkischen angehörte, zahlte nur 3 Mk. jährlich. Diese etwas merkwürdige Regelung führte im Laufe der Zeit zu immer neuen Schwierigkeiten, so daß schließlich nur noch 8 Vereine im Märkischen Bunde blieben. Naturgemäß litt auch der Udermärkische Bund unter diesen Unklarheiten sehr.

Die Höhepunkte im Bundesleben bildeten stets die großen Sängerfeste, bei denen nur selten ein Verein ohne zwingenden Grund fehlte. Mit großer Liebe und Sorgfalt wurden die Bundesfeste in monatelanger Arbeit vorbereitet. Wo es sein konnte, begann das Fest

mit einem gemeinsamen Gottesdienst; dann folgte meist die große Probe des Massenchores. Nach einer kurzen Mittagspause aber kam das, was stets die ganze Bevölkerung auf die Beine brachte, der Umzug. Durch wunderschön geschmückte Straßen bewegte sich der lange Sängerkzug nach flotter Marschmusik und unter wehenden Fahnen und Bannern zum Marktplatz. Dort hielten Vertreter der Ortsbehörden und der Bundesvorsitzende Begrüßungsansprachen. Und dann ging es zum Festplatz, der kaum die Fülle der herbeigeströmten Menschenmassen fassen konnte. Für die Chöre war eine Empore errichtet, daneben standen gewöhnlich lange Tafeln für Ehrengäste, Vorstand und Gesangsvereine. Im weiten Umkreise aber waren Buden aufgestellt, die allerlei Erfrischungen feilboten. Das Ganze sollte ja ein Volksfest sein, bei dem jeder auf seine Kosten kommen wollte. In bunter Folge wechselten dann Konzertstücke der Kapelle, Massenchöre, die vom Bundeschormeister geleitet wurden, dann Ansprachen der Festredner, besondere Ehrungen für solche Sänger, die 25 oder gar 50 Jahre ihren Vereinen die Treue gehalten hatten. Endlich aber schloß sich die lange Reihe der Einzelchöre an. Städtische und ländliche Vereine zeigten wetteifernd und mit begeistertster Hingabe an die große Sache, der sie mit Freuden dienten, was sie in mühevoller Arbeit unter Leitung ihrer Chormeister in ihren abendlichen Übungsstunden gelernt hatten. Alle fühlten sich reich belohnt, wenn ihre Leistungen, die oft auf recht beachtlicher Höhe standen, bei der Menge, die andächtig lauschte, Anklang und Beifall fanden. Gegen Abend ging es dann zurück zum Markte. Und wenn das Lied „Nun leb wohl, du kleine Gasse!“ verklungen war, wurden Dankesworte gewechselt zum Zeichen dafür, daß Einwohnerschaft und Sänger Freundschaft geschlossen hatten und miteinander zufrieden waren. Den Abschluß des Festes bildete ein großer Sängerkonzert in mehreren Festsälen. Solche Bundesfeste wurden gefeiert:

1899 in Prenzlau,	1914 in Templin,
1900 in Strasburg,	1921 in Pasewalk,
1901 in Templin,	1922 in Strasburg,
1902 in Prenzlau,	1923 in Brüßow,
1903 in Joachimsthal,	1924 in Penkun,
1904 in Brüßow,	1925 in Prenzlau,
1905 in Prenzlau,	1926 in Lyden,
1906 in Templin,	1927 in Strasburg,
1907 in Strasburg,	1928 in Prenzlau,
1908 in Penkun,	1929 in Pasewalk,
1909 in Prenzlau,	1930 in Fürstenwerder,
1911 in Templin,	1931 in Gerswalde,
1912 in Penkun,	1932 in Prenzlau,
1913 in Lyden,	1933 in Fürstenwerder.

Es mag noch heute so manchen Sänger mit stiller Wehmut erfüllen, wenn er sich der Lieder erinnert, die er 1914 beim Bundesfest in Templin kurz vor dem Beginn des furchtbaren Weltenringens mitgesungen hat. Es waren die Chöre: Des Liedes Preis, — Städtlein traut, — In das Vaterland, — Vineta, — Am Rhein, — Wohin mit der Freud'? — Mädchen von Tharau, — Wanderlust, — Maiennacht am Rhein, — Rotwangiges Mägdelein, — Am Holderstrauch. Wohl niemand ahnte damals, wie sehr gerade das letzte dieser Lieder zu einem Soldatenliede werden würde, so voller Sehnsucht nach der Heimat wie kein anderes.

Bis zum Weltkriege führte Stadtrat Rudolf Rothenburg den Bund als erster Vorsitzender. Und er tat das mit einer Hingabe, die für alle seine Nachfolger im Bundesvorsitz vorbildlich war und bleiben wird. Ein ganzer Mann schöpfte aus echt deutschem Herzen bei allen seinen Ansprachen Worte edelster Prägung. Stets wußte er zu begeistern, weil er nie leere Redensarten machte, sondern weil er mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter dem stand, was er sagte. Er liebte sein deutsches Lied, das ihm ein beredter Ausdruck seiner glühenden Vaterlandsliebe war. Das wird ihm der Uckermärkische Sängerbund stets danken. Und neben ihm standen seine Bundeschormeister. Zuerst der Leiter der Prenzlauer „Neuen Liedertafel“, Lehrer Schoen, und später der Chormeister der „Primislavia“, Mittelschullehrer Hartmann, die beide dem Bundeschor mit ihrem reichen Können Führer und Lehrmeister waren während der langen Jahre ihres tatkräftigen Wirkens.

Während des Weltkrieges ruhte die Arbeit im Uckermärkischen Sängerbunde. Ganz von selbst richteten sich die Gedanken aller Vaterlandsfreunde auf die gewaltigen Geschehnisse an den Fronten und auf die täglich wachsende Not in der Heimat. Von den alten Vorstandsmitgliedern starben die Sangesbrüder Rothenburg, Venz, Lange und Otto Schulke.

Erst im Jahre 1919 war es möglich, wieder eine Bundesversammlung nach Prenzlau einzuberufen. Sangesbruder Kohnfien übernahm die Führung und festigte den Bund so, daß er in den nun folgenden schweren Jahren jeder Belastungsprobe standhielt. Während der übelsten Zeit der Inflation, also von 1921—23, stand Sangesbruder Hamann an der Spitze des Bundes. Infolge der dauernden Geldentwertung schnellten damals die Beiträge dermaßen in die Höhe, daß die Bundeskasse 1923 über Einnahmen von 131 000 Mk. verfügte, denen Ausgaben von 76 835 Mk. gegenüberstanden. Das

waren Zahlen, die einen Reichtum vortäuschten, der nie vorhanden gewesen war, Zahlen, die Deutschlands Armut grell beleuchteten und geradezu verhöhnzten. Etwa seit 1921 fangen die Bundesvereine aus den vom Deutschen Sängerbunde herausgegebenen Notenbüchern, die für die Uckermark nur durch den Märkischen Bund zu beziehen waren. Es war darum nur eine Selbstverständlichkeit, daß sich der erste Vorsitzende Hamann mit seiner ganzen Person dafür einsetzte, die stark gelockerten Beziehungen zum Märkischen Sängerbunde wieder zu festigen und enger zu gestalten. Wie sehr der Uckermärkische Bund diese Bemühungen anerkannte, ergab sich deutlich daraus, daß er Hamann zum Ehrenmitglied ernannte, als dieser 1923 sein Amt den Händen des neu gewählten Vorsitzenden Mag. Bär übergab. Mit dieser Wahl war ein völliger Kurswechsel in der Führung des Bundes verknüpft. Sangesbruder Bär übernahm den Bund zu einer Zeit, als der Deutsche Sängerbund sein riesengroßes Gebiet in Gau einteilte und eine Neuordnung seiner Bundesverhältnisse durchführte. Die Gelegenheit, den Uckermärkischen Bund zum selbständigen Mitgliede des Deutschen Sängerbundes zu machen, schien günstig zu sein. Diesen Bestrebungen setzte aber der Deutsche Sängerbund stärksten Widerstand entgegen, einmal, indem er forderte, daß ein selbständiger Gau mindestens 1000 Sänger haben müßte, zum andern, indem er den Uckermärkischen Bund von vornherein als Mitglied des Märkischen ansah und ihn ohne weiteres in dessen Betreuungsgebiet einordnete. Trotz eifrigsten Bemühens konnte Bär sein Ziel nicht erreichen. Wohl stärkte seine aufopfernde Werbetätigkeit den Uckermärkischen Bund und führte ihn auf eine ungeahnte Höhe; aber der Anschluß an den Deutschen Sängerbund blieb unerreicht. Ein glänzender Höhepunkt in Bärs Wirksamkeit war die Weihe eines Bundesbanners im Jahre 1928. Das wohlgelungene Fest fand in Prenzlau statt und vereinigte 24 Bundesvereine und 1 Gastverein. Nach langer Zeit zum erstenmal begrüßte auch wieder ein Vertreter der Stadt die Sängerschar, und zwar war es der damalige II. Bürgermeister Dr. Meyer. Die Bürgermeister Bachhuber-Lychen und Heimann-Brüßlow waren als Ehrenmitglieder anwesend. Die Weiherede hielt Landesdirektor von Winterfeldt-Mentkin, der als Ehrenmitglied dem Bunde ganz besonders herzliche Worte widmete. Die musikalische Leitung des Festes hatte Oberpostsekretär Paul Voigt, der sein Amt als Bundeschormeister seit 1926 arbeitsfroh und nimmermüde ausübt. Trotz aller Ausgaben im Geschäftsjahr 1928

konnte die Kasse immer noch mit einem Bestande von 139,79 RM. abschließen, ein erfreuliches Zeichen von der gesunden wirtschaftlichen Grundlage des Bundes, die vor allen Dingen der Tüchtigkeit und Pflichttreue des langjährigen Kassenwarts Wittke zu danken war. In der Hauptversammlung am 21. 9. 1930 stellte Bär sein Amt als Vorsitzender zur Verfügung. Die Versammlung ernannte ihn wegen seiner großen Verdienste um die Entwicklung des Bundes einstimmig zum Ehrenmitglied. Somit hatte der Bund sieben Ehrenmitglieder, und zwar die Herren:

Landesdirektor von Winterfeldt-Mentkin,
 Bürgermeister Heimann-Brüßlow,
 Bürgermeister Merk-Strasburg,
 Bürgermeister Bachhuber-Lychen,
 Glaserobermeister Hamann-Prenzlau,
 Mittelschullehrer Hartmann-Prenzlau,
 Sattlerobermeister Bär-Prenzlau.

Dazu gehörten früher bis zu ihrem Tode die Herren: Sondermann, Ehrenvorsitzender des Märkischen Bundes, Neumann, erster Vorsitzender des Märkischen Bundes, Professor Hermann, Chormeister des Märkischen Bundes, Lehrer Schoen, Chormeister des Uckermärkischen Bundes.

Am 13. 9. 1931 wurde der bisherige Schriftführer Kastner zum Bundesvorsitzenden gewählt. Die Führung des Bundes wurde von Jahr zu Jahr schwieriger, weil das Verhältnis des Uckermärkischen Bundes zum Märkischen immer gespannter geworden war. Es drohte zu einem völligen Bruch zwischen beiden Bünden zu kommen. Diese Unstimmigkeit galt es unter allen Umständen auszugleichen, um die Vereine des Uckermärkischen Bundes vor erstem Schaden zu bewahren. Vor einigen Jahren hatte nämlich der Deutsche Sängerbund mit dem Tonsekerverbande einen Vertrag geschlossen, auf Grund dessen jeder Sänger, der die Notenbücher des Deutschen Sängerbundes benutzen wollte, 35 Pf. jährlich durch seinen Verein an den Tonsekerverband zu zahlen hatte. Der Verein, der sich dieser Zahlung entzog, setzte sich schwerer Strafe aus, weil hinter dem Tonsekerverbande die Schutzbestimmungen des Urheberrechts standen. Daraus ergab sich für den Bundesvorstand das eindeutige Ziel, nun ein für allemal jede Unklarheit aus dem Wege zu räumen. Es galt, den Uckermärkischen Bund unter Wahrung seiner Selbständigkeit zu einem Kreisverbande des Märkischen und damit endgültig und geschlossen zum Mitgliede des Deutschen Sängerbundes zu machen. Diesem Bestreben kam der Märkische Bund infolge der geschickten Vermittlung unseres II. Bundesvorsitzenden, Sangesbruders Olm-

Templin, so weit wie möglich entgegen. In einer außerordentlichen Hauptversammlung am 5. 2. 1933 gelang es, die Vereine des Uckermärkischen Bundes davon zu überzeugen, daß auch auf dem Arbeitsfelde der großen Sängergemeinschaft Schillers Weisheitswort grundlegende Bedeutung hat: „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!“ In diesem Sinne wurde der Uckermärkische Bund mit folgenden 16 Vereinen neu gegründet:

1. „Liederfranz“=Prenzlau,
2. „Karbe'scher Chor“=Prenzlau,
3. „Neue Liedertafel“=Prenzlau,
4. „Frisch auf“=Prenzlau,
5. „Primislawia“=Prenzlau,
6. „Sängerbund“=Templin,
7. M.-G.-B.=Lyden,
8. „Loreley“=Zehdenick,
9. „Sangeslust“=Pasewalk,
10. „Liedertafel“=Strasburg,
11. „Liedertafel“=Brüßow,
12. „Liederhort“=Gerswalde,
13. M.-G.-B.=Fürstenwerder,
14. M.-G.-B.=Melzow,
15. „Eiche“=Gollmitz,
16. „Liederfranz“=Beenz.

Dem neuen Bunde schlossen sich bald darauf an:

Quartettverein „Sangeslust“=Greiffenberg
 Kr. Angermünde,
 „Eintracht“=Holzendorf,
 „Eintracht“=Schapow,
 M.G.B. Densow, Kr. Templin,
 während Pasewalk seine Mitgliedschaft kündigte.

Es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß alle Vereine, die wegen der drückenden wirt-

schaftlichen Not unseres Vaterlandes heute noch dem Uckermärkischen Bunde fernstehen, in einigen Jahren von selbst erkennen werden, daß die Grundlagen zum Aufstieg nicht in der Zersplitterung, sondern nur in der Einheit und Geschlossenheit liegen. Wer ein Bundesfest des gewaltigen Deutschen Sängerbundes miterleben durfte, wie es z. B. 1928 in Wien und 1932 in Frankfurt a. M. abgehalten wurde, der empfand es dort wie eine erschütternde und zugleich erhebende Offenbarung, welche Macht das deutsche Lied, vor allem das schlichte, einfache Volkslied besitzt, wenn es Herz und Gemüt der Massen packt und in seinen Bann zwingt. Berechtigter Stolz ergriff dort jeden, der sich als Glied der großen Sangesbrüderschaft fühlen durfte, die auf einem solchen Bundesfeste mit 50—60 000 Sängern vertreten war. Aus allen deutschen Gauen strömten sie zusammen, selbst aus dem Memellande, aus Polen, Siebenbürgen, Südtirol, Deutsch-Oesterreich, aus dem Saargebiet, ja, selbst aus Schweden und über den Ozean hinweg, aus den Vereinigten Staaten, aus dem unendlich fernen San-Franzisko und den ehemals deutschen Kolonialgebieten. Sie alle kamen, um sich von ihren Brüdern in der Heimat bestätigen zu lassen, was sie im Kampfe um ihr Deutschtum längst als Wahrheit erkannt hatten, daß das deutsche Lied ein Kulturgut ist, das mit unserm Volke zu einer Schicksalsgemeinschaft innig verbunden ist, — das mit unserm Volke blüht und gedeiht oder mit ihm zugrunde geht. Weil diese Verbundenheit besteht, darum soll auch in unserm Uckermärkischen Sängerbunde weitergearbeitet werden nach der Losung, die unser Sängergreiß enthält:

„Grüß Gott mit hellem Klang:
 Heil deutschem Wort und Sang!“

Sonntagsfrühe

Von W. Greß

Ein Sonntag kam still übers Land
 Auf weichen Morgenschuh'n
 Und wen er noch im Schlafe fand,
 Dem riet er: „Bleibe ruh'n.

Ich gieße heut' die Blümelein
 Mit frischem Morgentau;
 Sei still, weck' nicht den Sonnenschein
 Und laß' die Welt so grau.“

Dann tröpfelte es leif' und sacht
 Zwei lange, bange Stunden. —
 Zuletzt, da hab' ich doch gelacht
 Und schnell ein Lied gefunden,

Das schmettert' ich aus voller Brust
 Frisch in die Welt hinein,
 Ein Lied von rechter Sommerlust:
 Gleich kam der Sonnenschein.

Und es wird wieder Frühling sein! (23) G.W. Neie. - E. Ziemendorf -

Allegretto.
mf

1.) Und es wird wieder Frühling sein! - Und
2.)
3.)
4.) mf.

Bächlein werden wieder
su-chend wird dein Auge
was dein Herz ver-zagt zu
Auf-er-ste-ken auf's Ver-

1. flie - fsen, und grüne Gräslein werden fein - an grauer
2. ge - hen, bis es das er-ste Blüme - lein - bei tausend
3. fin - den, das wird die Nach-ti-gall im Hain - dir jubelnd
4. we - sen, und Himmel blau und Sonnen-schein, und alles

cresc.

1. Stras-se Rändern spriessen,
2. Knospen hat er - se - hen. Und es wird wieder Frühling sein!
3. als - ge - funden künden.
4. Leids wirst du ge - ne - sen.

rit. molto! a tempo. (4. Vers. mf (ritard))

(4. Vers. mf)



Die Anbetung der hl. 3 Könige in der Altarstaffel von Güstow. / (Aufnahme von Bertuch, Prenzlau.)

Mittelalterliche Holzschnitzereien in unseren Dorfkirchen.

Von Superintendent Dr. Nagel, Prenzlau.

Bis auf wenige Ausnahmen stehen fast in allen Dörfern unseres Kreises noch die alten Granitquaderkirchen, die einst von der Hand der Kolonisten des 13. Jahrhunderts erbaut sind. Diese wuchtigen Feldsteinmauern, die für die Ewigkeit geschaffen zu sein scheinen, haben den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt und sich erhalten können bis auf unsere Zeit. Mehr schon waren die Türme gefährdet, da ihre Spitzen vielfach aus Holz bestanden und erst die Neuzeit den Blitzschutz erfand. Noch mehr aber als Turm und Mauer waren natürlich die Innenausstattungen mannigfachen Gefahren unterworfen.

So ist es kein Wunder, daß von mittelalterlichen Ausstattungen unserer Kirchen nicht allzuviel sich in unsere Zeit hinübergerettet hat. Außer Wurmfraß, Feuersbrunst und natürlicher Vergänglichkeit entstand den mittelalterlichen Kircheneinrichtungen ein ernster Feind in dem Uebereifer evangelischer Gemeinden, denen die katholischen Heiligenbilder in der Kirche unerträglich wurden. Ein schlimmer Gegner des alten Väter-Erbes war auch die Verständnislosigkeit, mit der man bis zum Erwachen von Denkmalspflege und Heimatschutz der bescheidenen Dorfkirchenkunst gegenüberstand. Um so mehr müssen wir uns der wenigen noch erhaltenen Reste mittelalterlicher kirchlicher Kunst freuen und sie sorgsam beachten, betrachten und betreuen. Es handelt sich in unserm Heimatkreise im wesentlichen um einige spätgotische Flügel-Altäre und um ein paar hin und her zerstreute in Holz geschnitzte Heiligen-Figuren.

Das bedeutendste Denkmal mittelalterlicher Holzsnitzkunst überhaupt, welches die Uckermark besitzt, ist natürlich der Marien-Altar

in Prenzlau, den Lübecker Meister im Jahre 1512 im Chor der St. Marienkirche aufstellten. Bekanntlich zeigt das Mittelfeld dieses edlen Werkes die heilige Maria als Himmelskönigin in der Mandelglorie, umschwebt von musizierenden Engeln, in reichster Gewandung. Die Nischen der vier Seitenfelder haben Heiligenfiguren, während auf den Flügeln des Altarrahmens in zwei Geschossen die zwölf Apostel dargestellt sind. An die Flügel ist auf jeder Seite noch ein Paar Neben-Flügel angebracht, die mit Temperabilern bedeckt sind, welche die Legende der heiligen Katharina und Geschichten aus der Kindheit des Herrn darstellen. Der Flügelaltar ruht auf einer Staffel, deren holzgeschnitzte Figuren in bunter Fülle die Anbetung der heiligen drei Könige erzählen. Gekrönt ist das Ganze von einem Gewirr üppigsten Ranken- und Maßwerkes, ein Altarblatt von hervorragender Technik und reifer Kunstfertigkeit. Es ist ganz klar, daß ein solches Werk der großen Kunst auf das örtliche Kunsthandwerk allergrößten Einfluß gewinnen mußte. So sehen wir denn, daß sehr bald von hiesigen Holzsnitzern der Marienaltar zum Vorbild genommen wurde. Ein besonders interessantes Beispiel dafür ist der Altar in dem uns benachbarten Güstow. Er ist im Jahre 1516 gebaut, und zwar zu Prenzlau, wie die allerdings nicht mehr ganz leserliche Bauinschrift auf seiner Rückseite besagt. Wenn man die Bilder dieser beiden Altäre von Prenzlau und Güstow nebeneinander hält, dann sieht man, wie hier versucht ist, mit unzureichenden Mitteln das große Werk des Domes in die schlichte Sprache einer Dorfkirche umzusetzen. Man kann überhaupt nach meiner Meinung zu keiner Zeit von einer kirchlichen Dorfkunst reden, sondern was unsere

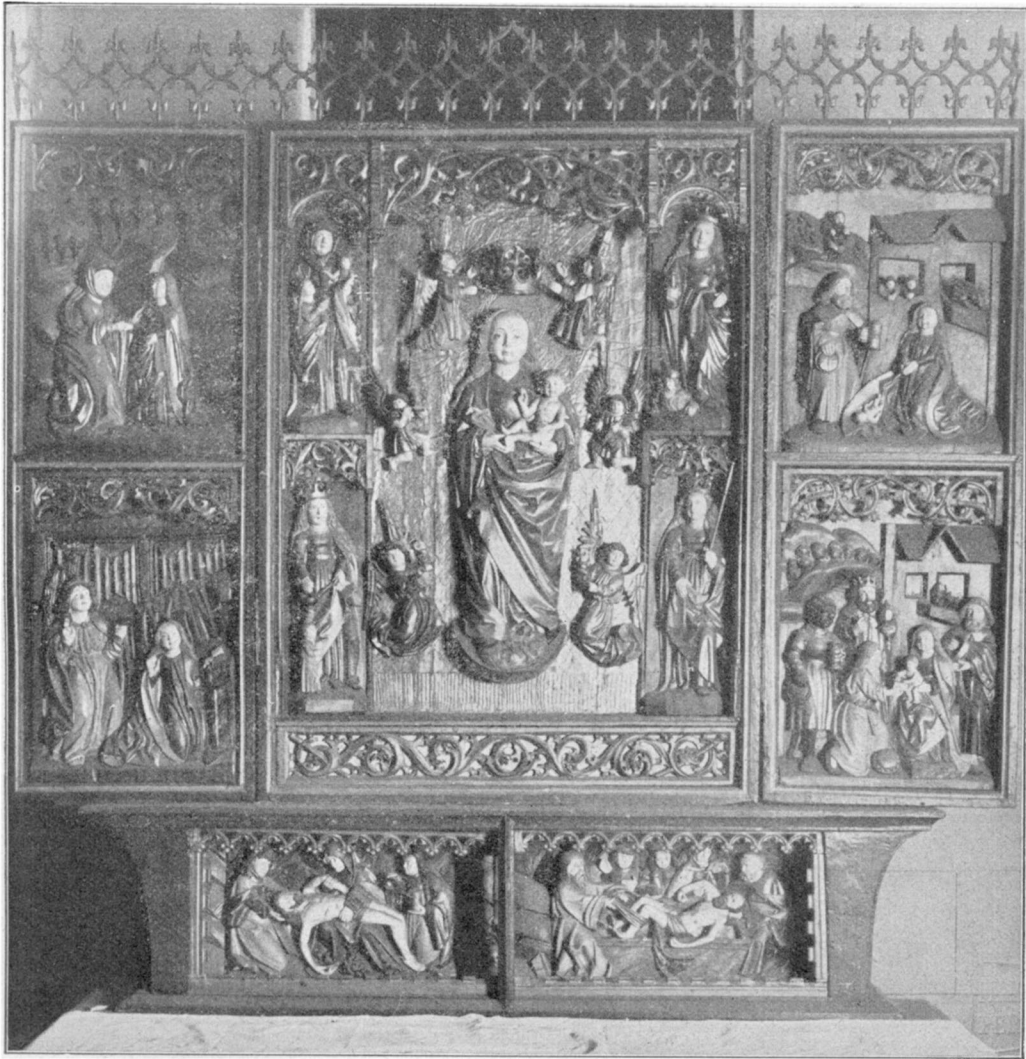


Altar von Güstow. / (Aufnahme von Vertuch, Prenzlau.)

Dorfkirchen an Kunstwerten haben, ist die Brechung der Kunstübung der nächsten größeren Stadt. Auch der Güstower Altar zeigt in seinem Mittelfelde die Himmelskönigin, nach üblicher Darstellung auf dem Halbmond stehend, umschwebt von Engeln. Die Seitenfelder haben Heilige, ebenso sind auf den Klappen acht bärtige Heilige dargestellt. Die Hintergründe sind damasziert, die Farbengebung ist bunt, doch herrschen blau und gold vor. Die Staffel zeigt ebenso wie St. Marien zu Prenzlau in langem Bunde die Anbetung der heiligen drei Könige, bis in die Einzelheiten hinein an das Prenzlauer Vorbild sich anlehnend. Die Ausführung dieser Schnitzereien ist sehr derb, bisweilen fast plump zu nennen. Das geringere Können zeigt sich etwa in der unglücklichen und unmöglichen Haltung des Jesustindes und auch in den so alt

wirkenden Gesichtern der pausbäckigen Engel. Die Rückseite der Flügel hat auch hier Temperagemälde, welche die Legende der 10 000 Jungfrauen darzustellen scheint.

Eine weitere Nachahmung des Prenzlauer Altars findet sich in dem Güstow benachbarten Klinkow, wenn auch hier die Nachahmung nicht so in den Einzelzügen sinnesfälliger ist. Dieser Altar ist 1522 am Tage Allerheiligen gesetzt. Auch hier ist im Mittelfeld die Himmelskönigin zu sehen, von Engeln umkreist, auf der Mondichel stehend. Die Klappen enthalten Darstellungen aus der Kindheitsgeschichte Jesu, in der Staffel Kreuzabnahme und Grablegung. Die Ausführung ist grob handwerklich, in Anatomie und Perspektive oft fehlerhaft. Die Erzählweise ist derb, wie besonders die Schnitzerei der heiligen Nacht (rechts oben) zeigt. Hier kommt Joseph



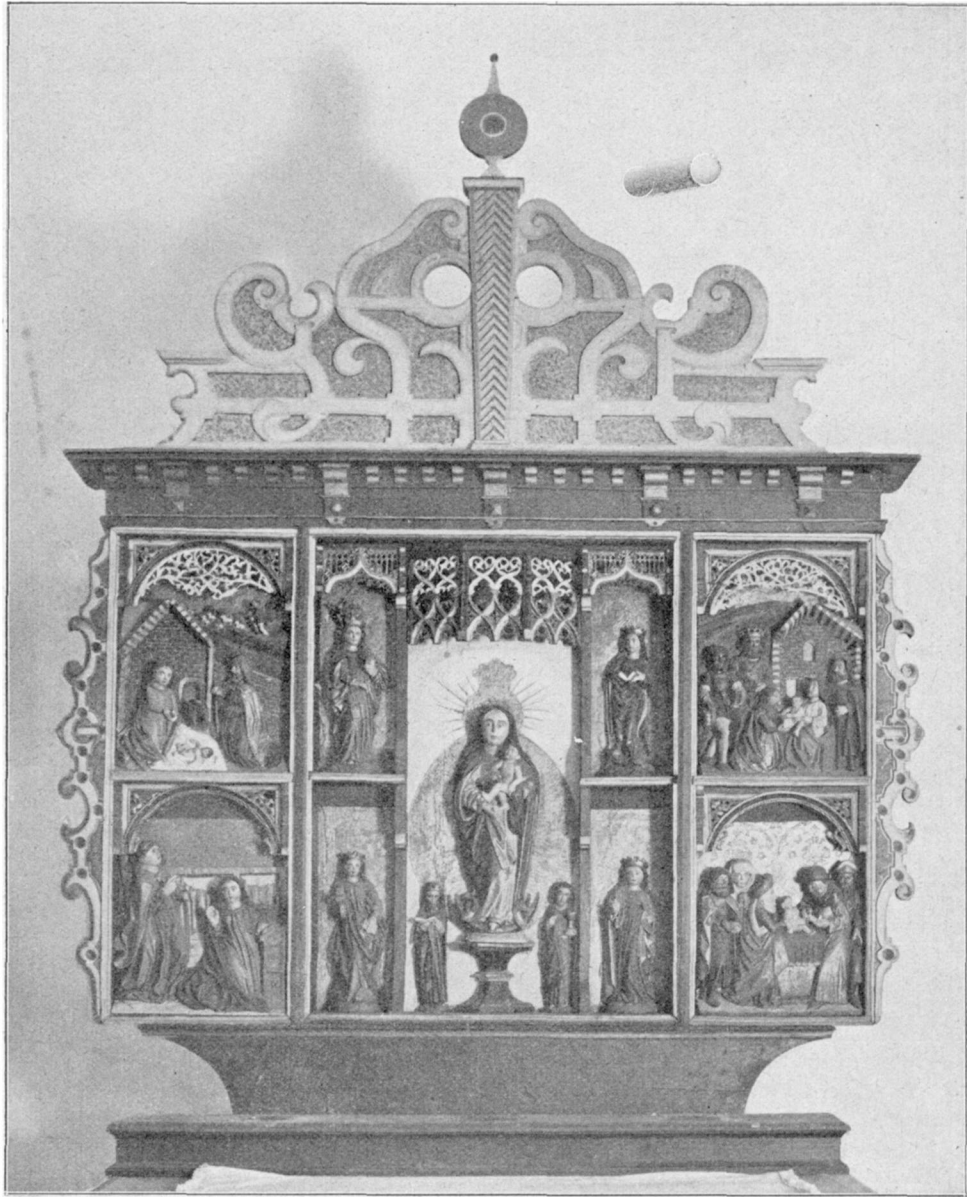
Altar von Klinkow (1522). / Aus: „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau.“

in den Stall, in der einen Hand eine Stall-Laterne, in der rechten die Milche haltend. Durch eins der Fenster strecken sich zwei Männer in mehr als zwangloser Haltung, während durch das andere Ochsen und Esel schauen. Im Hintergrunde dieses selben Bildes sieht man oben zwischen den Feldern eine schematisierte Herde. Der dazu gehörige Hirte hat in der einen Hand einen Stab, in der andern anscheinend eine Wurst, — ein dörflich-heimatliches Genre-Bild.

Ein weiterer spätgotischer Flügelaltar steht in der 1710 erbauten Fachwerkkirche von Rittgarden und ist offenbar aus einer älteren

Kirche hierher übernommen. Gesims, Krönung und Seitenverzierungen sind jüngerer Herkunft und reden die Sprache des Renaissance-Stiles. Das Mittelfeld beherrscht auch hier die Himmelskönigin im Gnadenmantel, ihr zu Füßen und in den Seitenfeldern stehen weibliche Heilige, während auf den Flügeln Szenen aus der Kindheit Jesu dargestellt sind.

Ganz besonders interessant ist der Flügelaltar von Wiltschowa. So wie wir ihn jetzt vor uns sehen, ist er das Erzeugnis zweier verschiedener Bauzeiten. Ein kleiner spätgotischer Schrein von 1505 ist durch einen monumentalen



Altar von Rittgarten. / Aus: „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau.“

Renaiſſance-Aufbau von 1589 bereichert, ſo daß katholiſches Mittelalter und neue evangeliſche Glaubenshaltung in dieſem ſeltſamen Werk ſich begegnen. Sehr eigenartig iſt der erzählte Stoff des Mittelfeldes. Maria ſiſt in einer Kirche. Das von Hunden gehekte Einhorn hat ſich in ihren Schoß geſchlüchtet und ſucht bei der Gottes-

mutter den Gnadenkuß, den die geängſtete Kreatur bei ihrem mütterlichen Herzen zu erhoffen wagt. Der Jäger iſt der Erzengel Michael, der ins Jagdhorn ſtößt. Zu Füßen der Gottesmutter kniet in kleiner Geſtalt ein Ritter, wohl der Stifter des Altars. In den ſchmalen Seitenfeldern neben dieſer Hauptdarſtellung ſtehen



Altar von Wilfickow. / Aus: „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau.“

eine Heilige mit dem Schwert und ein segnender Bischof. Wieder finden wir auf den Flügeln vier Darstellungen aus der Kindheit Jesu, also denselben Stoffkreis wie auf den Altarflügeln in Klinkow und Rittgarten. In der Altarstaffel ist, wie es später auf allen evangelischen Renaissance-Altären üblich wurde, das heilige Abendmahl dargestellt. Staffel und Aufbau entstammen ja hier am Wilsdöwower Altar schon der Zeit nach Einführung der Reformation.

Unter allen Dorfkirchen unseres Kreises zeigt keine so viele Denkmäler und Denkwürdigkeiten vergangener Jahrhunderte in so bunter Fülle wie die unseres Nachbardorfes Dedelow. Schon der Außenbau mit seiner gedrunghenen Wucht ist ein typisches Beispiel dieser alten landschaftsverbundenen und erdnahen und deshalb echt heimatlichen Baukunst, wie sie den Bauherren der Kolonisationszeit im Blute lag. Und erst recht wird das Innere jeden empfänglichen Beschauer gefangen nehmen durch die bunte Fülle der Schnitzereien an Altar, Kanzel und Gestühl. Bilder und Totenschilder und alte Waffen vervollständigen die Symphonie der Jahrhunderte, die hier in diesem ehrwürdigen Raum zu uns sprechen. In dieser bunten Fülle steht ein, wenn auch mannigfach veränderter gotischer Schnitzaltar. Auch hier ist wie in Wilsdöw ein alter kleiner gotischer Altar durch ein Renaissancegestirn durch Säulenstellungen und durch Hinzufügung einer Staffel zu einem großen Monumentalwerk umgeschaffen. Selbstverständlich ist auch hier in dem alten gotischen Mittelfeld das Bild der Maria in der Mandelglorie beherrschend. Ihr zur Seite stehen Johannes der

Täufer und St. Laurentius. In den Flügeln befinden sich halbrund geschnitzte acht Heiligenfiguren. In der Staffel ist das heilige Abendmahl dargestellt. Dieses Schnitzbild gehört schon der evangelischen Zeit an. Genau wie im Wilsdöwower Altar reichen sich also auch in diesem das ausgehende katholische Mittelalter und die junge Zeit des neuen evangelischen Glaubens die Hand.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Altar von Boddow. Auch hier hat man Teile eines gotischen Altars eingefügt in eine große Renaissance-Architektur und so Altes und Neues miteinander verbunden. Das Mittelfeld wird auch hier wiederum beherrscht von einer gekrönten Maria, der Lieblingsgestalt der Kirchenkunst des späteren Mittelalters.

Außer solchen Flügelaltären treffen wir in unsern Dorfkirchen als Erbstücke der gotischen Zeit noch hin und her einzelne Heiligenfiguren, Mariengestalten, Kreuzfixe. Doch ist hier wenig verblieben aus einer einst gewiß überreichen Fülle.

Damit sind wir am Ende unseres kunst- und heimatgeschichtlichen Rundganges angelangt. Gewiß sind alle die Werke, die an unserm Auge vorüberzogen, nicht Denkmäler einer großen Kunst. Sie sind allgemein eher dem Kunstgewerbe oder dem Handwerk zuzurechnen als der eigentlichen Kunst. Aber dennoch sind sie uns ehrwürdig, weil aus ihnen die Frömmigkeit unserer Vorfahren zu uns redet und die Geschichte unserer Heimat auch aus diesen geschnitzten Heiligen lebendig zu uns spricht.

Gymne.

Maria Schaefer.

Gott!

Du Allgütiger!

Und du Allwissender!

Vater deiner Geschöpfe!

Siehe, ich bring' dir mein Herz!

Offen, auf betenden Händen

Reich' ich es dar!

Fülle es, Vater,

mit Huld!

Herr Gott!

Du Gewaltiger!

Flammengegürteter

Herrscher der Himmel!

Jauchzend und anbetungsvoll

Ruß' ich den Saum deines Kleides.

Füllest mein Herz —

Daß es fast darunter zerbricht,

Und doch jubelt und singt —

Uberschäumend

Mit Glück!

O Gott!

Du Fürchtbarer!

Strafsamer! Quälender!

Rächer du deiner Gebote!

Warum . . . Ach, warum gießest du mir

In mein vertrauendes Herz

Bitter und voll bis zum Rand

Brennendes Leid?!

Am
Westeingang
des Dorfes.



Baumgarten. / Von E. Radler, Baumgarten. / Federzeichnungen von Leo Wiese.

Dicht vor den Toren Prenzlau, schon nach einem Wege von 6½ Kilometer in nordöstlicher Richtung, betritt man ein Straßendorf, an dessen Ost-Weststraße beiderseits stattliche Bauernhöfe liegen. Dieses Dorf trägt wie ihm verwandte Siedlungen im Bereiche des märkischen Landes den Namen „Baumgarten“.

Vergeblich aber sucht das Auge an der schon in alten Urkunden erwähnten Straße den Wald, der auf den Sinn der Ortsbenennung hindeuten könnte. Ungläubig wird jeder Heimatbesessene den Kopf schütteln, wenn ihm bekannt ist, daß unsere nördliche Uckermark gerade sehr wenig Waldbestand aufweist. — Wenn aber dennoch der See in den ältesten Urkunden die Bezeichnung „Der Baumgarten“ erhält, so muß man schon aus diesem Grunde die Frage stellen, wie er gerade zu dieser Bezeichnung gelangte. Aber auch dafür weiß die Geschichte ihre Erklärung abzugeben.

Bei der Besiedlung der Uckermark hatte Herzog Barnim II. von Stettin richtigschägend die Germanisierung des Landes erkannt. Neben der zunächst eingeleiteten ritterlichen Kolonisation, setzte auch sofort die bäuerliche Siedlung ein. Schon um 1240 wird das Dorf Baumgarten als bestehend erwähnt. Die erste, vom 24. April 1240 datierte, Urkunde unterrichtet über die Ausstat-

zung des Dorfes mit Ländereien in einem Umfange von 70 Hufen. In bezug auf die urkundlich zu belegende Durchschnittszahl anderer Gründungen im Bereiche unseres Kreises in Höhe von 48,5 Hufen, bedeutete diese Bestätigung durch den Pommernherzog eine besondere Auszeichnung für die damals neuerstandene Dorfgemeinde. Ob jedoch die Zahl 1240 als Gründungsjahr angesehen werden darf, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Die Kolonisten kommen zu dieser Zeit aus der Altmark und der Gegend des Havellandes. Da dort Siedlungen gleichen Namens noch heute belegen sind, so ist damit die Erklärung erbracht, daß jene Kolonisten den Namen ihrer Heimatdörfer auch auf die neue Siedlung übertrugen.

Ueber die urkundlich zuerst bestätigten Besitzer des Bodens und die Bewohner des Dorfes weiß das Landbuch von 1375 Auskunft zu geben, dessen Angaben sich zunächst auf eine Urkunde aus dem Jahre 1304 stützen, wonach dem Jungfrauenkloster in Prenzlau ein erheblicher Anteil gehörte. Daneben aber müssen andere der Markgrafen Ludwig und Otto von 1328, 1346 und 1364 herangezogen werden, die von den mit dem Besitze Baumgartens belehnten Grundherren Auskunft geben. Unter anderen befindet sich in den hier erwähnten Urkunden

ein Hinweis auf die Herrschaft der Dordensteins, die auf einem bei dem Dorfe belegenen Werder ihr Herrenhaus aufgeschlagen haben sollten, mit dem Wortlaut: „Dar nu up sit Dordensteen.“ Wie das Bodenbild heute noch erkennen läßt, dürfte sich dieser erwähnte Herrensitz auch dort befinden haben, wo sich die Gutsgebäude in der Gegenwart erheben. Der Baumgartner See streckte hier tatsächlich zwei Lanken vor, deren westliche früher bis zum Fahrdamme der Prenzlauer Heerstraße reichte. Die zwischen den beiden Lanken belegene Landzunge aber führte die Bezeichnung Werder. Im Jahre 1384 ist von einem neuen Grundherren „Bernd Schernekow, knape wonastig to Bomegarde“ die Rede, der Land an einen Prenzlauer Bürger veräußert. Diese Angaben stimmen auch mit den Darlegungen des Landbuches hinsichtlich der Besitzverhältnisse überein. Es muß aber trotz dieser erstgenannten Darlegungen auch hier betont werden, daß der Baumgartner Boden auch bereits in der Steinzeit und in der späteren Slavenzeit nicht ganz unbetreten gewesen sein mag, was Steinzeitfunde und die Freilegung von Gräberurnen in jüngster Zeit

der Ucker gedeckt wurde. Sie führte nach den Aufzeichnungen von 1350 im Nordosten an dem „alten Dorfe Bomegarde“ vorbei. Brüßow gab dieser Straße, die damals Geleitsstraße war, die Sicherung und weiter vorgeschoben lag zum Schutze an der Randow das feste Lößknick. Der dadurch entstehende stete Verkehr mit den pommerschen Nachbarn lenkte die Blicke der Grundherren auch in geschäftlicher Beziehung nach dorthin und entzog dadurch dem uckermärkischen Hinterlande manchen Gewinn. Kein Wunder ist es daher, daß Prenzlau als Haupthandelsplatz der Uckermark bald in Fehde mit den hiesigen Grundherren zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen liegt. Im weiteren Verlaufe der Geschichte kommt auch Baumgarten wie alles uckermärkische Land unter das Regiment der Astanier. Die politische Bindung des benachbarten Pommernlandes aber als Staatsgebilde an Polen trug Kampf und Sterben auch in die fernere Zeit hinein. Bis um 1500 herum tummeln sich dieses Streites Scharen auf uckermärkischen Boden und berühren stets mit zerstörender und raubender Hand das



Blick über den See zum Dorf.

beweisen. Letztere Angaben bedürfen jedoch der eingehenderen Prüfung. Die stets belebte, bereits genannte Heerstraße führte als Lebensader mittelalterlicher Verbindungs- und Wirtschaftswegen durch das gesamte Dorfgebiet, die von altersher durch das feste Prenzlau am Uebergang

Dasein des dörflichen Gemeinwezens Baumgarten. Wechselvoll wie des Kampfes Glück ist auch in dieser Zeit der Name seiner Grundherren. Namen wie derer von Pfuel, von Sydow, von Holzendorf, von Arnim wechseln mit denen von Ramin und von Hafe ab. Bald stehen

die Grundherren unter pommerischer, bald wieder unter brandenburgischer Lehnshoheit. Bald bleibt der Grund in erb- und eigentümlicher Hand der Besitzer, bald hingegen bildet er ein Pfand in der Hand mächtiger Gläubiger. Obwohl der brandenburgische Nar seine Schwingen zur Macht entfaltet hatte, so lag dennoch beim Eintritt der Zöllern des Reiches Acht über diese Gefilde, da wiederum heftige Kämpfe um die Behauptung des nördlichen Uferlandes entbrennen. Nicht wunder nimmt es uns daher, wenn in den Aufzeichnungen des Landbuches und ähnlicher Quellen von wüsten liegenden Hufen die Rede ist, die nichts zum sogenannten Hufenschöß beitragen. Seit dem Jahre 1362 gehörte Baumgarten mit zum Bezirk der Landvogtei Boitzenburg. Die Vermutung liegt nahe, daß es vorher zu derjenigen in Brüßow gehört hat. Ein trauriges Bild bietet der Ort nach der schweren Not des großen Krieges. Lagen schon vor dieser Zeit von den 70 Hufen 20 wüsten, waren von den 16 Kossätenwörden nur 7 besetzt, lagen um 1577 und 1600 lt. Protokoll der Kirchenvisitatoren Pfarr- und Küsterwohnstätten mit ihren Wörden wüsten, so daß Pfarrer und Küster in Prenzlau wohnten, so blieb auch von den ursprünglich 12 hier bestehenden Bauernhöfen fast nichts übrig. Baumgarten bildete zugleich einen Teil des Hinterlandes zwischen Lößnitz und Prenzlau, zwei strategischen Punkten der Kriegsgeschichte dieser Zeit. Als Wallensteins und des Braunschweigers Heere brandschatzend den Ort verlassen hatten, quartierte sich die schwedische Reiterei hier ein. Zwischen Baumgarten und Kleptow bezog sie ihr großes Feldlager. Stroh und Heu aber mußten die Bewohner der beiden Dörfer aus ihren Vorräten hergeben. Als der Krieg dem Ende entgegen ging ragten verkohlte Balken des Kirchleins über Schuttfelder einstiger blühender Hofstätten empor, aus denen neues Leben wachsen sollte.

Die damals als Besitzer von Baumgarten zu wertende Familie von Ramin, die vor dem Kriege sehr wohlhabend war, mußte infolge völliger Verarmung den bereits verpfändeten Grund und Boden den Gläubigern völlig überlassen. Aus deren Hände geht Baumgarten in den Besitz derer von Köppen über, auch die Aemtern sind zeitweilig daran berechtigt. Aus den Trümmern erhebt ein neues Dorf, das abermals in Schutt und Asche ausgeht, als die leichtfertige Kapitulation des Lößnitzer Kommandanten Goehe 1675 den Weg zu dem verhängnisvollen Einfall der Schweden freigibt. Wieder flüchtet der Bauer mit wenig geretteter Habe zur großen Injel, dem sogenannten Eipenbrink.

Kirche und Wirtschaftshöfe sind abermals zerstört, die Zeit und die helfende Hand brandenburgisch-preussischer Regenten heilt mit dem Arbeitswillen der Heimgesessenen alle Wunden. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts sind alle Bauernhöfe in ursprünglicher Zahl besetzt. Auch die Seidenraupenzucht wird eingeführt. Laut landesherrlicher Anordnung werden auf dem Kirchhofe 19 Maulbeerbäume gepflanzt. Nach den von Köppen hat die Familie von Kleinsorge das Besitzrecht angetreuen. Durch Erbrecht geht die ganze Herrschaft zunächst auf Frau von Loppnow geborene von Kleinsorge und von dieser auf die jüngere Schwester über, die eine verwitwete von Hake war. Der älteste Sohn, Hans Balthasar von Hake, welcher nunmehr die Rechte des Patronats- und Majoratsherrn vertrat, starb den Heldentod an einer folgenreichen Verwundung auf dem Ehrenfelde von Mollwitz 1741. Sein nachgeborener Bruder, welcher nun das Erbe antritt, nimmt dauernden Wohnsitz in Schenkenberg, das mit zum Besitze gehört. Baumgarten wird von einem sogenannten Arrendator verwaltet, der auch sein Regiment in Abwesenheit der Herrschaft selbst in unruhigen Zeiten versah. Und diese kamen sehr bald, als die nördliche Mark in den Jahren 1759/63 abermals zum Kriegsschauplatz wurde. Frau von Hake hat sich in Sicherheit aus Anlaß der schwedischen Unruhen zu ihrem Gatten begeben, der als Obrist-Wachtmeister ein Kommando im Fort Damm bei Stettin hat. Im Jahre 1760 übernimmt dieser als Major den Befehl über das damals als Fort bezeichnete Prenzlau. Auf Grund seiner Verdienste avanciert er später vom Landrat zum Landesdirektor. — Namen alter Veteranen dieser Zeit und ihrer „vielversuchten Soldatenfrauen“, die treu an der Seite der Männer selbst im Schlachtenungetümmel verharrten, weisen die noch erhaltenen Kirchenregister vielfach auf.

Als Ort an der Durchgangsstraße war Baumgarten auch in den Tagen von 1806 nach jener Prenzlauer Schmach erneut dem Feinde ausgesetzt. Truppen Murats bezogen hier Quartier, als ihr Verfolgungsmarsch durch Lößnitz zunächst etwas zum Stehen kommt. Im Pfarrhaus spielt sich jene rühmliche Szene mit dem tapferen Seelsorger der Gemeinde ab, dessen Name jede Chronik dieser Zeit zu melden weiß. Furchtlos tritt er den fremden Offizieren entgegen, während die Bewohner wieder im Dickicht des Eipenbrinks ihre Zuflucht genommen haben. Nur ein Säugling, der spätere Großvater des jetzigen Besitzers Kunow sen., ist in der Eile vergessen worden. Wer aber beschreibt das Erstaunen der Dorfbewohner, als sie die fremden Soldaten dabei belauschten, wie diese das Kind

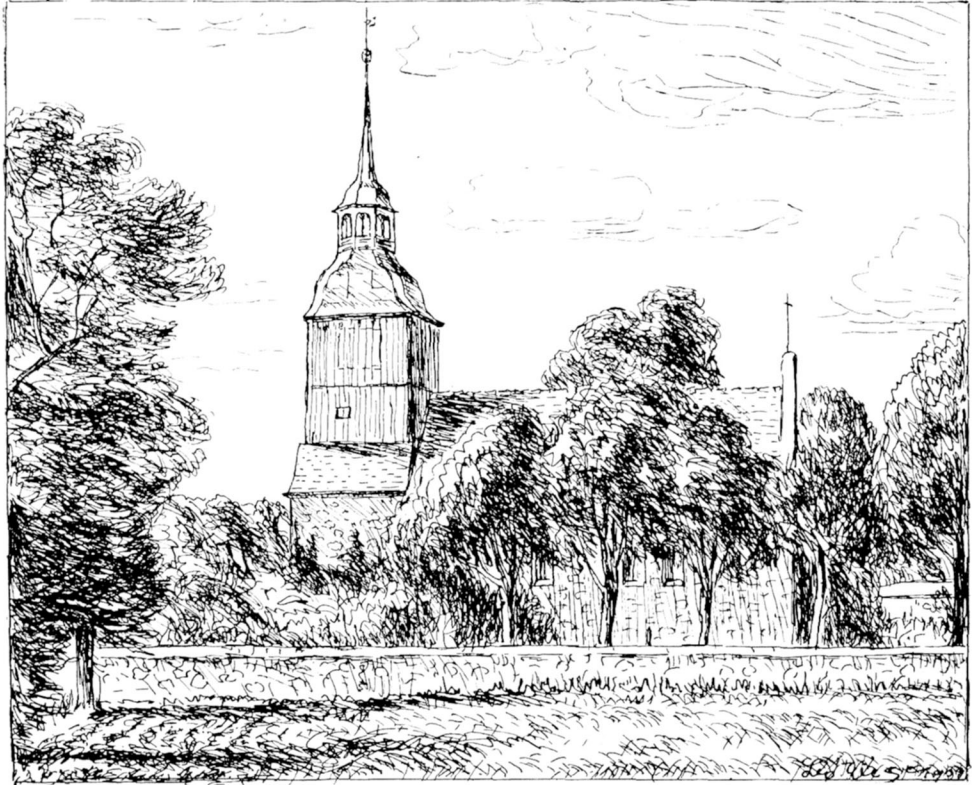
verwarten und dem kleinen Schreihals die Flasche geben. — Aber nicht alle waren so gelassen. In der Zeit der fortdauernden Kontributionen mußte die Baumgartner Kirchenkasse in der Zeit von November/März 1807/08 viermal zur Ader lassen, während der Patronatsherr noch weitere 90 Mtlr. für aufgewendete Verpflegungsgelder bei der Pfarrkasse als Zuschuß der Gemeinde in Anrechnung bringen mußte. Wenn der Ort auch in den folgenden Jahren von Kriegen verschont blieb, so darf dennoch nicht unerwähnt bleiben, daß 1736, 1793/94, 1798 Pocken, Röteln und Ruhr und 1831 die Cholera, seuchenhafte Auszehrung und andere Epidemien zahlreiche Opfer forderten. Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges macht sich insbesondere eine Steigerung der Kindersterblichkeit bemerkbar. Von der letztgraffierenden Choleraepidemie im Jahre 1866 blieb Baumgarten von tödlichen Ausgängen verschont, während im benachbarten Kłodow $\frac{1}{3}$ der gesamten Einwohnerschaft der Seuche erlag. — Nach den von Hates geht Baumgarten 1786—1794 in den Besitz des Grafen von Schlippenbach, von diesem auf den Prinzen Wilhelm von Braunschweig und von 1803 an in bürgerliche Hände über. 1819 wird von dem Stammgut ein aus 1018 Morgen Acker und 124 Morgen Wiese bestehendes Areal zu einem neuen Besitztum des Gutsbesizers Ludwig Keibel zusammengefaßt. Die Neugründung übernahm den Namen eines bereits schon um 1753 in den Kirchenbüchern erwähnten, ausgebauten Gehöftes, das den Namen „Die Ludwigsburg“ führt. Nach der neuen Eingemeindungsordnung ist Ludwigsburg von der Muttergemeinde abgetrennt und zu Kleptow eingemeindet worden. Die Einwohnerzahl beider Gebietsanteile bewegt sich von 208 Einwohnern um 1774 über 193 um 1816 und 318 um 1861 auf etwa 375 um 1925 und beträgt nach der letzten Zählung für Baumgarten allein 250 Seelen. Von den 12 Bauernhöfen gingen 5 wieder in den Besitz des Gutes über, ein Teil des Grund und Bodens ist sehr zum Nachteil der Gemeinde ebenfalls bei der Eingemeindung verlorengegangen. Unter den Geschlechtern der Besitzer sind die Nizens um 1674 die ältesten. Ihnen gleichzusetzen sind die Kolbergs um 1690 und die Runows um 1705 herum. Die Separation, die gleichfalls auch hier eine Veränderung herbeiführte, wirkte sich hier im gleichen Maße wie an anderen Orten aus. Nur Krugstelle und Schmiede waren daran nicht beteiligt, weil ihnen jeglicher Landbesitz fehlte. Von den alten Patronatsrechten, zu denen auch das Besetzungsrecht der Pfarre gehörte, hat sich nur das Kirchenpatronat erhalten, während

andere, wie das der Gerichtsbarkeit höherer und niederer Art, in Fortfall kamen. Die Innehaltung der höheren Gerichtsbarkeit und ihre Ausübung beweisen uns zwei vollstreckte Exekutionen an Kindesmörderinnen. „1694, den 31. Januar: Erdmüthe Dörings wegen der begangenen Mordtat ihres Kindes, welches sie lebendig denen Schweinen vorgeworfen und aufgefressen lassen, enthauptet und auf dem Gerichts ort begraben worden.“ — Desgleichen wurde des Krügers Ehefrau Regine Peters, geb. Hoppe, wegen der begangenen, grauenhaften Mordtat an dem unehelichen Kinde ihrer Tochter am 8. Dez. 1730 im sogenannten klaren Schlopp des Baumgartner Sees ertränkt.

Weit grüßt vom Westeingang des Dorfes die Kirche mit ihrem eigenartigen Turmbau. Sie gehört, ganz abgesehen von ihrem Alter, mit zu den märkischen Kunstdenkmälern. Jahrhunderte heimischer, oft bewegter Geschichte sind über dieses Bauwerk dahingebraust und haben es dreimal der Zerstörung durch zehrenden Brand ausgesetzt. Den letzten Wiederaufbau erfuhr das Bauwerk, wie uns die Jahreszahl der Wetterfahne angibt, im Jahre 1709. Ursprünglich mögen Stufen zu den etwas höher gelegenen Eingangspforten an der Nordseite geführt haben, die aber durch die Aufhöhung des Kirchhofes in Fortfall kamen. Der Ostgiebel, der, wie Ohle sagt, sein zernagtes Gemäuer gleich den Rippen einer tuberkulösen Kuh gen Himmel reckt, ist der älteste Teil. Auf seiner Spitze trägt er Reste einer Wetterfahne mit Jahreszahl, deren Ziffern nicht mehr kenntlich sind. Dennoch aber darf die Grundsteinlegung dieses vorreformatorischen Gotteshauses schon um 1250 herum eindatiert werden. Baumgarten war Mutterkirche, ihr Bestehen wird um diese Zeit erwähnt. Turm und Schiff sind zu einem Längsbau vereinigt. Die an der Ostfront der Nordseite angebaute ehemalige Sakristei, heutige Leichenkammer, diente den besonderen rituellen Zwecken des amtierenden katholischen Geistlichen, bevor die Reformation durchgeführt wurde. Betreten wir die Kirche, so erblicken wir an der Süd- und Nordseite die chorstuhlartigen Patronats- und Pfarrsitze, die von einem Baldachin mit Notzofschmuck überdacht sind. Zwischen beiden erhebt sich der Kanzelaltar mit barocker, reichverzierter Schnitzerei, dessen vorderes Gitter von toskanischen Säulenschmuck gebildet wird. Diese Schnitzereien setzen sich an dem mit Neblaubornamenten verzierten Gemeindegestühl fort. Barocke Schnitzfiguren, links das Gesetz und rechts die Erfüllung, rahmen den Altar mit seinem symmetrischen, beiderseitigen Treppenaufgang ein, während Glaube und Liebe als Ge-

stalten von treuen Müttern die Kanzelpforte umsäumen. Leider ist der Innenschmuck durch Uebertünchung verlorengegangen. Bei dem Neuanstrich im letzten Jahre wurden Reste

Taufstein bezw. den in ufermärkischen Kirchen üblichen Taufengel wird man im Kirchenschiff vergeblich suchen. Der für die Gemeinde durch den Hofbildhauer Glume in Potsdam



Baumgartens Kirche, vom Grünower Weg gesehen.

davon, sowie die Inschrift über den beiden Seitenportalen freigelegt. Ihr Wortlaut sei hier darum wiedergegeben. „Die Kirche ist renoviert worden, den 14. Julius 1696.“ — „Gloria in Excelsis Deo 1696.“ — Der eigentliche Zugang in alter Zeit aber mag vom Turmportal aus gewesen sein, wo man heute noch deutlich beiderseits die Öffnungen für die Einfügung des Wehrbalkens erkennen kann. Im Gewölbe aber ruhen die Adelsgeschlechter der hier verstorbenen Grundherren. Eine Notiz über die erfolgte Beisetzung eines Barons von Weiß im Jahre 1745 zwischen dem ersten Manns- und Frauensgestühl spricht für das Vorhandensein. An der Wand aber kündigt eine schlichte Tafel von dem heiligen Sterben der Heldenöhne des Dorfes und der des benachbarten Ludwigsburg im Weltkriege. Von der Höhe hängt ein schmuckloser Leuchter herab, während oben ein kleines Orgelmanualwerk den Hintergrund ausfüllt. Den

für 23 Rhtlr. 1742 hergestellte Taufengel lagert, von Bubenhänden völlig verhandelt, auf dem Turmboden! Um diese Zeit scheinen überhaupt umfangreiche Arbeiten an der Kirche und kirchlichen Gebäuden vorgenommen worden zu sein. 1750 wurde die Kanzel über den Altar gesetzt und die obenbenannten Patronatsitze sowie der sogenannte Küsterchor errichtet. Der die Kirche zu Baumgarten nach innen hin auszeichnende, vorspringende Kinderchor wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut.

Besteigen wir nun den Turm, so sehen wir bald jene Stellen, wo neues Gestein aufgesetzt, bezw. wo ehemals die Balken des Dachgeschosses ihre Auflage hatten. Bald stehen wir auf dem Glockenboden. Nebenbei sehen wir Reste eines Uhrwerks. Auch diese Glocken, eine große, 1733 von M. Begun aus Friedland in Prenzlau gegossen, und eine kleine Betglocke, die schmucklos keinerlei Inschrift trägt, sind nicht die ehemaligen des Dorfkirchleins. Die große trägt

neben den Blattornamenten die Inschriften „Zu Beicht und Nachtmahl läute ich, tuh Buße und besser dich. Zur Taufe, Leiche sängen, soll dich mein Schall zum Tempel bringen“ — „Als Thro hochwohlgeborene die Frau Regierungsräthin Charlotte, verwitwete von Loppnow, gebohrene von Kleinsorgen Kirchenpatronin und Sr. wohl-ehrwürden Herr Joachim Christian Praetorius daselbst Paster war, auch Christoffer Kunow und Christian Buhrow das Kirchenvorsteheramt führten. Gott zu Ehren und der Gemeinde zu Baumgarten zu Ruh ist diese Glode gegossen worden anno 1733 von W. Begun.“ Neben der Geschichte des Gotteshauses verdienen es auch die selbst über die Ortsgrenzen hinaus bekannten Pfarrherren genannt zu werden. Efeuüberdeckt ruht dort an der Kirche von seinem Erdenwallen jener tapfere Seelenhirte Pfarrer Woldmann, der unerjchrocken den Franzosen 1806 entgegentrat, mit seiner Familie. Desgleichen wirkte hier vor der Zeit des 30jährigen Krieges der Pfarrherr H. Joh. Brand, gewesener Pfarrherr weyland zu Falkenhagen und Baumgarten, der in St. Sabinens Gewölbe beigelegt worden ist. Ebenso sind jedem Udermärtler die Namen der Pfarrherren Praetorius Vater und Sohn, Ewerth und Funke bekannt. Mit den kirchlichen Belangen aber sind auch die der Schule engverbunden, deren Gebäude am Eingang des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe liegen. Gleich den Pfarrern haben hier schon in langen Vorjahren treue Schulmeister, Handwerkerschulmeister, zum Wohle der Dorfjugend gewirkt. Schon um 1690 wird als erster namhaft zu machender Schulmeister Johannes Haußmann erwähnt. Während in den Zeiten um 1700 herum von dem Vorhandensein eines Pfarrhauses nichts erwähnt wird, darf dieses um 1730 herum schon als erbaut anzusehen sein. Zu dem Bau selbst trugen die Gemeinden Baumgarten die Hälfte, Schenkenberg zwei Sechstel und Tornow den Rest der Kosten. — Weithin erhebt sich heute der mit einer stumpfen Bretterverschalung umkleidete Achtkanzelturm des Kirchleins zwischen Pfarrhaus und Schule.

Am westlichen Eingang des Dorfes liegt heute noch das Zieglerhaus. Die Alten im Dorfe wissen noch von den jetzt zugeschütteten Gruben zu berichten, aus denen man den Ton zum Ziegelstreichen und -brennen entnahm. Bedingt wird das Vorhandensein des Tones durch die örtliche Lage am Südrande des Brüssower Schil- des und die geologische Bodengestaltung. Als sich südlich der Abperrung zwischen Uder und Randow ein Stausee bildete, lagerten sich in den obersten Bodenschichten Bänder tone ab. — Die in den Händen des Herrn Rittergutsbesizers

Bethge befindliche Flurkarte, ein Kunstwert seltener Art, die aus dem Jahre 1743 stammt, deutet mit ihren Bezeichnungen auf eine ehemals umfangreiche Weidewirtschaft hin. Der Ort selbst hatte ein eigenes Hirtenhaus. Während Wittenhof als direkte Pachtshäuferei nur der Schafzucht mit seinem Grund und Boden lange Jahre diente, ging Baumgarten allmählich zur Weide- und Feldwirtschaft über. Die Schafzucht wird auch heute hier zum Teil noch betrieben. Da in den alten Kirchenbüchern auch andere Hirtenbenennungen auftreten, so ist damit auch der Auftrieb von anderem Getier gemeint. Meist war daran die ganze Familie des Hirtenhauses beteiligt. — Als Stätte handwerklicher Betätigung hatte Baumgarten von altersher die Schmiede. Der Baumgartener Schmied führte ehemals im Gegensatz zu dem Schenkenberger Grobschmied die Benennung Huf- und Waffenschmied und mußte stets ein findiger und kunstgerechter Kopf sein. Heute sind auch andere Berufe gewerblicher Art im Dorfe vertreten. An Alter entspricht der Schmiede die Kruggerechtigkeit; freilich befand sich die Krugstelle dort, wo heute der Besitzer Schubel ansässig ist. Die Feldmark bietet nach der Separation daselbe Bild wie bei anderen Dorflagen. Guts-, Bauern-, Kirchen- und Küstereiland bilden nach erfolgter Zusammenlegung ein zusammenhängendes, voneinander getrenntes Ganzes.

Der stete Verkehr auf der alten Durchgangsstraße weiß von manchem Handwerksburschenschicksal zu erzählen, das sich in alten Kirchenregistern widerspiegelt. Um 1670 herum verkehrt bereits die kurbrandenburgische Post nach Lößnitz. Noch steht hinter Baumgartens Ostausgang einer der alten Meilensteine. Obwohl im Jahre 1915 Baumgarten zum Haltepunkt der Prenzlaue-Klodower Kleinbahn ausersehen war, fand dieser Plan eine diesseitige Ablehnung. Zum Zwecke des Transportes der vom Gut allein gebauten Zuckerrüben verbindet ein Feldbahngleis durch das Hintergelände Baumgarten mit dem nächsten Haltepunkt der Bahn in Wittenhof. Seit 1931 hat Baumgarten Fahrverbindung zum Zwecke der Personenbeförderung zwischen Prenzlaue, Brüssow und Lößnitz durch den zweimal am Tage verkehrenden Kreisautobus, der von den Einwohnern auch sehr rege benutzt wird.

So liegt, von der Gegenwart und Vergangenheit stets berührt, dieses Dorf heute noch an einer Lebensader steter menschlicher Berührung; stets neu entstanden aus umbrandeten geschichtlichen Zeitepochen und weiterkämpfend um das Dasein in der Not der Gegenwart. Gott aber schütze ferner des Dorfes Bestehen und segne den Fleiß und die Arbeit seiner Bewohner.

Als de Rosen blöhgten.

Van Mag Lindow.

Dat Hus steiht mit den Gewel no de Stroot. De Staketten van 'n Dorweg sind grön anstrecken un hebb'n witte Spizen. Up de Schijn is 'n Dolbärsnest, ball so groot as 'n Wogenrad.

Vör 't Hus liggt recht in de Sunn de Bör-goorn, of mit grön Staketten un mit witte Köpp. De Stieg' sind mit Buchsboom insömt. In de Midd is 'n Runddeel, an de Sieden 'n Beereck. In 't Frühjohr hebb'n hier Narzissen blöhg, noher Maiglöckchen, denn Dolbärsblomen, un nu stohn de Rosen in ehr Pracht un Herrlichkeit dor in de Sommerjunn, kielen öwer den Tun un prohlen mit ehr Schönheit. Wer hier an dat Hus vörbigeiht, denkt: „Harrst du doch of so 'n Rosen vör de Dör.“

In dit Hus wohnt so 'n Wunnerlichen, eener, de mit de Minschen nüsch to doon hebb'n will. He hett 'n oll Hushöllersch, de sich of nich veel unner de Lüüd seh'n loten deit. Of de Knecht un dat Mäken sind ball as de Herr, sind siet Johr un Dag up de Hoffstell un kümmern sich nich üm dat, wat in 't Dörp passeer'n deit. Se weeten, dat dat den Herrn so recht is, un se lön keen beter Brotstell kriegen.

Dat is nich immer so west. Vör 'n Mand'l Johr'n weer de Buer 'n lustigen Jungkär mit starke Arm un helle Ogen, de gärn lachen mücht. Dunn hett sien Mudder noch lewt, un gode Fründ'n un leewe Rowers sind bi ehr in- un utgohn. Bi Wulks hett de Sunn nich bloß in 't Fenster schient, nä, se hett sich freut; denn se mag Rendlichkeit lieden.

De Goorn is denn all dat Dörpwunner west, wer vörbigüng, müßt stohn bliewen un müßt sich freuen.

Es süng'n de Lüüd üm Wihnachten rüm an to vertell'n, dat Heinrich Wulk 'n Brut harr. Dat weer andern. He harr sich ganz wat Apartig's utjökt, 'n Mäken ut 'n Rowersdörp un een — as Melk un Blood.

Sünndag vör Sünndag föhrte orrer reed Heinrich de Melk no sien Mäken, un de Bod röver keem he ut 't Fleuten un Singen gor nich rut.

No 'n Aukt füll Hochtid sind.

De Discher möl 'n nien Staketentun, de Molers regeerten in de Stuwen, de Hoff würd dammt, un Mudder Wulksch börrte twee Kälwer mit söte Melk un löt 'n Mandel junge Hohns gohn.

Als all's farig weer, as de witten Luten lüchten deern un all Dören blinkerten, denn blöhgten de Rosen, blöhgten so schier un schön, as wenn se wüßten, dat 'n jung Fru komen füll.

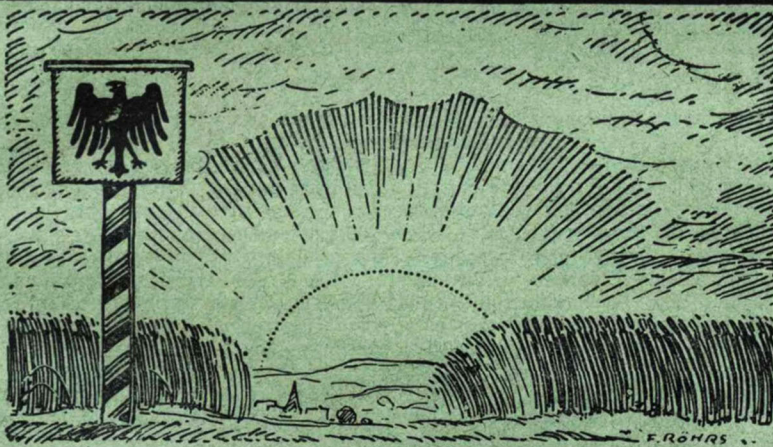
Up 'n Sünndag keem de Brut mit ehr Mudder to Besök; se füll'n doch seh'n, wo dat nu all's letten deer. Se keemen un handschlogten un lowten un lachten. Un denn güng'n se in den Bör-goorn, un de Brut künn nich genoeg wunnern un schwögen öwer de Blomenpracht, bögte sich öwer jerern Rosenstock un stöt ehr lütt Näs' in jerer Rosenknupp. Heinrich awer kreeg sien Taschenmek rut un fiünd de schiersten Rosen rut, schneed drie rode af, un de Brut stöt se in ehren Gürtel un sechg füllbst as 'n Ros ut.

Unnerdessen harr de Knecht de jungen Böß vör den Kutschwogen spannt, denn Heinrich wull sien künftig Fru dat Feld wiesen.

Mit Winken un Koppnicken föhrten se van Hoff run un rut ut dat Dörp. Buten leeg de Herrgottsjunn up de wieden Koornfeller, un een fachten Luftog streek warm un weel öwer de Halms. Still un fierlich weer dat buten, un as in 't Dörp de Sünndagskloeden lüden deern, dachten de beiden up den Wogen, dat de Kloeden nu woll ehr Glück inlüden wull'n.

Schridd för Schridd föhrten se no Hus. Dat Mäken harr den Arm in Heinrich sienem schowen, un mit de annern Hand eiete se sacht de Rosen, de nu up ehren Schoot leegen.

Helfe, daß das Werk gelinge:



**Ein neues schönes
Deutschland!**

**Auch der kleinste Sparer ist Mitthelfer!
Die deutschen Sparkassen sind ein wich-
tiges Mittel zum Wiederaufstieg. Denk
daran und spare bei der**

Sparkasse der Stadt Prenzlau

Gegründet 1888

**Scheck-, Giro- und Depositenverkehr
Heimspargbüchsen / Sparmarken**

M ü n d e l s i c h e r

Ernstste Mahnung an Eltern und Kinder!

Die Meldungen der Tagespresse über Brandschäden, die durch Kinderhand verursacht worden sind, haben leider trotz aller Hinweise in bedenklichem Umfange zugenommen. So wurde z. B. erst kürzlich von 11- bis 13jährige Knaben in Spandau ein Schaden in Höhe von ca. RM. 40 000. — durch Spielen mit brennendem Streichholz und durch Rauchen angerichtet. In einem Orte des Kreises Königsberg z. B. benutzte ein 12 jähriger Junge die Abwesenheit der Eltern, frei in einem Schrank herumliegende Streichhölzer zu entwenden und das im Stall vom Stallboden herunterhängende Heu anzustecken. Bei den Gerichtsverhandlungen stellte sich später heraus, daß dieser Junge vorher bereits 3 Brände angelegt hatte. Auch in einer Ortschaft des Kreises Lübben ist ein Brandschaden auf die Unachtsamkeit der Eltern zurückzuführen. Die 3- und 4-jährigen Kinder wurden auch in diesem Falle durch die frei auf dem Kochherd herumliegenden Streichhölzer zur Brandstiftung verleitet. Im Kreise Jüterbog erlag der 4-jährige Sohn eines Schmiedemeisters den schweren Brandverletzungen, die er sich beim Spielen mit Streichhölzern im Bett zugezogen hatte, ehe die Eltern Hilfe bringen konnten. Jedes Spielen mit Feuer ist daher unbedingt zu verwerfen. Kinder dürfen Streichhölzer grundsätzlich nicht in die Hände bekommen. Ältere Kinder und Jugendliche sind auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die bei unvorsichtiger Benutzung von Streichhölzern entstehen.

Streichhölzer müssen im Haushalt so aufbewahrt werden, daß die Kinder sie nicht erreichen können.

Das Spielen mit dem Feuer darf unter keinen Umständen geduldet werden.

Brennende Streichhölzer sollen nicht achtlos weggeworfen, sondern durch Auspusten und Austreten unschädlich gemacht werden.

Mit Vorliebe wird auch trockenes Gras an Hecken, Zäunen und Böschungen angezündet. Dabei bedenken die Kinder aber nicht, welche ungeheuren Folgen diese verwerfliche Feuerspielerei — vorwiegend während der trockenen Jahreszeit — haben kann.

Eltern und Erzieher!

Wacht, daß eure Kinder und Schutzbefohlenen nicht Brandstifter werden; auch fahrlässige Brandstiftung wird mit strengen Strafen geahndet. Da die Eltern und Pflegebefohlenen gegebenenfalls auch für den Schaden haften müssen, ist für sie Veranlassung gegeben, vorbeugende Maßnahmen zu treffen.

Jugendliche Personen sind auf die Gefahren des Rauchens in der Nähe von Gebäuden und auf den Wirtschaftshöfen aufmerksam zu machen, besonders auf das achtlose Wegwerfen der Zigarettenstummel. Gerade hierdurch sind schon zahlreiche Brände hervorgerufen worden. Es ist eine wichtige Erziehungsaufgabe, die Kinder immer wieder vor dem Spielen mit dem Feuer zu warnen, denn ein Zündholz in Kinderhand hat schon häufig das Vermögen der Eltern vernichtet.

Sehr wichtig ist auch, daß die Lehrpersonen im Unterricht immer wieder auf die Brandgefahrenquellen hinweisen. Das deutsche Volk trägt schwere Lasten. Es muß daher zur Mitarbeit an der Erhaltung der Volksgüter mehr als bisher herangezogen werden. Eltern und Lehrer werden sich dieser volkswirtschaftlich wichtigen Aufgabe in dieser Notzeit nicht entziehen.

Rätsellösungen:

1. **Bilderrätsel:** De is frant as'n Hohn, mag got äten un nischt don.
2. **Umstellrätsel:** Ferien, Amsel, Hafen, Regen, Else, Nadel, Wolga, Alwine, Leiter, Dame, Ernst = **FAHRENWALDE**.
3. **Woher? Wohin?** Ruherow — Bandelow.
4. **Kopfwechsellrätsel:** Gattin — Dattin.
5. **Kreuzworträtsel:** Senkrecht: 1. Hexenturm. 2. Fagen. 3. Irene. 4. Anten. 5. Maure. Waagrecht: 2. Figum. 6. Arena. 7. Wie 1. 8. Kentern. 9. Neune. 10. Damme.

6. **Ergänzungsaufgabe:** Rom, Ahorn, Vase, Igel, Turm, Garn, Rabe, Affe, Bach, Efeu, Nagel = **RAVITGRABEN**.
7. **Auszählrätsel:** Jung, wettest nich' Ufred, denn triegst Schläg.
8. **Silberrätsel:** Burg — Freiheit = Burgfreiheit.
9. **Füllrätsel:** 1. D. 2. Tag. 3. Römer. 4. Eismeer. 5. Essen.
6. Fee. 7. e = **Dammfee**.
10. **Tüchtig schütteln:** Linsen — Neschlin.
11. **Austausch:** Roggow — Rossow.
12. **Hänschens Malversuch:** Roland.



W. Hoffmann
Prenzlau

*Buchbinderei, Buch-
und Papierhandlung*



Verzeichnis der Messen und Märkte für das Jahr 1934.

K fl Setw Gefl Gem	K Gse Getr Ham J	K P R Rdo	S Schlo Schw D S
heißt Viehmarkt.	heißt Gespinnstmarkt.	heißt Einwandmarkt.	heißt Schafmarkt.
flachmarkt.	Gänsemarkt.	Krammarkt.	Schlachtwiehmarkt.
fettviehmarkt.	Getreidemarkt.	Pferdemarkt.	Schweinemarkt.
Geflügelmarkt.	Hammelmart.	Rohmarkt.	Viehmarkt.
Gemüsemarkt.	Jahrmart.	Rindviehmarkt.	Ziegenmarkt.

Die eingeklammerte Zahl hinter dem Datum der Märkte gibt die Zahl der Markttage an.
Die Zahl vor dem Strich bedeutet den Tag, die Zahl hinter dem Strich bedeutet den Monat, also 3. 3. = 3. April.

Wir machen darauf aufmerksam, daß die im Laufe des Jahres etwa eintretenden Neuanordnungen,
Verlegungen und Aufhebungen von Märkten zu beachten sind (daher ohne Gewähr.)

Regierungsbezirk Potsdam.

All Landsberg. K: 21/3. 21/6. 25/10. **Angermünde.** K: 18/10. **Ba-
ruth.** K: 26/3. 22/5. 30/7. 22/9.
27/11. Weihn: 14/12. RddSchw:
20/1. 24/2. 24/3. 30/4. 19/5. 29/6.
28/7. 20/8. 21/9. 19/10. 26/11. **Be-
sit.** K Jugendm: 8/5. 23/10. K Schw:
17/3. 15/12. Schw: 6/1. 3/2. 3/3.
26/5. 9. u. 23/6. 7/7. 4. u. 18/8.
15. u. 29/9. 27/10. 10/11. 8/12. P-
Schw: 20/1. 17/2. 31/3. 14. u. 28/4.
12/5. 21/7. 1/9. 13/10. 24/11. **Bees-
low.** K: 23/3. 26/10. Schw: 4. u.
25/1. 15/2. 1/3. 19/4. 7. u. 28/6.
19/7. 2/8. 6. u. 20/9. 4/10. 8. u.
22/11. RddSchw: 22/3. 3. u. 17/5.
16/8. 25/10. 13/12. **Belzig.** K St:
5/2. 11/6. 8/10. K RddSchw St: 14/3.
22/8. 29/10. Weihn St: 19/12. St:
3. u. 17/1. 14/2. 28/3. 26/4. 9. u.
30/5. 27/6. 25/7. 8/8. 5. u. 19/9.
18/10. 7. u. 22/11. 5/12. P St: 28/2.
11/4. 11/7. P St: 23/5. **Bernau.**
St: 7/3. 6/6. 5/9. 7/11. **Boitzen-
burg.** K: 20/3. 2/10. **Brandenburg
a. Havel.** K St: 22/3. 21/6. 11/10.
15/11. St: 22/2. 2/8. **Brück i. Mark.**
K Weihn: 14/12. Schw: 29/3.
Außerdem findet an jedem Frei-
tag der Woche mit Ausnahme des
Karfreitags Ferkelmarkt statt. **Dahme.**
K: 20/6. 26/9. Weihn: 17/12. Rdd-
Schw: 16/1. 20/2. 17/4. 19/6.
RddSchw: 15/5. 21/8. 25/9. 23/10.
20/11. 11/12. Schw: 20/3. 17/7.
Dallmin. St: 18/1. 15/2. 15/3. 19/4.
17/5. 21/6. 19/7. 16/8. 20/9. 18/10.
15/11. 20/12. Märkte nur vorm.
Bad Freienwalde a. d. Oder. K:
14/3. 18/7. 7/11. **Freienstein.** Jed.
Mittwoch, mit Ausnahme d. 21. No-
vember u. 26. Dez. findet Ferkel-
markt statt. **Freiesd i. Mark.** K-
RddSchw: 9/2. 4/5. 3/8. 9/11.
Hirschenerde. K: 10/10. **Gers-
walde i. Uckermark.** St: 15/5. **Glö-
wen.** Die Märkte fallen aus. **Got-
tjow.** K Schw: 16/5. 24/10. Weihn-
Schw: 4/12. Schw: 10. u. 24/1. 7.
u. 21/2. 6. u. 21/3. 4. u. 18/4. 2.
u. 29/5. 13/6. 4. u. 18/7. 1. u. 14.
u. 29/8. 12. u. 26/9. 10/10. 6. u. 20/11.
18/12. **Granzow.** K: 23/6. **Gran-
see.** K: 11/12. K RddSchw: 23/3. **Gran-
schewitz.** K: 27/10. **Greiffenberg i. Ucker-
mark.** St: 3/1. 7/2. 7/3. 4/4.
2/5. 6/6. 4/7. 1/8. 3/10. 7/11. 5/12.
Schw: 25/1. 22/2. 22/3. 19/4. 24/5.
21/6. 19/7. 16/8. 18/10. 22/11. 20/12.
P St: 4/9. **Hüterbog.** K: 30/6.
P St: Schw: 3. u. 31/1. 14. u. 28/2. 4/4.
2. u. 30/5. 13/6. 12/9. 10/10. 14/11.
29/12. P St: 17/1. 14/3. 18/4. 16/5.
27/6. 11/7. 15/8. 26/9. 31/10. 28/11.
12/12. **Königs-Wusterhausen.** K:
19/4. 11/10. RddSchw: 18/4. 10/10.
Kröpitz. K RddSchw: 18/1. 15/3.

15/5. 12/7. 24/8. 25/10. Schw: 15/2.
12/4. 14/6. 13/9. 13/11. RddSchw:
14/12. **Lehmin.** K: 2/5. 3/10. **Len-
zen a. Elbe.** K: 17/10. K RddSchw:
1/5. K Weihn RddSchw: 18/12.
St: 31/8. RddSchw: 16/10.
Außerdem St. jed. Dienstag außer
25. Dez. **Liebenwalde.** K: 8/3. 1/6.
4/10. **Luderswalde.** K Schw: 3/5.
27/9. 13/12. P Schw: 10/1. 7. u.
28/2. 21/3. 11. u. 25/4. 9/5. 6. u.
27/6. 18/7. 8/8. 5/9. 17/10. 7. u.
28/11. Die Pferde- u. Schweine-
nur vorm. **Lychen.** K RddSchw:
13/3. 26/6. 13/11. **Neuenburg a.
Prignitz.** St: 21. 3/4. 22/5.
Außerdem St. jed. Montag, mit
Ausnahme des 1. Jan., 2. April
u. 21. Mai. **Mittenthalde.** K: 28/3.
16/5. 15/8. 24/10. 12/12. RddSchw:
Schw: 13/2. 27/3. 24/4. 15/5. 26/6.
24/7. 14/8. 11/9. 23/10. 17/11. 11/12.
Neuenpoppin. RddSchw: 3/1. 21/2.
11/4. 30/5. 13/6. 4/7. 8/8. 26/9. 10/10.
7/11. 5/12. RddSchw Saat: 21/3.
Neustadt a. Dosse. K: 17/5. 11/10.
Niemeg. K Schw: 12/3. 7/5. 9/7.
15/10. 10/12. Schw: 15. u. 29/1.
12. u. 26/2. 26/3. 9. u. 23/4. 22/5.
4. u. 18/6. 23/7. 6. u. 20/8. 3. u.
17/9. 1. u. 22/10. 5. u. 19/11. 17.
u. 31/12. **Oderberg i. Mark.** K: 6/3.
6/11. **Oranienburg.** St: 27/3. 26/6.
25/9. 20/11. **Pereleberg.** K Getr:
22/2. K RddSchw: 22/5. 17/5. 23/8.
25/10. 13/12. **Plaue a. Havel.** K:
10/5. 18/10. **Potsdam.** St: 15/3.
21/6. 30/8. 18/10. 22/11. **Prigerbe-
re.** K: 9/5. 10/10. **Prigwall.** RddSchw:
Schw: 8/3. 26/4. 28/6. 30/8. 4/10.
8/11. **Pulitz.** K: 6/10. Schw: 1/3.
5/4. 3/5. 7/6. 5/7. 2/8. 6/9. 5/10.
1/11. Außerdem jeden Sonnabend
Ferkelmarkt. **Rathenow.** K: 7/6 (2).
4/10. RddSchw St: 6/6. 3/10.
Rheinsberg i. Mark. K: 15/3. 21/6.
1/11. **Rhinow.** RddSchw: 11/4.
12/9. 14/11. **Saarmund.** St: 15/2.
6/12. **Schwedt a. D.** K RddSchw St:
10/4. 3/7. 23/10. RddSchw St:
20/2. 20/3. 13/11. **Stortow.** K:
12/7. 13/12. RddSchw: 11/1. 8/2.
8/3. 12/4. 16/5. 14/6. 11/7. 9/8. 13/9.
11/10. 15/11. 12/12. **Templin.** K:
15/3. 8/11. **Teupitz.** K RddSchw:
6/3. 1/5. 1/8. 5/12. RddSchw: 5/6.
31/10. **Trebbin (Zeltow).** K: 15/1.
12/3. 28/5. 16/7. 22/10. 17/12. P St:
Schw: 13/1. 10/2. 10/3. 21/4. 26/5.
16/6. 14/7. 25/8. 22/9. 20/10. 17/11.
15/12. **Treuenbriezen.** K St: 7/3.
25/4. 15/8. 17/10. 12/12. St: 5. u.
19/1. 2. u. 16/2. 2. u. 16/3. 6. u.
20/4. 11. u. 25/5. 8. u. 22/6. 6. u.
20/7. 3. u. 31/8. 14. u. 28/9. 12. u.
26/10. 9. u. 23/11. 7. u. 21/12.
Wendisch Buchholz. K RddSchw:
17/3. 8/5. 28/8. 27/10. 15/12. Rdd-
Schw: 7/7. **Wiesenburg.** St: 11.

u. 25/1. 8. u. 22/2. 8. u. 22/3. 6.
u. 19/4. 3. u. 17/5. 7. u. 21/6. 5.
u. 19/7. 2., 16. u. 30/8. 13/9. 4. u.
25/10. 15. u. 29/11. 13/12. **Wilsnad.**
Schw: 9/1. 20/2. 20/3. 10/4. 8/5.
5/6. 3/7. 7/8. 11/9. 9/10. 6/11. 4/12.
Wittenberge. RddSchw: 3., 17. u.
31/1. 14. u. 28/2. 14. u. 28/3. 11.
u. 25/4. 9. u. 23/5. 6. u. 20/6. 4.
u. 18/7. 1., 15. u. 29/8. 12. u. 26/9.
10. u. 24/10. 7. u. 20/11. 5. u. 19/12.
Wittstock. Jeden Sonnabend St.
Wriezen (Oder). K: 7/3. 20/6. 10/10.
Zechlin. Jeden St. jeden Freitag.
Zehdenick. K: 1/3. 14/6. 4/10. 16/11.
Zossen. K: 7/6. 8/11. 13/12. Rdd-
Schw: 7/2. 7/3. 4/4. 2/5. 6/6. 4/7.
8/8. 5/9. 3/10. 7/11. 12/12.

Regierungsbezirk Stettin.

AltDamm. K: 9/11. Rdd: 8/1.
5/2. 5/3. 9/4. 14/5. (je 2). 11/6.
13/6. 9/7 (2). 6/8 (2). 3/9 (2). 8/10
(2). 12/11 (2). 3/12 (2). St: 10/1.
7/2. 7/3. 11/4. 16/5. 11/7. 8/8.
5/9. 10/10. 14/11. 5/12. Schw St:
26/1. 23/2. 23/3. 27/4. 25/5. 22/6.
27/7. 24/8. 21/9. 26/10. 23/11.
21/12. Rdd: 12/6. **Altenkirchen a.
Rügen.** K: 6/7. **Anklam.** St: 5/9
(2). St: 6/3. 10/7. 11/9. Rdd: 13.
u. 20/10. St: 5/6. **Bahn.** K: 9/5.
31/10. **Barth i. Pomm.** K: 27/9
(2). St: 8/8. St: 30/10. **Bergen
a. Rügen.** K: 11/7. St: 31/10. St:
28/3. St: 28/7. **Cammin i. Pomm.**
K: 5/10. 14/11. K St: 23/3. 25/4.
28/5. 26/9. P St: 7/11. **Daber
(Kr. Rautberg).** K: 21/3. 13/6.
10/10. 12/12. St: 2., 9., 16., 23.
u. 30/1. 6., 13., 20. u. 27/2. 6.,
13., 20. u. 27/3. 3., 10., 17. u.
24/4. 1., 8., 15., 22. u. 29/5. 5.,
12., 19. u. 26/6. 3., 10., 17., 24.
u. 31/7. 7., 14., 21. u. 28/8. 4.,
11., 18. u. 25/9. 2., 9., 16., 23.
u. 30/10. 6., 13., 20. u. 27/11. 4.,
11., 18. u. 27/12. **Damgarten.
K:** 23/2. 16/11. St: 25/9. **Dem-
min.** St: 25/10 (1/2). RddSchw: 20/3.
19/6. 14/8. 23/10. **Idschow.** K: 5/4.
25/10. 6/12. **Franzburg i. Pomm.
K:** 7/3 (1/2). 20/10. **Freienwalde
i. Pomm.** K: 4/4. 17/10. St: 2.,
8., 15., 22. u. 29/1. 5., 12., 19.
u. 26/2. 5., 12., 19. u. 26/3. 3.,
9., 16., 23. u. 30/4. 7., 14., 28/5.
4., 11., 18. u. 25/6. 2., 9., 16., 23.
u. 30/7. 6., 13., 20. u. 27/8. 3.,
10., 17. u. 24/9. 1., 8., 15., 22. u.
29/10. 5., 12., 19. u. 26/11. 3.,
10., 17., 24. u. 31/12. **Garz a. Od-
der.** K: 13/2. 29/5. 2/10. **Garz a. Rüg.
K:** 9/7. 29/10. **Gingst a. Rüg. K:**
17/7. **Gollnow.** K: 18/4. 7/11.
RuchowSchw: 22/1. 19/2. 19/3. 23/4.
28/5. 25/6. 23/7. 20/8. 17/9. 22/10



Jeder Uckermärker liebt seine Heimat und bevorzugt deshalb das so überaus

beliebte Qualitäts- Bier

aus der

**Uckermärker
Brauerei-Betriebs-
Genossenschaft**
E. G. m. b. H.



Fernsprecher: Nummer 172
Niederlag.: Templin, Lychen
Zehdenick und Angermünde

Das gute Konditorei-Kaffee

Carl Schülenbürg

Friedrichstr. 202
Stettiner Str. 40
„Am Bahnhof“

bleibt stets bemüht, mit der Zeit zu gehen und seinen verehrten Gästen nur erstklassige Erzeugnisse zu liefern!!

Neuzeitliche und behaglich eingerichtete Räume

Große Konfitüren Sonderabteilung

Keks, Kakao, Tafel-
Schokoladen

J. Burmeister

Sartenbaubetrieb in Prenzlau

Neubrandenburger Str. 77 • Fernsprecher 165



Dekorationen zu Festlichkeiten • Bindereien
Topfpflanzen • Gemüse- u. Blumenpflanzen
Landschafts-Gärtnerei • Samen-Handlung

Alle Bücher

die Ihnen von anderen Stellen angeboten werden oder die in Zeitungen u. Zeitschriften angezeigt sind, können Sie durch uns beziehen • Sie sparen Porto und Versandkosten, da wir alles zum OriginalLadenpreis liefern

kostenlos

erhalten Sie Kataloge und Prospekte und gewähren Ihnen gerne Zahlungserleichterung!!

Uckermärkische Buchhandlg. Richard Filfer, Prenzlau

*.....natürlich gibt es
alle guten Marken*

*wie Mende, Blaupunkt, Seibt, Telefunken
Sachsenwerk, Saba, Volksempfänger*

bei Filter

*Es heißt doch nicht umsonst:
„Radio bei Filter!“*

*Auch Sie sollten sich die wunder-
vollen neuen Apparate bald
einmal ansehen — und zu Hause
vorführen lassen — selbstver-
ständlich kostenlos und unver-
bindlich. Sie werden sich freuen!*

Maler

**TH. LANGE
PRENZLAU**

Wilhelmstr. 68 / Fernruf 238

Geschäftsbestand seit 1863

Also über 70 Jahre

Stets zeitgemäße und zuverlässigste
Ausführung sämtlicher Malerarbeiten

A.F. Klebe

Prenzlau

Königstr. 140 / Gegründet 1803

Juwelier

Lager in: Gold- und
Silberwaren • Ver-
silberte u. silberne
Bestecke aller Art!

Erzeugnisse der Württembergischen
Metallwarenfabrik

Blumenhalle

O. Hartmann

Prenzlau

Friedrichstraße 249

Blumen für Freud u. Leid



*Prima Hyazinthen- und
Tulpen-Zwiebeln*



Ufermärkischer Kurier

Das Heimatblatt des
Ufermärkers, das in
seinem Hause fehlen
sollte. Anzeigen haben
den größten Erfolg

Drucksachen

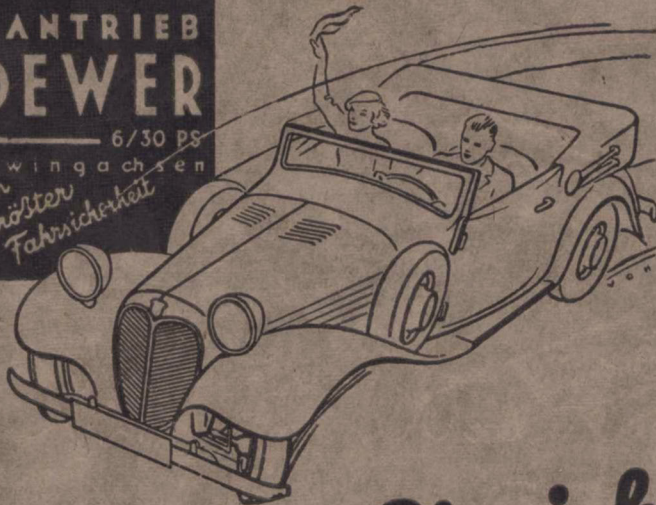
jeder Art, von der Visitenkarte bis zum
mehrfarbigen Plakat, schnellste Lieferung

C. Vincent, Prenzlau

VORNANTRIEB
STOEWER

TYP R 140 — 6/30 PS
mit Schwingachsen

*Der Wagen
mit größter
Fahrsicherheit*



Entscheiden Sie sich

zum Autokauf nicht eher, bevor Sie nicht auch diesen Wagen mit seinen überragenden Fahreigenschaften und seiner formvollendeten Schönheit gesehen und unverbindlich Probe gefahren haben. Ihre Wahl wird dann bestimmt

nur für den STOEWER

Vornantrieb, 1,5 Ltr., 30 PS

ausfallen • Er ist der Wagen, der allen Ihren Ansprüchen gerecht wird.

Leistungsfähig • Wirtschaftlich • Formenschön.

Stoewer-Werke Aktiengesellschaft vormals Gebrüder Stoewer
Verkaufsfiliale Stettin - Telephon 27244

STOEWER Vornantrieb, Typ R 140, 30 PS,
der deutsche Qualitätswagen